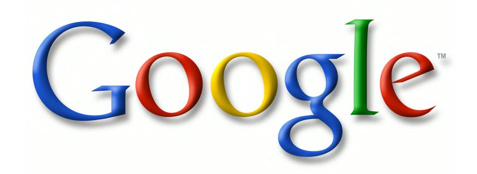
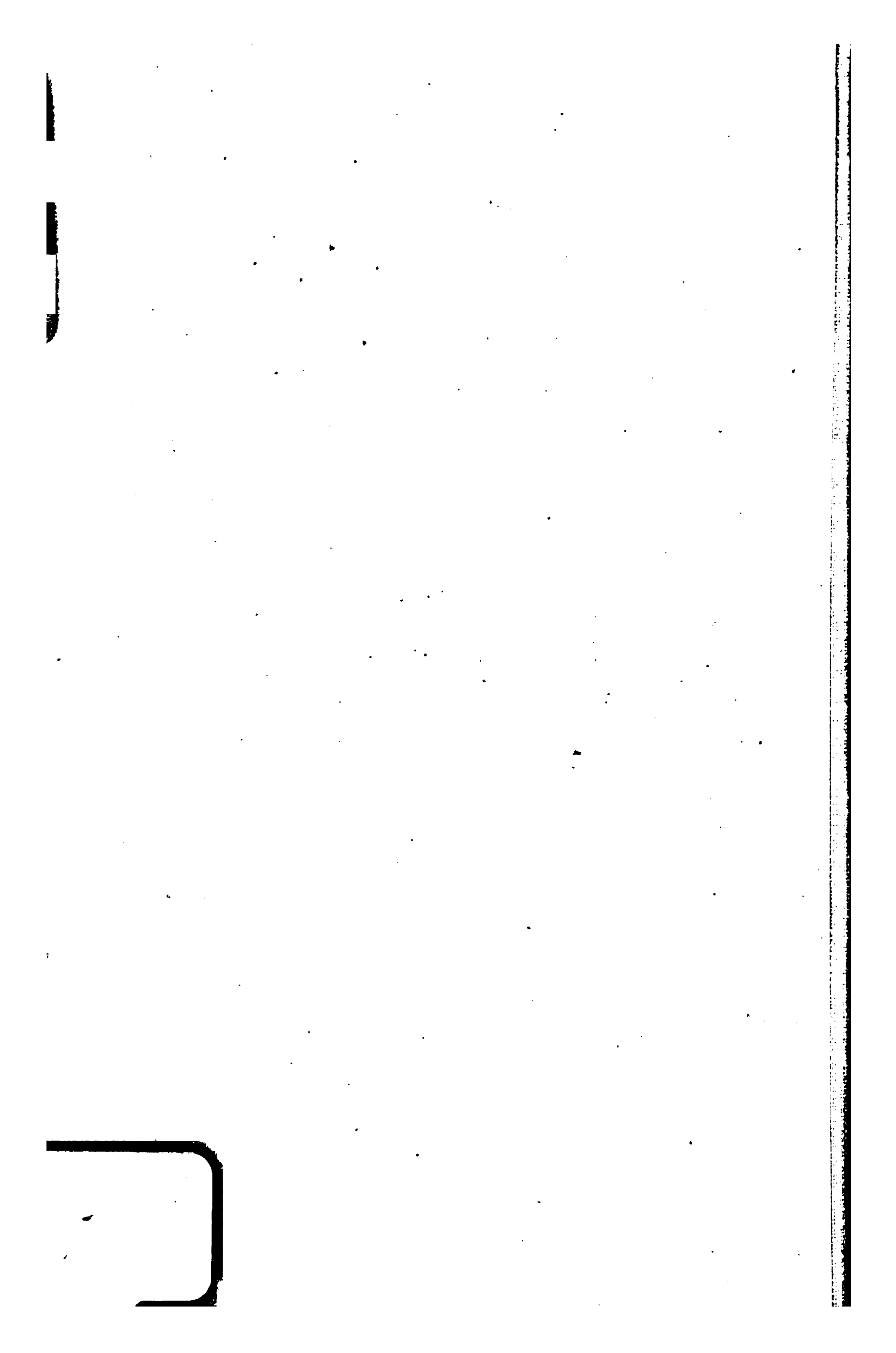






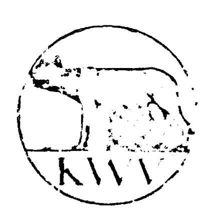
Anatole France
Büste von Lavergue

Komödiantengeschichte

Roman

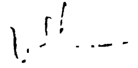
von

Anatole France

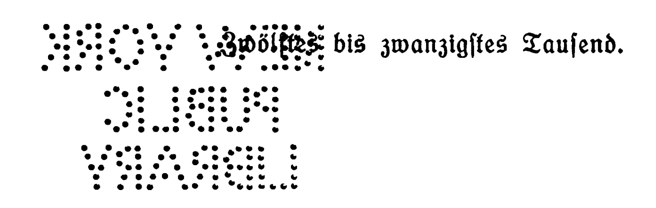


Deutsch von Heinrich Mann
Einführung von Georg Brandes

Kurt Wolff Verlag, Leipzig



Einzig autorisierte deutsche Ausgabe.
Die Übersetzung des Essays von Georg Brandes,
1904 zuerst erschienen, hat Ida Anders besorgt.



Zwölftes bis zwanzigstes Tausend.

Anatole France

von

Georg Brandes

Der wahre Schriftsteller ist daran zu erkennen, daß man, sobald man nur eine Seite von ihm vor sich hat, darin mindestens e i n e n Satz oder eine Wendung findet, die nur er geschrieben haben kann.

Man nehme folgenden Satz: Falls man diesem friedlichen Seelsorger Glauben schenken darf, so können wir der göttlichen Güte gar nicht entwischen, und wir kommen alle ins Paradies — es sei denn, daß es kein Paradies gäbe, was überaus wahrscheinlich ist.

Dieser Satz handelt von Renan, er muß von einem Lehrlinge Renans sein, dessen Scherz vielleicht ein wenig freier ist als der des Meisters. Mehr läßt sich nicht sagen.

Oder man nehme diesen: Sie war die Witwe von vier Männern — ein fürchterliches Frauenzimmer, dem man alles zutraute, außer geliebt zu haben, deshalb geehrt und geachtet. — Es gibt nur einen Mann, der ihn geschrieben haben kann. Er beweist in scherzendem Tone, daß die Gesellschaft der Frau alles verzeiht, außer einer Leidenschaft, teilt dem Leser diese Beobach-

tung vorübergehend, wie durch einen flüchtigen Anstoß, mit.

Oder diesen Satz: Wir sollen die Natur nicht lieben, sie ist nicht liebenswürdig; sie auch nicht hassen, sie verdient keinen Haß. Sie ist alles. Es ist eine große Last, alles zu sein. Es macht fürchterlich schwer und unbeholfen.

Es gibt nur einen, der die Natur wegen ihrer Gleichgültigkeit gegen uns Menschen mit der Wendung entschuldigen würde: Es ist eine große Last, alles zu sein.

Man lese folgenden Passus: Es ist ein wahres Elend, zu denken, Gott bewahre dich davor, mein Sohn, wie er seine größten Heiligen davor bewahrt hat, sowie die Geister, die er mit besonderer Zärtlichkeit geliebt und für die ewige Seligkeit bestimmt hat.

Es ist ein Abt, der so spricht, und der ohne einen Schimmer von Ironie spricht. Die Ironie hat hier doppelte Auszugsröhren. Man spürt das Lächeln des Verfassers hinter dem Ernst des Abtes.

Er ist in seiner Ironie kernig wie wenige.

Er sagt: Cicero war in politischen Dingen ein Gemäßigter der gewaltsamsten Art.

Er ist in seiner Satire malerisch wie wenige. — Wir anderen haben die Wendung gebraucht: „Gleichheit vor dem Gesetz, das heißt: vor den Gesetzen, die die Wohlhabenden für die Armen und Männer und Frauen erlassen haben.“ Wir anderen haben behauptet, daß das Gerechtigkeitsideal eine nach der Verschiedenheit der einzelnen abgemessene durchgeführte Ungleichheit vor dem Gesetz sein müsse. Wir anderen haben gesagt: Wenn die Ungleichheit schon im Gesetz steckt, wo bleibt da die Gleichheit?

Aber wenn man liest: Das Gesetz verbietet in seiner majestätischen Gleichheit den Reichen wie den Armen, unter den Brücken zu schlafen, auf den Straßen zu betteln und Brot zu stehlen — so gibt es nur einen Mann, der dies geschrieben haben kann.

Dieser eine Mann ist Anatole France. Auffallend in diesem Stil ist die Ironie; sie verrät ihn als geistigen Nachkommen Renans. Doch die Ironie Frances ist trotz der Ver-

wandtschaft eine ganz andere. Renan spricht als historischer oder kritischer Schriftsteller stets im eigenen Namen, und man hört aus den erdichteten Personen in seinen philosophischen Schauspielen, noch mehr aus denen in seinen philosophischen Dialogen, unmittelbar ihn selbst heraus. Die Ironie Frances verbirgt sich hinter Treuherzigkeit. Renan vermummt sich, France verwandelt sich. Er schreibt von Anschauungen aus, die seinen eigenen gerade entgegengesetzt sind, altchristlichen oder mittelalterlich katholischen Anschauungen — und durch das Gesagte versteht man, was er meint.

Andere Schriftsteller können ebenso witzig, ebenso ironisch-fein sein oder scheinen — sie gleichen ihm doch nicht. Es ist, wie wenn man in dem besten Porzellangeschäft ein Stück aus einer anderen Fabrik mitbringt, ebenso fehlerlos, ebenso schön dekoriert; dann wiegt die verkaufende Dame es in der Hand, sieht es an und sagt: Das ist eine andere Masse.

Wenn von France die Rede ist, dann kann man lange suchen, ehe man eine Masse findet,

die jener gleichwertig ist, deren Herstellung ihm nach einer Arbeit von sechsunddreißig Jahren gelungen ist.

Anatole France ist nicht mehr jung, aber seine Berühmtheit ist ziemlich neu. Am 16. April 1904 wurde er 60 Jahre alt; doch kann man ihn wohl erst seit elf Jahren berühmt nennen.

Er beginnt als ganz junger Mann kleine literarhistorische Essays und schöne Gedichte zu schreiben; aber er ist 37 Jahre alt, als man zum ersten Male auf ihn, auf seine unschuldige Erzählung ‚Le crime de Sylvestre Bonnard‘, achtet, und es dauert bis zu dem Jahre 1892—93, ehe er seine Originalität beweist.

Wenn er lange im Schatten gestanden hat, so beruht es zunächst darauf, daß seine Entwickelung zur vollen Eigenart langsam vor sich ging. Er ermangelte des Mutes, ganz er selbst zu sein, brauchte Aufmunterung von außen her.

Sodann beruht es darauf, daß große erzählende Talente, die jetzt verschwunden sind, den Vordergrund einnahmen, Erzähler wie Maupassant, Daudet, Zola — darauf, daß Talente wie Bourget und Huysmans zum Klerikalismus, Talente wie Jules Lemaitre zum Nationalismus, Talente wie Hervieu zum Theater abschwenkten. Nicht zum wenigsten darauf, daß der große Stilkünstler fortgegangen ist, dessen Erbe er war: Ernest Renan.

Erst als dieser feine Zweifler und begeisterte Gedankenfromme, in dessen Spuren er wandelte, und erst als die fruchtbaren üppigen Dichter verstummt waren, deren Bücher das meiste Aufsehen erregten, war der Platz um den Baum des Wissens, den er gepflanzt hatte, derartig aufgeräumt, daß die Sonne darauf fallen und der Baum von allen Seiten sichtbar werden konnte.

Jene anderen Franzosen stammten aus den Provinzen: Daudet und Zola aus der Provence, Maupassant aus der Normandie, Renan aus der Bretagne, Hervieu aus Neuilly, Bourget aus Amiens; Huysmans

war niederländischer Abstammung. France, dessen ganzer Guß zarter und schon von Anfang an weniger fest war als der der Provençalen und Normannen, ist geborener Pariser und trägt das Gepräge eines solchen.

Sein Meister Renan wurde erst Pariser, als sein Leben zu Ende ging, als er nicht mehr das Gepräge des Bretagners trug und nicht mehr der Lehrling der Deutschen war. — France war von Anbeginn an Pariser.

Licht und Luft von Paris waren ursprünglich seine Lebensluft, der Garten von Luxembourg war für ihn Frankreichs Natur und die Straße seine Erziehungs-Anstalt. Er hat als Kind im Quartier latin die Mädchen Milch und die Arbeitsmänner Kohlen in jedermanns Tür tragen sehen. Er ist ein gründlicher Kenner der Pariser Handwerker und Krämer.

Die Fenster der Papierhändler haben durch ihre Bilder seine Blicke gefesselt, und er hat seinen ersten Unterricht erhalten, indem er in den Kisten der armen „fliegenden“ Buchhändler an den Bollwerken der Seine blätterte.

Er selbst war der Sohn eines solchen armen Buchhändlers oder vielleicht Buchhandlungsgehilfen. Er ist geboren in einer Buchhandlung, erzogen zwischen alten klugen Büchern, geheimnisvollen Erinnerungen an ein Leben, das nicht mehr existierte. Er hat daraus gelernt, wie flüchtig das Dasein ist, wie wenig von der Arbeit eines Geschlechts übrigbleibt, und dies hat ihm eine Grundsumme von Trauer, Sanftmut und Mitleid eingeflößt.

Es ist außerordentlich, wie viel kleine Buchhandlungsläden er beschrieben hat, in Paris wie außerhalb Paris, die Bücher in ihnen, die Besuchenden und die Gespräche, die geführt werden. Immer wieder hat er bei den braven fliegenden Buchhändlern an den Ufern der Seine verweilt — die jetzt in ihm ihren Schutzgeist erblicken — bei ihrem erbärmlichen Dasein, wie sie in Kälte und Regen dastehen, selten etwas verkaufend.

Uns, denen keiner der heutigen Franzosen dermaßen französisch vorkommt wie Anatole France — denn er trägt in sich die ganze

Überlieferung von den Erzählern des Mittelalters über Montaigne bis zu Voltaire — uns wundert es nicht, daß er kühn den Namen seines Vaterlandes an Stelle seines eigenen angenommen hat. Aber France war auch der Vorname seines bescheidenen Vaters — er hieß France Thibaut. Für die kleinen Leute in der von ihm bewohnten Straße, der Allee Villa Saïd, ist er jedoch nicht France. Der kleine Mann nennt ihn Monsieur Anatole.

Die Strandstraßen der Seine leben immer in seinem Gedächtnis. Irgendwo sagt er: „Ich bin erzogen auf diesem Kai, zwischen Büchern von demütigen und schlichten Menschen, an die ich allein noch denke. Wenn ich nicht mehr bin, so wird es sein, als hätten sie nie existiert."

Er nennt an einer anderen Stelle diese Uferstraßen das Adoptivvaterland aller Menschen mit Gedanken und Geschmack.

Er sagte an einer dritten Stelle: „Ich bin erzogen worden an den Bollwerken, wo die alten Bücher sich mit der Landschaft mischen. Die Seine entzückte mich..... Ich bewun-

derte den Fluß, der am Tage den Himmel widerspiegelte und Boote trug, nachts sich mit Edelsteinen und leuchtenden Blumen bedeckte."

Ein Bücherfreund war und blieb er.

Einer der Züge, die den Leser von Frances Werken zuerst in Erstaunen versetzen, ist diese bei einem Roman- und Novellendichter ganz ungewöhnliche literarische Bildung und die Art dieser Bildung. Wir sind bei französischen Schriftstellern gewöhnt an die Ungelehrten, deren Bildung nur französisch ist, an die Zöglinge der Normalschule, deren Bildung einseitig klassisch ist, und an die Gelehrten, deren Bildung europäisch ist. Doch France besitzt eine reiche volle Bildung, erworben in einem Europa, von dem die germanischen Völker ausgeschlossen sind. Er kann weder Englisch noch Deutsch. Das ist der Hauptgegensatz zwischen seiner Bildung und der Renans. Aber man vermißt es bei ihm nicht wie bei anderen.

Renan war morgenländischer Philologe; die semitischen Sprachen waren sein Feld;

deutsche Wissenschaft hatte seinen Geist genährt. Was France gründlich kennt, das ist das lateinische und griechische Altertum, aber auch die lateinische und italienische Literatur des Mittelalters. Deshalb ist er — nebenbei bemerkt — ein eifriger Verteidiger der klassischen Schulbildung. „Ich hege," sagt er irgendwo, „eine verzweifelte Liebe zu den lateinischen Studien. Ohne sie ist es mit der Schönheit des französischen Genius aus. Wir sind Lateiner. Die Milch der Wölfin ist der beste Teil unseres Blutes."

Womit er sich besonders vertraut gemacht hat, das ist die Gärungszeit, als das Christentum mit dem Heidentum in den antiken Gemütern kämpfte, sodann die ganze christliche Sagenwelt, deren Legenden er mit Treuherzigkeit und gut verhohlener Ironie wiederzugeben weiß, endlich die italienische und besonders die französische Geschichte der Vergangenheit, von der Zeit Cäsars bis zum 18. Jahrhundert, dessen Anfang in seiner ‚Reine Pédauque' lebt.

Sehr häufig beschäftigt seine Kunst sich

mit religiösen Stimmungen und Zuständen. Und hier ist der Gegensatz zu Renan am schärfsten. Denn während dessen Gemüt stets religiös bewegt, seine Ausdrucksweise oft salbungsvoll war, ist France in der Behandlung religiöser Stoffe trotz der scheinbaren Ehrfurcht im tiefsten Innern so nüchtern wie Voltaire.

Zu diesen Bildern aus der Vergangenheit haben sich auf seiner letzten Entwicklungsstufe Bilder aus dem heutigen Frankreich gesellt, überdies mit Porträts von Personen, die noch vor kurzer Zeit das Gesprächsthema bildeten, wie Verlaine oder Esterhazy.

Doch es ist nicht das moderne Leben, das seine dichterische und persönliche Vorliebe besitzt. Eines Tages, als er einem Besucher seine Bücher zeigte und dieser sich darüber wunderte, daß es nicht mehr und keine modernen unter ihnen wären, sagte France:

„Ich habe keine modernen Bücher, behalte die nicht, die ich bekomme; ich sende sie an einen Freund auf dem Lande weiter.“ (Der Freund auf dem Lande dürfte nach französi-

scher Sitte einer jener kleinen Buchhändler an der Seine sein, die France so gut kennt.) — „Aber machen Sie sich nichts daraus, sie kennen zu lernen?" — „Meine Zeitgenossen, nein! Was sie mir erzählen können, weiß ich selbst ebensogut. Ich lerne mehr von Petronius als von Mendès." —

Deshalb ließ France sich gewiß auch nur halb widerstrebend darauf ein, eine Reihe von Jahren hindurch im Feuilleton des „Temps" als Kritiker die Schöpfungen seiner Zeitgenossen zu besprechen. Die vier Bände, in denen er seine Artikel gesammelt hat, sind jedoch außerordentlich unterhaltend. France behauptet hier von Anfang bis zu Ende, daß der Kritiker nie eine sachliche, sondern nur persönliche Kritik liefern könne, nie etwas anderes als sich selbst darzustellen vermöchte, daß es also, wenn er von Horaz oder Shakespeare spreche, nur bedeute, daß er anläßlich Horaz' oder Shakespeares von sich selbst spreche.

France sprach also stets von sich selbst: „Ich hoffe, daß wenn ich von mir spreche,

jeder an sich denkt." France gab als Kritiker seine persönlichen Eindrücke wieder und erzählte gern Geschichten, meist Ereignisse aus seiner Kindheit oder frühen Jugend, die diese seine Eindrücke beleuchteten und erklärten. Ein Kritiker in strengerem Sinne war er nicht, und als seine Bücher größeren Absatz zu finden begannen, hörte er mit der Kritik auf. Aber nichtsdestoweniger sind seine Aussprüche in diesen vier Bänden höchst bezeichnend für seine Persönlichkeit, verraten deren Geist, deren Begrenzung und deren Vorurteile — Vorurteile, die er allmählich gesprengt hat.

Der Freund, dem France antwortete: „Ich habe keine modernen Bücher in meinem Hause," fragte lächelnd: „Nicht einmal Ihre eigenen?" „Nein", antwortete France, „was man selbst gebaut hat, — wäre es auch ein Palast — ist einem so bekannt, daß man den Anblick davon nicht erträgt. Ich könnte es nicht aushalten, meine Bücher in meinen Händen zu haben. Was sollte ich mit ihnen?" „Wiederholungen vermeiden."

„Ich wiederhole mich deshalb auch beständig,“ antwortete France.

Das ist leider wahr — es ist eine der Lieblingssünden dieses Schriftstellers. Allzuoft kehrt bei ihm derselbe Gedanke fast mit denselben Worten wieder, zuweilen wiederholt er sich von einem Buche zum andern. Seite für Seite.

Ein wie treues Selbstporträt France in der Person des Bildhauers in der „Roten Lilie“ gegeben hat, kann man mit Bezug auf seine angeführte Antwort ersehen, wenn man sie mit folgender Stelle vergleicht: Frau Martin-Bellème sagt: „Ich sehe keine von deinen eigenen Arbeiten, nicht eine Statue oder ein Relief.“ — Er antwortet: „Wie kannst du glauben, daß es mir Vergnügen machen würde, unter meinen eigenen Arbeiten zu leben. Die kenne ich allzugut ... sie langweilen mich“ ...

Daß Dechartre nur eine Maske für France ist, wird beinahe zugestanden durch die Fortsetzung: „Wenn ich auch ein paar schlechte Figuren modelliert habe, so bin ich kein Bild-

hauer. Viel eher ein Stück von einem Poeten und Philosophen."

Das literarische Leben Frances teilt sich nach einem Anlauf von fünfzehn Jahren in zwei Abschnitte: und in jedem dieser beiden Abschnitte tritt es so verschieden auf, daß man sagen könnte, es gibt zwei Frances.

Im ersten Abschnitt ist er der feine Ironiker, der, hoch erhaben über den Menschenschwarm, dessen Bestrebungen und Kämpfe mit einem überlegenen, mitleidigen Lächeln beobachtet. — Im zweiten Abschnitt zeigt er sich als Streiter. Er nimmt nicht nur Partei, sondern er bestätigt bei seinem Auftreten den Glauben an gerade das, womit er seinen Scherz getrieben und worüber er gespottet hatte: den gesunden Instinkt des Volkes, die Bedeutung der Mehrheit, die steigende Wirklichkeit des Fortschrittes, ja, den Glauben an die Lehren, die anzunehmen er sich als Denker geweigert hatte — die Theorie der Demokratie, den Sozialismus als Lehre.

Als ein Freund einst in höflichen, aber bestimmten Worten ihm diese letzte Haltung als kaum völlig ehrlich vorwarf, antwortete France in einer Weise, die die eigentliche Spitze zu umgehen wußte, mit der Frage: Kennen Sie irgendeine andere Macht, die es mit der Kirchengewalt und dem Nationalismus im Verein aufnehmen kann, als die sozialistische Arbeiterpartei?

Er machte die theoretische Frage zu einer praktischen.

Als der Freund bemerkte, daß er selbst in einem ähnlichen Falle ausdrücklich seinen praktischen Anschluß an eine Partei erklärt und doch gleichzeitig Abstand von ihrer Lehre genommen hatte, wandte France sich lächelnd an einige junge Mädchen und sagte: „Ist er nicht unmöglich? Allzu honett und störrisch wie ein roter Esel!"

In der größeren Hälfte seines Lebens war France sicherlich einig mit seinem Abbé Coignard, der eine zärtliche Verachtung vor den Menschen hegt, und der die Erklärung der Menschenrechte nicht unterschrieben haben

würde, nicht eine Zeile davon — „auf Grund der scharfen und unbilligen Trennung, die dort zwischen dem Menschen und dem Gorilla gemacht wird". Er neigte damals — wie Coignard — hauptsächlich zu dem Glauben, daß die Menschen boshafte Tiere seien, die man nur mit Macht oder List in Zucht halten könne.

Noch viele Jahre später, da er als erklärter Demokrat aufgetreten ist, läßt er sein Sprachrohr Bergeret zu seinem Hunde sagen: „Du weißt es nicht, daß das, was die Völker zu Ehren bringt, nicht in den dummen Rufen besteht, die auf den öffentlichen Plätzen erschallen, sondern in dem stillen Gedanken, der in einer Dachstube empfangen wird und eines Tages das Antlitz der Erde verändert." — Bergeret sagt auch höchst undemokratisch: „Die Wissenschaft ist der Souverän, nicht das Volk. Eine Dummheit, die von 36 Millionen Mündern wiederholt wird, hört doch nicht auf, eine Dummheit zu sein."

Mit dieser Gesinnung kann man von beiden Lagern, dem radikalen wie dem kon-

servativen, als Anhänger betrachtet werden, ungefähr wie es Ibsen eine Zeitlang im Norden wurde. France wurde der konservativen Partei einverleibt. Er war noch vor kurzer Zeit, noch 1897, der Kandidat für die Akademie, den die konservative Partei, die Herzöge, dem der Kirchengewalt feindlichen Schriftsteller Ferdinand Fabre entgegenstellten.

Mit seinem Sinn für Mäßigung und Takt verabscheute er damals seinen späteren Kampfgenossen Zola, verabscheute ihn aber freilich ohne besondere Mäßigung, schrieb: „Ich beneide ihn nicht um seinen widerwärtigen Ruhm. Nie hat ein Mensch sich in der Weise bestrebt, die Menschheit zu erniedrigen und alles zu verleugnen, was gut und recht ist. Nie hat jemand in dem Grade das Ideal der Menschheit verkannt."

Es lag hierin mehr Liebe zum guten Geschmack als Sinn für Genie. Es muß anerkannt werden, daß France später für diese und viele ähnliche Aussprüche Abbitte geleistet hat, u. a. in der schönen und warmen

Rede, die er an dem Grabe Emile Zolas hielt, jedoch schon lange vor dessen Tod.

Und wie er jahrelang über den Geschmacklosigkeiten und Übertreibungen das Genie des Mannes übersah, der sein bester Kampfgenosse werden sollte, so verherrlichte er seinerseits mit einiger Übertreibung die Männer, die auf Leben und Tod zu bekämpfen er gezwungen wurde und deren Begrenzung und schwache Seiten er späterhin gründlich kennen lernen mußte.

Er hat im vollen Ernst geschrieben: „Ich glaube nicht, daß man jemals hat intelligenter sein können als heute Paul Bourget und Jules Lemaitre."

Er hatte damals kein Verständnis für die Höllenfurcht Bourgets, für den Mangel an innerem Gleichgewicht bei Lemaitre. Diesem späteren Fanatiker des Nationalismus hat er folgendes Zeugnis ausgestellt: Er ist einer der Menschen, die niemand übelwollen, sondern duldsam und wohlwollend sind. Er ist ein furchtloser Verstand, eine lächelnde Seele, lauter Nachsicht. —

Schon als dies geschrieben wurde, war Lemaître boshaft und kleinlich, wenn auch vielleicht noch nicht niedrig. Wenige Jahre später stand er als Vizepräsident der Patrie française an der Spitze der Bande, die Dreyfus auf der Teufelsinsel gefangen hielt und den Staatscoup gegen Loubet predigte. Wenige Jahre später war Paul Bourget in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt und griff mit äußerster Gewaltsamkeit jedes moderne Streben an, sogar Volksaufklärung, Arbeiterunterricht. Das waren Frances Intelligenzhelden.

Im Vergleich zu der Haltung dieser Männer kann die Haltung Frances in den letzten sechs Jahren fast erbaulich genannt werden.

Mag sein, daß er als Volksredner — eine Betätigung, zu der er von Natur nicht angelegt ist — sich etwas bejahender und gläubiger ausgesprochen hat, als ihm im tiefsten Innern zu Mute ist — dabei ist nicht ausgeschlossen, daß das, was in dem letzten Jahrzehnt in ihm zum Durchbruch gekommen, das Manneswesen selbst ist, wie es

hinter dem Gedankenspiel des Grüblers und den Selbstverwandlungen des Dichters verborgen lag.

Mit einem Male streifte er jegliche Zweifelsucht von sich ab und stand da, mit Voltaires alter Klinge in seiner Hand blitzend, gleich ihm unwiderstehlich durch seinen Witz, gleich ihm der fürchterliche Feind aller Kirchenmacht, gleich ihm Fürsprecher der Unschuld. Doch weiter gehend als Voltaire, meldete er sich als Freund der Armen in dem großpolitischen Kampf.

Daß dieser Durchbruch kam, war unzweifelhaft eine Folge des Umstandes, daß Frankreichs ganze Kultur, seine alte Stellung als Hort der Gerechtigkeit ihm bei einer Krise in der öffentlichen Moral in Gefahr zu schweben schienen; aber ohne eine Anregung von außen wäre der Durchbruch kaum gekommen. Mehr als irgendein anderer hat hier vielleicht eine Freundin Frances mitgewirkt, in deren Haus er schon viele Jahre lang der liebste tägliche Gast gewesen ist und wo er sein zweites Heim hat.

France bedachte sich nicht, kühn seinen Namen in die Wagschale zu legen, als in Frankreich die Kraftprobe stattfand zwischen einigen wenigen Auserkorenen auf der einen, dem Heer, der Kirche, den Machthabern und der irregeführten Menge auf der anderen Seite.

In seiner Eigenschaft als Kämpfer hat France die beiden letzten Bände seiner ‚Histoire contemporaine' geschrieben, seine Reden im Cahier de la Quinzaine herausgegeben, bei der Enthüllung von Renans Statue wie an Zolas Grab gesprochen und das Vorwort zu Combes' gesammelten Reden geschrieben.

Es ist eines der Zeichen unserer Zeit, daß France jetzt der Mann ist, an den Frankreichs Premierminister sich wendet, um seine Aussprüche bei der französischen Lesewelt einführen zu lassen. Es zeigt, welche Macht man ihm zuschreibt, und wie entschieden er Partei genommen hat. —

France hat zuweilen sich selbst in seinen Büchern eingeführt. Er nimmt das Zurückhaltende und Weise in seinem Wesen und macht daraus Herrn Bergeret. Er nimmt den ruhigen Zynismus in seinem Wesen und macht daraus den Arzt Trublet in der ‚Histoire comique‘. Er nimmt sein leidenschaftlich schönheitliebendes Ich und macht daraus den Bildhauer Dechartre in der ‚Roten Lilie‘. Er führt sich in demselben Roman fast mit Nennung seines Namens als den Schriftsteller Paul Vence ein — dies natürlich, damit man nicht merken solle, daß France außerdem die Hauptperson, der Bildhauer, ist; ebenso wie hier Mary Robinson genannt wird, um ihre Wesenseinheit mit der englischen Dichterin im Buche, Miß Bell, zu decken, und wie Oppert erwähnt wird, damit man nicht sagen könne, er sei der Altertumsforscher Schmoll — was er unzweifelhaft ist.

Als Vence bei der Heldin eingeführt wird, heißt es: Sie hielt Paul Vence für den einzigen wirklich begabten Mann, der in ihr

Haus kam. Sie hatte ihn geschätzt, ehe seine Bücher ihm einen so großen Namen gemacht hatten. Sie legte großen Wert auf seine tiefe Ironie, seinen empfindlichen Stolz, sein Talent, das in der Einsamkeit gereift war.

Und Paul Vence ist dermaßen France selbst, daß, als er am Schlusse des Buches sagt: „Der Mann war weise, der da schrieb: Laßt uns den Menschen Ironie und Mitleid zu Zeugen und Richtern geben," Frau Martin-Bellême antwortet: Aber, Herr Vence, das haben Sie ja selbst geschrieben. — Und es steht wirklich an mehreren Stellen in Frances Büchern.

Eine tiefe Ironie ist also die erste Eigenschaft, die er sich selbst beilegt.

Wir sahen, wie diese Ironie, verschieden von der Renans, nur durch die Treuherzigkeit einer anderen Person hindurchschimmert.

In ‚Thaïs' heißt es z. B. von der Heldin, einer griechischen Kurtisane: Dieses Weib zeigte sich bei Festspielen und scheute sich nicht, in der Weise als Tänzerin aufzutreten, daß ihre allzu geschmeidigen und kunst-

fertigen Bewegungen an die schrecklichsten Leidenschaften erinnerten und zu ihnen aufreizten. — Dies ist gefühlt und gesagt von dem Standpunkt eines Mönches.

Ebendaselbst sieht Pafnucius den Teufel Seelen quälen. Nirgends deutet der Erzähler einen Zweifel oder Unglauben an, nirgends steht, daß dies Vision, nicht Wirklichkeit war. Im Gegenteil: Kleine grüne Teufel durchbohrten seine Lippen und seine Kehle mit glühendem Eisen.

Diese Treuherzigkeit ist eine seltene Eigenschaft in der französischen Literatur, die Kunst der Franzosen ist (trotz Lafontaine) in der Regel nicht naiv, sondern schon bei Molière und in seinem ganzen Jahrhundert sowie dem folgenden völlig bewußt. Doch die Naivität ist ein mächtiges Mittel zur Erzielung künstlerischer Wirkungen — so gewiß die Wirkung auf Umwegen, die des Lesers eigene Mitarbeit erheischt, stärker ist als die direkte Mitteilung, die dem Verstande nicht den leichten fördernden Stoß versetzt.

Wo France als historischer Erzähler auftritt, da spricht er treuherzig, wie ein Zeitgenosse sprechen und denken würde. Das verspürt man am besten in ‚Klio', wo er überall auf Glauben und Aberglauben, Vorstellungen und Vorurteile der Vergangenheit eingeht. Es heißt z. B. von dem alten griechischen Sänger, der uns einen Begriff von Homer geben soll: „Da er ein guter Dichter war, so glichen seine Verse in jeder Weise denen der Vorfahren." Er hat in den Liedern aus der Vergangenheit von ihm selbst geschriebene Verse eingeflochten, verheimlicht es aber aus Furcht davor, daß man es ihm verübeln könnte. — Farinata degl' Uberti lobt den Bürgerkrieg auf Kosten aller anderen Kriege: „Er ist," sagt er „schön und vornehm. Krieg mit dem Auslande kann nützlich sein, trägt aber wenig Ehre ein." Der Anführer der römischen Reiterei unter Cäsar hält es für richtig und verständig, den Atrebaten Komm ermorden zu lassen, da er doch nur ein Barbar ist. Deshalb lädt er ihn freundlich zu sich ein. — Der Dichter verrät nirgends

mit einer Miene, daß er anderer Meinung ist als die Betreffenden.

Es ist denn auch bezeichnend, daß die Treuherzigkeit als Bestandteil sich in den lebendigsten Gestalten findet, die France geschaffen hat. Ihr nächster Bestandteil ist gewöhnlich eine starke und zuweilen recht schamlose Sinnlichkeit, gegen die France wenig einzuwenden hat und deren Darstellung ihn ergötzt.

Man nehme den Abbé Coignard in der Reine Pédauque, ein blitzgescheuter Kopf, eine kindliche Seele, ein schamloser Körper. Man nehme Choulette in der Roten Lilie, genial, kindlich, verfallen, schamlos. Dieses Porträt von Verlaine ist in der Gestalt des Gestas in ‚l'Etui de narce' variiert. Bei all diesen eine Mischung von Treuherzigkeit und zynischer Genußsucht, die Schamlosigkeit als halb kindlich.

Abbé. Coignard untergräbt alles Anerkannte mit seinen Zweifeln und führt ein höchst liederliches Leben, hält aber an jeder Faser der katholischen Religion fest. Kind-

licher noch ist sein Schüler Tournebroche. Choulette ist der alte ruinierte Bohémien, ewig jung als Dichter, aufgelöst von Trunkenheit und Mitleid mit den Armen und Kleinen, wie es von Coignard heißt: halb ein Francesco von Assisi, halb ein Epikuräer, ein großes, gläubiges, schamloses Kind.

Diese Vereinigung, Naivität und Zynismus, bewirkt es, daß der Hund Riquet einer der trefflichsten Charaktere Frances wird. Kein Mann ist ja zynisch wie ein Hund, und kein Kind kindlicher.

Es fällt ihm schwer, sich in Herrn Bergerets Anschauungsweisen hineinzuversetzen. Er fährt dem wackeren Tischler in die Beine, nur weil dieser eine einfache Bluse und sein Werkzeug trägt; er ist durchdrungen von allen alten Vorurteilen aus der Lehnszeit.

Aber seine Gedanken sind ein kleines Meisterwerk von Hundeunschuld und wohl zusammengedrängter Ironie. Hier ein paar Proben:

„Menschen, Tiere und Steine wachsen, wenn sie sich mir nähern, und werden un-

geheuer groß, wenn sie mir nahe am Leibe sind. Ich nicht. Ich bleibe immer gleich groß, wo ich auch bin.

Hundegeruch ist ein entzückender Duft.

Mein Herr hält mich warm, wenn ich hinter ihm in seinem Lehnstuhl liege. Das kommt davon, daß er ein Gott ist. Es ist auch eine warme Fliese vor dem Kamin. Die Fliese ist göttlich.

Ich rede, wenn ich will. Auch von dem Munde meines Herrn gehen Laute aus, die eine Art Sinn haben. Aber der Sinn ist weniger deutlich als der, den ich mit meiner Stimme ausdrücke. In meinem Munde hat alles Sinn. In meines Herrn Munde ist viel leerer Lärm.

Es gibt Wagen, die Pferde auf den Straßen ziehen. Sie sind fürchterlich. Es gibt auch Wagen, die von selbst laufen und heftig pusten. Auch sie sind voller Feindschaft. Menschen in Lumpen verdienen Haß, ebenso die, die Körbe auf dem Kopfe tragen oder Tonnen rollen.

Ich kann auch keine Kinder leiden, die in

großer Eile hintereinander herlaufen, einander jagen und sich anpacken, in den Straßen aus vollem Halse schreiend. Die Welt ist von feindlichen und gefährlichen Dingen erfüllt.

Ich liebe meinen Herrn, weil er mächtig und fürchterlich ist.

Eine Handlung, für die man Prügel bekommt, ist eine schlechte Handlung. Eine Handlung, für die man gestreichelt wird, ist eine gute Handlung."

Gebet. „O, mein Herr Bergeret, du Gott der Fleischknochen, ich bete dich an: Sei gepriesen, wenn du Furcht einjagest! Sei gepriesen, wenn du freundlich bist! Ich krieche dir zu Füßen, ich lecke deine Hände! Erhaben bist du und über die Maßen schön, wenn du an deinem gedeckten Tisch Fleisch die Menge verschlingest! Erhaben bist du und über die Maßen schön, wenn du mit einem Holzsplitterchen die Flamme hervorzauberst und die Nacht zum Tage machst! Bewahre mich in deinem Hause und schließe jeden anderen Hund aus!" —

Das ist eine Parodie auf die Religiosität der Menschen, ausgeführt in aller Gutmütigkeit, und doch recht scharf.

Wenn Herr Bergeret sich nun an diesen Hund wendet, so wendet er sich an den ganzen zurückgebliebenen Teil der Menschheit.

„Auch du, armes kleines, schwarzes Wesen, das du so schwach bist trotz deiner spitzen Zähne und deines tiefen Schlundes, auch du huldigst der äußeren Größe und der uralten Religion der Ungerechtigkeit. Auch du lässest dich durch Lügen verführen. Auch du hast Rassenhaß.

Ich weiß wohl, du besitzest eine dunkle Güte, Kalibans Güte. Du bist fromm, du hast deine Theologie und Moral. Und du weißt es nicht besser. Du achtest auf das Haus und verteidigst es, sogar gegen den, der sein Verteidiger und seine Zier ist. Der Handwerker, den du fortjagen wolltest, hat, so einfach er ist, vorzügliche Gedanken. Du hast sie nicht gehört.

Deine behaarten Ohren hören nicht auf den, der am besten spricht, sondern auf den,

der am lautesten ruft. Und die Furcht, die natürliche Furcht, die der Berater deiner Vorfahren gewesen sowie der meinen, als sie Höhlenbewohner waren, die Furcht, die die Götter und die Verbrechen schuf, macht dich den Unglücklichen abwendig und beraubt dich allen Mitleides." —

Die Ironie gewinnt an Stärke, indem sie in die Unschuld des Hundes gehüllt wird. So wird sie gewöhnlich bei France verhüllt. So als er im ‚Herrn Bergeret' den Gedankengang seiner Gegner aufdeckt in den beiden Kapiteln, die zu Anfang und Schluß aus einem angeblichen Werke des Jahres 1538 vorgelesen werden, in dem France mit tadelloser Meisterschaft Sprache, Schreibweise und Gedankengang des 16. Jahrhunderts nachgeahmt hat: der Schrift über die Trublions, die damaligen Nationalisten.

Wie überhaupt die geistigen Anlagen Frances in etwas an Voltaire als Erzähler erinnern, so liegt etwas von ‚Candide' hinter seinen Hauptpersonen und im Geist seiner Romane. Auch Candide war naiv. France

hat Voltaire immer wieder gelesen und unendlich viel von ihm in sich aufgenommen. Ein Voltairescher Satz wie dieser: „Der Unsterblichkeitsglaube und die baumwollenen Stoffe finden zugleich in Afrika eine große Verbreitung" klingt ganz, als wäre er von France. Freilich ist die Treuherzigkeit bei France echter, während die Größenverhältnisse der beiden Schriftsteller selbstverständlich sehr ungleich sind.

Die vier Bände der Zeitgenössischen Geschichte, wovon die beiden letzten durch ihre witzige Polemik in der Dreyfussache den Kämpfern gegen die Nationalisten eine nicht zu unterschätzende Unterstützung brachten, sind zwar von ungleichem Wert, aber als Ganzes ein gar seltenes Werk reifster Erfahrung und olympischer Überlegenheit. Die Hauptperson, der sanfte und weise Hahnrei Herr Bergeret, steht als Typus nicht hinter den Persönlichkeiten zurück, in denen andere große französische Dichter sich

verkörpert haben. Er ist ein würdiger Bruder von Alceste, Figaro und Mercadet.

Künstlerisch noch vollendeter als die große mehrbändige Erzählung sind die modernen Novelletten, die in der Sammlung Crainquebille vereinigt sind. Die kleine Geschichte, nach der die Sammlung benannt ist, wird mit Milde und Einfachheit, Bitterkeit und Schärfe erzählt. Die Handlung ist so einfach, daß sie sich in wenigen Zeilen zusammendrängen läßt. Ein braver alter Mann, der einen Straßenhandel mit Gemüse betreibt, ist mit seinem Karren an einem stark belebten Punkt der Straße vor einem Laden stehen geblieben. Er wartet auf seine Bezahlung für verkauften Schnittlauch. Ein Schutzmann fordert ihn auf, die Straße zu passieren, und da er des Alten Gemurmel „Ich warte auf mein Geld“ überhört, wiederholt er seine Aufforderung ein zweites und nach einigen Augenblicken ein drittes Mal, worauf er ihn, wütend über seinen „Widerstand gegen die Obrigkeit“ verhaftet und vor dem Richter beschuldigt, er hätte gegen die Polizei das

beim Volk übliche französische Schimpfwort gebraucht, das jener nicht in den Mund genommen hat. Der Richter, der jener Aussage des Polizisten mehr Glauben schenkt als dem Leugnen des armen Mannes, verurteilt ihn zu vierzehntägiger Haft und fünfzig Franken Geldstrafe.

Als er aus dem Gefängnis kommt, haben seine Kunden sich inzwischen bei einem andern versorgt und wollen von ihm, dem Bestraften, nichts mehr wissen. Er sinkt immer tiefer in Armut und Elend, bis er zuletzt, um sich ein Dach über dem Haupte zu schaffen, keinen andern Ausweg weiß, als auf einen Schutzmann loszugehen und ihm dasselbe Schimpfwort ins Gesicht zu sagen, das ausgestoßen zu haben er jüngst mit Unrecht beschuldigt wurde. Der Polizist aber, der mit stoischer Ruhe im strömenden Regen an einem Laternenpfahl lehnt, verachtet die Beleidigung und rührt sich nicht von der Stelle, so daß dem Armen selbst diese Zuflucht versagt bleibt.

Ist ‚Crainquebille' ergreifend, so ist die

folgende kleine Geschichte ‚Putois' ebenso witzig wie tiefsinnig.

„Lucien, erinnerst du dich des Putois?" fragt Zoe ihren Bruder, Herrn Bergeret.

„Ob ich mich des Putois erinnere? Keine Gestalt aus meiner Kindheit steht so lebendig vor mir. Sein Kopf war spitzig." —

„Seine Stirn war niedrig," fügt Fräulein Zoe hinzu. Und nun deklamieren Bruder und Schwester abwechselnd mit eintöniger Stimme und sonderbarem Ernst, als sagten sie einen Steckbrief her:

„Niedrige Stirn. — Gläserne Augen. — Scheuer Blick. — Runzeln an der Schläfe usw. Ferner: Mager. — Ein wenig krumm. — Scheinbar schwach; doch in Wirklichkeit ungewöhnlich stark, konnte ein Fünffrankenstück zwischen Zeigefinger und Daumen biegen. — Der Daumen war ungeheuer groß." Und noch mannigfache Einzelheiten.

Die Tochter Pauline fragt: „Wer war Putois?" und erhält die Antwort, daß er Gärtner, Sohn ehrenhafter Landleute, Gründer einer Baumschule zu Saint-Omer war.

Aber er machte schlechte Geschäfte und mußte als Landarbeiter umherziehen. Als solcher benahm er sich nicht immer lobenswert. Wenn Vater etwas auf seinem Schreibtisch vermißte, pflegte er zu sagen: „Ich habe einen Verdacht, daß Putois die Hände im Spiel gehabt hat."

„Ist das alles?" fragt Pauline.

„Nein, mein Kind, das ist nicht alles. Es war an Putois das Merkwürdige, daß, so gut wir ihn auch kannten, er dennoch . . ."

„Nicht existierte," ruft Zoe.

„Welches Wort!" bricht Herr Bergeret aus. „Wie kannst du so etwas behaupten wollen! Hast du die Bedingungen des Daseins und die vielen Arten, auf die man existieren kann, hinlänglich bedacht?"

Und Herr Bergeret erklärt seiner Tochter, daß Putois als erwachsener Mann geboren wurde, als er selbst und seine Schwester Kinder waren. Ihre Eltern bewohnten ein kleines Haus in Saint-Omer und hatten ihr Leben eingerichtet, wie es ihnen paßte, als sie von einer alten reichen Großtante der Mutter

entdeckt wurden, die ein Gut in der Nähe besaß und die Verwandtschaft dazu benutzte, ihnen Einladungen zu jedem Sonntag Mittag aufzudrängen, indem sie behauptete, ordentliche Leute äßen Sonntags mit ihrer Familie zu Mittag.

Da der Vater sich bei diesen Mahlzeiten zu Tode langweilte, forderte er von der Mutter, sie solle die Einladungen ausschlagen, gleichviel unter welchem Vorwand. Und so wurde die sonst so wahrhafte Mutter veranlaßt, eines Tages zu sagen: „Diesen Sonntag unmöglich. Ich erwarte den Gärtner." Da bekam Putois seine erste Bestimmung.

Da die Familie nur eine Handvoll Erde besaß, fragte die Tante erstaunt, ob der Gärtner in diesem Garten arbeiten solle, und als dies bestätigt wurde, bemerkte sie sehr vernünftig, man könne ihn ja an einem der Wochentage kommen lassen. — Dies erzwang mit Notwendigkeit die Antwort, daß Putois nur Sonntags Arbeit annehmen könne, er sei die ganze Woche in Anspruch genommen. — So erhielt Putois seine zweite Eigentümlichkeit.

Auf die Frage, wie er hieße, bekam er endlich seinen Namen. Und von dem Augenblick an, da er einen Namen hatte, führte er eine Art Dasein. Da die Tante weiter seine Wohnung wissen wollte, wurde er notwendigerweise umherziehender Arbeiter oder Vagabund und erhielt so außer dem Dasein eine Lebensweise.

Sobald die Tante ihn für sich arbeiten lassen wollte, zeigte er sich unauffindbar. Da sie alle Welt nach ihm ausfragte, wurde es entdeckt, daß die meisten glaubten, ihn gesehen zu haben, und daß andere ihn kannten, aber nicht genau wußten, wo er im Augenblick sei, bis der Steuereinnehmer bestimmt erklärte, daß Putois für ihn Holz gehauen habe, zwischen dem 19. und 23. Oktober des Jahres, da der Komet sich zeigte.

Eines Tages kam die Tante und hatte ihn gesehen: einen etwa fünfzigjährigen Mann, mager, mit krummem Rücken, schmutziger Bluse: er sei einem Landstreicher ähnlich. Sie hatte laut Putois! gerufen, und er hatte sich umgedreht.

Von dem Tage ab wuchs Putois immer stärker, nahm mehr und mehr an Wirklichkeit zu. Es wurden der Tante drei Melonen gestohlen. Sie hatte Putois in Verdacht. Auch die Polizei war der Ansicht, er sei der Schuldige, und fing an, ihn zu suchen. In der Zeitung der Stadt beschrieb ein Journalist Putois in einem vollständigen Signalement; er besaß, wie es sich zeigte, eine wahre Verbrecherphysiognomie. Kurz danach wurde die Tante wieder bestohlen, dieses Mal um drei kleine silberne Löffel; sie erkannte den Handgriff Putois' in diesem Diebstahl. Von nun an war er der Schrecken der Stadt.

Als die Köchin der Tante guter Hoffnung schien, zweifelte die Dame keinen Augenblick daran, wer der Verführer sei, und ihre Vermutung wurde bestärkt, als die Köchin weinend ihre Fragen ohne Antwort ließ. Da das Mädchen häßlich und bärtig war, erweckte die Geschichte viel Heiterkeit, und Putois war in der Volksphantasie der reine Satyr. Als eine Kellnerin und eine kleine Bucklige im selben Jahre ihre Niederkunft erwarteten, wurde

Putois in der volkstümlichen Auffassung ein wahres Ungeheuer.

Die kleinen Kinder sahen überall einen Schimmer von ihm; er ging des Abends an dem Garten vorbei oder schien über die Mauer geklettert zu sein. Unerklärliche Tintenkleckse an Puppen rührten von ihm her. Er heulte mit den Hunden, jammerte nachts mit den Katzen, trat leise ins Schlafzimmer hinein, wurde ein Gemisch von Popanz, Kobold und Sandmann. Den Vater interessierte der Glaube an Putois als typisch für allen menschlichen Glauben, und da ganz Saint-Omer von der Existenz des Putois überzeugt war, wollte er als guter Bürger diesen Glauben nicht zerstören.

Was die Mutter betrifft, so warf sie sich zwar vor, daß sie Putois zur Welt gebracht hatte; alles in allem hatte sie sich ja doch nicht schlimmer betragen als Shakespeare, da er Caliban erschuf. Eines Tages wurde sie sogar ganz bleich, als das Mädchen kam und sagte, ein Landarbeiter stehe in der Küche und wünsche mit der gnädigen Frau zu sprechen.

— „Sagte er seinen Namen?“ — „Ja, Putois.“ — „Wie?“ — „Putois, gnädige Frau! Er wartet in der Küche.“ — „Was will er?“ — „Er will nur der gnädigen Frau sagen, weshalb er kommt.“ — „Geh' dennoch und frag' ihn, was er will!“

Als das Mädchen in die Küche kam, war Putois jedoch nicht mehr dort. Aber von dem Zeitpunkt an fing die Mutter an, selbst ein bißchen an seine Existenz zu glauben.

Die Geschichte ist gleich tief und fein. Sie dreht sich darum, was ein eingebildetes Dasein heißt. Putois wird durch eine Mythenbildung erzeugt, und er wirkt mit der Kraft mythischer Gestalten. Niemand kann die Herrschaft mythischer Wesen über das Gemüt der Menschen, noch ihre Wirkungskraft in menschlichen Seelen leugnen. Götter und Göttinnen, Geister und Heilige haben Schwärmerei eingeflößt und Schrecken eingejagt, haben ihre Altäre gehabt, Verbrechen eingeflüstert, sind der Ursprung von Gebräuchen und Gesetzen gewesen. Satyre und Silenen haben die menschliche Einbildungskraft ein

Jahrtausend hindurch erfüllt, haben Meißel und Pinsel in Bewegung gesetzt. Der Teufel hat seine vieltausendjährige Geschichte, ist fürchterlich, witzig, einfältig, grausam gewesen, hat Menschenopfer gefordert und ist nicht nur von Zauberern und Hexen angebetet worden, sondern hat bis in unsere Tage seine Priester gehabt. France denkt jedoch nicht nur an den Teufel, sondern geht höher hinauf.

Und er will nicht allein auf scherzhafte Weise ein Licht auf die Mythenbildung, sondern ein anderes und stärkeres auf die menschliche Urteilskraft werfen. Wenn die Tante Frau Bergeret in Verdacht hat, den umstreifenden Gärtner für sich behalten und Putois gar nicht an andere abtreten zu wollen, bemerkt der Verfasser mit einem Lächeln, daß manche geschichtliche Urteile, die von allen Menschen angenommen worden sind, ebensowohl begründet seien, wie jene Annahme es war. Hier wie anderswo behauptet France, daß es ungereimt sei, an das gerechte Urteil der Nachwelt zu glauben.

Er hat es immer wunderbar gefunden, daß Frau Roland an die unparteiischen Nachkommen appellieren konnte und gar nicht bedachte, daß, wenn ihre Zeitgenossen, die sie hinrichteten, boshafte Affen waren, die Wahrscheinlichkeit überwältigend sei, daß die Nachkommenschaft dieser Affen ihren Eltern und Ureltern ähnlich sehen würde.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, sagt Schiller. Wer es glaubt, wird selig. Die Nachkommenschaft ist nur gerecht, insofern die Sache ihr gleichgültig ist, und da sie nur mit größter Schwierigkeit die Toten ins Verhör nehmen kann, da sie außerdem kein unpersönliches Wesen ist, sondern aus mehr oder weniger beschränkten Menschen besteht, so wird das Weltgericht auch danach. Die geschichtliche Gerechtigkeit ist ein Putois.

Der Ruhm ist ein Putois, ein eingebildetes, wesenloses Geschöpf, dem eine Menge Menschen nachjagt, und das sich dann in ein Nichts aufgelöst, gerade wenn es in Kraft treten soll, nämlich nach ihrem Tode.

Allerwärts eingebildete, künstliche Existenz,

für Wirklichkeit ausgegeben und dafür genommen! Es ist gar nicht nötig, bei der Religion zu verweilen, wo es allzu leicht ist, Putois nachzuweisen; sein großer Schatten fällt auf die ganze Theologie. Man denke aber nur an die Illusionen in der Politik, an die Rolle der Titel im gesellschaftlichen Leben. Oder man bedenke, welchen Platz die eingebildeten Existenzen in unserem Gefühlsleben einnehmen! Gesetzt, man könnte das Bild der Geliebten zeichnen, das sich in der Phantasie des Liebenden bildet in dem Augenblick, da er alle ihre vermeintlichen Vorzüge vor sich sieht; und nebenbei das Bild anbringen, das von ihr zurückbleibt, wenn die Liebe verdampft ist, und er sie nach und nach all der Eigenschaften entkleidet hat, die ihn an ihr bezauberten — das Signalement des ersteren Bildes würde nicht weniger unwirklich erscheinen als das Signalement von Putois.

Wer nach der Lektüre dieser kleinen Novelle sich in Träumereien ergehen läßt, fühlt, wie viele Gedanken sie in Bewegung setzt, und

spürt, wie die Bewohner von Saint-Omer, Putois überall.

Der Fehler der meisten historischen Schilderungen besteht ja darin, daß die Bilder aus der Vergangenheit verschoben werden in Übereinstimmung mit der Bedeutung, die sie für eine spätere Zeit bekommen haben. Bei Gobineau spricht Michelangelo von Raffael, wie man es im 19. Jahrhundert tat, wenn man sie zusammen nannte. Bei Wilde spricht Johannes der Täufer wie in den Evangelien, die mit gewissen Absichten vor Augen lange nach seinem Tode geschrieben wurden. Wo auch immer in moderner Poesie und Kunst die Gestalt Jesus berührt wird, ganz gleich in welchem Geiste, bei Paul Heyse, bei dem Japaner Sadakichi Hartmann oder bei dem Dänen Edvard Söderberg, so ist er die Hauptfigur seiner Zeit, die alle beschäftigt.

Mit unendlicher Feinheit hat France in seiner Novelle ‚Judaeas Prokurator' Jesus

auf seinen Platz im Bewußtsein eines zeitgenössischen Römers gestellt. Daß Jesu Auftreten und Tod zu seiner Zeit nur eine kleine Schar einfacher Leute in Jerusalem beschäftigt, ist für jeden, der lesen kann, allein durch den Umstand bewiesen, daß Josephus, der im zeitgenössischen Palästina alles kennt, ihn in seinen echten Partien weder kennt noch nennt.

Wenn man einwendet, daß ein Ereignis wie die Kreuzigung doch Eindruck gemacht haben müsse, so vergißt man, was für eine allgemeine und unbeachtete Sache in unruhigen Zeiten eine Kreuzigung war. Später während des jüdischen Krieges im Jahre 70, bei dem nach Josephus 13 000 Juden in Skythopolis, 50 000 in Alexandria, 40 000 in Jotapata, im ganzen 1 100 000 getötet wurden, ließ Titus im Durchschnitt jeden Tag 500 Juden ans Kreuz schlagen. Sie wurden, wenn sie sich vom Hunger geplagt vor die Mauern Jerusalems schlichen, gefangen genommen, dann gemartert und darauf gekreuzigt, so daß es schließlich in Palästina kein Holz zu Kreuzen mehr gab.

Zu seiner Hauptperson hat France den Titus Aelius Lamia gewählt, an den das 17. Gedicht im 3. Buche von den Horazischen Liedern gerichtet ist, ein junger Lebemann, der bei ihm wegen eines erotischen Vergehens mit der Gattin eines Konsulars von Tiberius verbannt wird, und den France nach Palästina kommen und im Hause des Pontius Pilatus freundlich aufgenommen werden läßt. Es sind seitdem an die 40 Jahre vergangen, und Aelius Lamia ist längst nach Italien zurückgekehrt, gebraucht jetzt die Bäder in Bajä und sitzt gerade an einem Fußpfade auf einem Hügel, in seinem Lucretius lesend, als eine Sänfte von Sklaven vorbeigetragen wird und er in dieser Sänfte seinen alten Gastfreund zu erblicken glaubt.

Und es ist wirklich Pontius, der hier in dem Badeort mit seiner ältesten verwitweten Tochter wohnt. Sie sprechen von alten Tagen, von all der Mühe, die Pontius mit diesen Juden hatte, die dem Bilde des Kaisers auf den Fahnen nicht huldigen wollten, und die sich eher zu Tode prügeln ließen, als daß sie

es anbeteten; alle Augenblicke kamen sie zu ihm gelaufen und verlangten den Tod irgendeines Unglücklichen, dessen Verbrechen er nicht herausfinden konnte, und der ihm nur ebenso verrückt vorkam wie seine Ankläger. Lamia wendet ein, daß Pontius der Blick für die guten Eigenschaften dieser Juden fehle. Aber er gesteht, daß er selbst ein besonderes Wohlwollen für die Jüdinnen empfand. Er sah eines Abends eine auf einem schlechten Teppich in einer Schankbudenhöhle bei einem erbärmlichen Licht mit erhobenen Armen zum Klang der Zymbeln tanzen. Der Tanz war barbarisch, der Gesang heiser, aber die Bewegung der Hüften war Zauberei, und der Blick war der Blick Kleopatras. Schweres rotes Haar hatte sie, und lange Zeit folgte er ihr überall hin. „Aber sie lief mir fort", erzählt er weiter, „als der junge Laienprediger und Wundermann aus Galiläa nach Jerusalem kam. Von ihm wurde sie unzertrennlich, und sie schloß sich der kleinen Schar von Männern und Frauen an, die ihn stets umgab. Du entsinnst dich seiner wohl noch?"

— „Nein,“ sagt Pilatus. — „Er hieß, glaube ich, Jesus, war aus Nazareth.“ — „Ich besinne mich nicht auf ihn,“ sagt Pilatus. — „Du wurdest genötigt, ihn ans Kreuz schlagen zu lassen.“ — „Jesus,“ murmelt Pilatus, „aus Nazareth — ich kann mich gar nicht entsinnen — —.“

Hier hat man Frances Wirkungsweise in ihrer Eigenart und seine Kunst in ihrer tiefen Wahrheit.

So weit entfernt ist er davon, das Verhältnis des Pilatus zu Jesus im Lichte späterer Zeiten zu sehen, daß er den römischen Statthalter dies für ihn ganz alltägliche Ereignis völlig vergessen haben läßt, während Lamia es nur um Magdalenens willen im Gedächtnis behalten hat.

France hat Magdalena noch einmal gezeichnet, und zwar in der Erzählung ‚Laeta Acilia‘ in der Sammlung Balthasar. Er dichtet, daß sie aus Judäa verjagt worden und mit einem Schiff nach Marseille gekommen sei, wo sie ihre Beschützerin, die Gattin eines römischen Ritters, zu belehren sucht.

Die Römerin wünscht sich ein Kind. Maria verspricht, für sie zu beten. — Als sie zurückkehrt, ist Laeta Acilia schwanger. — Dann erzählt Magdalena ihr, daß sie eine Sünderin gewesen, als sie zum ersten Male den schönsten Mann, den Sohn des Menschen, gesehen. Sieben Teufel trieb er ihr aus. Und sie hat sich vor ihm auf die Knie geworfen und alle in einer Alabastervase enthaltene Salbe über die angebeteten Füße des Rabbi gegossen. Und sie wiederholt die Worte, die der sanfte Meister zu ihrer Verteidigung sprach, als die Schüler sie in groben Ausdrücken abwiesen. Seit der Zeit hat sie im Schatten des Meisters wie in einem neuen Paradiese gelebt. Deshalb war sie auch die erste, die ihn auferstanden sah.

Aber der Römerin kommt es vor, als wolle Magdalena ihr die Freuden ihres ruhigen Lebens verleiden. Sie hat bisher nicht gewußt, daß es ein anderes Glück auf der Welt gäbe als das ihr bekannte.

„Ich will deinen Gott nicht kennen. Du hast ihn allzu tief geliebt. Um ihm zu ge-

fallen, soll man sich mit aufgelöstem Haar ihm zu Füßen werfen. Das ist keine Stellung für die Gattin eines römischen Ritters. Geh' deiner Wege, Jüdin! Dein Gott kann nicht der meine werden. Ich habe nicht das Leben einer Sünderin geführt, und ich bin nicht von sieben Teufeln besessen gewesen. Ich bin nicht auf Irrwegen umhergeschweift. Ich bin ein achtungswertes Weib. Geh' deiner Wege!"

Was France an diesen Gestalten fesselt, ist der Gegensatz in der Gefühlsart der beiden Frauen — der religiös-erotischen Verzücktheit der Asiatin und der vom Herkommen bestimmten ehelichen Liebe der Römerin.

So streift er stets als Dichter die Geschichte.

Zu dem Vielen, an das er nicht glaubt, gehört indessen die wissenschaftliche Geschichtschreibung: Die Geschichte ist eine Darstellung der Ereignisse der Vergangenheit. Aber was

ist ein Ereignis? Eine merkwürdige Tatsache. Wer entscheidet, ob eine Tatsache merkwürdig ist oder nicht? Das entscheidet der Historiker willkürlich nach seinem Geschmack. Eine Tatsache ist außerdem ein sehr zusammengesetztes Ding. Stellt der Historiker es nun zusammengesetzt dar, wie es ist? Unmöglich. Also abgehackt und beschnitten. Aber die historische Tatsache wird durch unhistorische oder unbekannte Tatsachen herbeigeführt, wie kann der Historiker denn ihre Verkettung darlegen?

Dieser Gedankengang liegt France so sehr am Herzen, daß er ihn volle drei Male darstellt, in der Vorrede zu ‚La Vie littéraire', in ‚Herrn Jérôme Coignards Ansichten' und in ‚Epikurs Garten'. Als Dichter benimmt er den Forschern gern durch seine Zweifel den Mut. Es ist, behauptet er, unmöglich, die Vergangenheit zu kennen; man kann es nicht schaffen, all das zu lesen, was gelesen werden müßte. Zweimal erzählt er darüber eine Pargbel, und zwar gleichlautend:

Als der junge Prinz Zemire den Thron

Persiens bestieg, rief er die Gelehrten seines Reiches zusammen und sagte zu ihnen:

Mein Lehrer hat mir erklärt, daß die Könige, um Irrtümer zu vermeiden, die Geschichte der Völker kennen müßten. Schreibt mir eine Weltgeschichte und sorgt dafür, daß sie vollständig wird.

Nach Verlauf von zwanzig Jahren stellten die Gelehrten sich wieder dem Könige vor, gefolgt von einer Karawane, bestehend aus zwölf Kamelen, deren jedes 500 Bände trug.

Der Sekretär der Akademie hielt eine kleine Rede und lieferte die 6000 Bände ab.

Der König, der vollauf mit der Regierung zu tun hatte, dankte. Aber, sagte er, ich habe nun die Mitte meines Lebens erreicht, und selbst wenn ich alt werde, habe ich keine Zeit, eine so lange Geschichte zu lesen. Drängt sie zusammen!

Die Gelehrten arbeiteten noch zwanzig Jahre und kamen wieder, gefolgt von drei Kamelen, die 1500 Bände trugen: Hier ist unser Werk, wir glauben nicht, etwas Wesentliches ausgelassen zu haben.

Es ist möglich, aber ich bin jetzt alt. Verkürzt die Geschichte und beeilt euch.

Nach nur zehn Jahren kamen sie wieder, gefolgt von einem jungen Elefanten, der nur 500 Bände trug. Diesmal haben wir uns kurz gefaßt.

Es ist wahr. Aber mein Leben ist bald zu Ende. Kürzt von neuem!

Nach Verlauf von fünf Jahren kam der Sekretär wieder. Er ging auf Krücken und führte einen kleinen Esel, der ein dickes Buch auf dem Rücken trug.

Beeile dich, sagte ein Offizier, der König liegt im Sterben.

Ich werde sterben müssen, ohne die Geschichte der Menschen zu kennen, sprach der König.

Nein, antwortete der alte Gelehrte. Ich werde sie in drei Worte zusammenfassen: Sie wurden geboren, litten und starben.

Deshalb ist France trotz seiner großen Forscherbegabung Novellist und Romandichter, kein Historiker geworden.

Er ist jedoch kein solcher Schwarzseher,

wie man den Schlußworten nach glauben sollte. Die Menschen haben bei ihm auch Freuden, er betont stets den Wert der Freude gegenüber jeder Naturverleugnung und jeder Lehre davon, daß das Leiden etwas Gutes sei.

Aber dieser Zweifel in bezug auf die Geschichte ist typisch für seinen Standpunkt auf allen anderen Gebieten.

Die höchste Geistesverfeinerung birgt die Gefahr in sich, daß sie zum Zweifeln veranlaßt. Wer die Vielseitigkeit aller Dinge sieht, bei dem kann das Interesse für die Menschheit in Menschenverachtung ertrinken. Und man wird dann leicht aus lauter schwarzseherischer Verständigkeit zum Anhänger hartfäustiger Gewaltsamkeit.

France hat in dieser Gefahr geschwebt. Noch vor einem Jahrzehnt sah es aus, als könne seine Entwicklung ihn praktisch ebensogut zur Reaktion wie zum Radikalismus führen.

Als Abel Hermants Buch „Le Cavalier Miserey", der das Heerwesen in einem Militärroman von einigem Wert kritisierte, den Soldaten verboten wurde, schrieb France:

„Ich kenne nur einige Zeilen der berühmten Tagesordnung, die der Oberst des 12. Jäger-Regiments in Rouen verlesen ließ. Es sind folgende: Jedes Exemplar des ‚Cavalier Miserey', das aufgegriffen wird, soll auf dem Misthaufen verbrannt, und jeder Militär, bei dem man ein Exemplar findet, soll mit Gefängnis bestraft werden. — Das ist kein sehr eleganter Satz, aber dennoch möchte ich lieber ihn geschrieben haben als alle 400 Seiten des Romanes."

Es war damals ein Verbrechen, an das Heer zu rühren. Wer da weiß, was France seitdem über das Heer geschrieben hat, wird sehen, welch ein Umschwung in seiner Gesinnung vor sich gegangen ist.

Als der Augenblick der Krise kam, zeigte es sich, daß dieser Mann nicht wie andere nur Geist und Fertigkeit, sondern ein Wille, und daß er im tiefsten Innern nicht in solchem

Grade Zweifler war, um sich nicht einen Glauben und eine Begeisterung bewahrt zu haben: den Glauben an die Berechtigung des großen geistigen Aufruhrs, der sich im 18. Jahrhundert erhob, und die Begeisterung dafür.

Als Dichter hatte er zwei Hauptkräfte: Erstens die Treuherzigkeit, die bewirkte, daß seine Geschöpfe keine Marionetten sind — wie es die Voltaires so oft sind —, sondern sich frei auf ihren zwei Beinen bewegen, ein vom Verfasser unabhängiges und ungestörtes Leben führen. Die Treuherzigkeit verleiht diesen Geschöpfen Natur.

Das zweite Element bei ihm ist die Kunst. Er besitzt das, was er selbst die drei großen Eigenschaften des französischen Schriftstellers nennt — erstens Klarheit, sodann Klarheit und schließlich Klarheit. Doch ist dies nur e i n e Grundeigenschaft seiner Kunst. Er hat Mäßigung und Takt gehabt, worin für ihn als echten Franzosen, seinen eigenen Worten nach, „alle Kunst besteht". Wenn Zola als Romanschriftsteller ihm ein Greuel war, so lag

das daran, daß dieser Italiener als Künstler in so hohem Grade der Mäßigung entbehrte. Er selbst ist als Erzähler stets gedämpft.

Er ermangelt der Leidenschaft, und er ist niemals üppig; die Erotik bei ihm ist nur Epikuräismus. Er besitzt Sinnlichkeit und Geistesfeinheit, ein gut Teil von der ersteren, überwältigend viel von der letzteren.

Er ist alles in allem mehr Künstler und Denker als Dichter. Delacroix sagte, Kunst sei Übertreibung am rechten Orte. Die Übertreibung bei France liegt in dem Reichtum von Einfällen, die er seinen Figuren gibt, und die die Bücher oft kaum fassen können (siehe vieles in ‚Thaïs' und ‚Balthasar', oder wofür anderwärts Platz geschaffen werden muß in ganzen Bänden, wie ‚Coignards Ideen', ‚Epikurs Garten', ein Teil von ‚Pierre Nozière'. Er hat mehr Ansichten als Gefühle. Er hat Einfälle über alles, beurteilt alles, nicht nur menschliche Vorurteile und Einrichtungen, sondern sogar die Natur.

Er wirft ihr z. B. vor, daß sie die Jugend so früh anbringt und uns ohne sie weiter

leben läßt; sie müßte zuletzt kommen als Blüte des Lebens, wie der Schmetterlingszustand, der bei Insekten auf den Larven- und Puppenzustand folgt, und müßte als die letzte höchste Stufe der Verwandlung dem Tode unmittelbar vorangehen.

Frances eigene höchste Entwicklung ist zuletzt gekommen. Denn er hat in seiner letzten Phase als Kämpfer nicht das geringste von seiner Ironie oder der künstlerischen Überlegenheit zugesetzt, die ein Ergebnis der Ironie ist. Nie hat diese Ironie solche Triumphe gefeiert wie in seiner ausgeprägtesten Streitschrift ‚Der Amethystring', wo die leichtsinnigsten Handlungen, ein Stelldichein und ein Ehebruch nach dem anderen, Glieder der sinnreich verschlungenen Kette von Intrigen werden, die — mit dem Zweck, den ehrgeizigen Wunsch eines jungen Finanzbarons zu erfüllen, der bei einem hochkonservativen Aristokraten zur Jagd geladen werden möchte — zur Folge haben, daß ein durchtriebener untertäniger Priester den Bischofsring bekommt. Dieser Priester hat sich aller-

orten geduckt und hat durch seine Demut Männer und Frauen in Bewegung gesetzt. Kaum ernannt, enthüllt er sich als kriegerischer Diener der Kirche, als unversöhnlicher Gegner des Staates. — Man blickt hier in einen förmlichen Abgrund von Ironie hinab.

Als Künstler ist France, selbst wo er am streitbarsten ist, olympisch, leidenschaftslos.

Daß es ihm nicht an Leidenschaft hinter der Kunst und außerhalb der Kunst fehlte, das verriet sich an dem Tage, da der feine Zweifler plötzlich abbrach und als Kampfschriftsteller Partei nahm, als Volksredner sich für einen radikalen Sozialisten erklärte.

Er war kein geborener Redner, las nach französischer Sitte seine Reden ab. Aber seine Größe als Schriftsteller gab den Ausschlag. Er begann gewöhnlich damit, die Aufmerksamkeit der Massen durch etwas Anschauliches, Handgreifliches, ein altes Volksmärchen z. B., zu fesseln. Er erzählte eines Tages von dem seltsamen Ringer, der sich in einen feuerspeienden Drachen, und, wenn der Drache niedergeschlagen wurde, in eine ganz

zahme Ente verwandeln könne. „Ich habe an diesen Ringer denken müssen,“ sagte er, „wenn ich in diesen Tagen die Programme las, die die Nationalisten an den Mauern angeschlagen haben. Wir haben sie auf unseren Straßen und Boulevards Feuer aus ihren Augen, ihrem Schlund und ihren Nasenflügeln speien sehen. Wie fürchterliche Drachen schlugen sie mit ihren Flügeln und zeigten ihre furchteinflößenden Klauen. Man überwand sie trotzdem, und nun werden sie zu einer neuen Kraftprobe wieder geboren, mit glatten Federn, mit einer Miene, als ob sie zu unserem Hauswesen gehörten, mit einer haustierartigen und friedlichen Stimme. Welche merkwürdige Umwandlung!“

Die Einleitung war so ergötzlich und volkstümlich, daß die Zuhörer, die in ein lang anhaltendes Lachen und fröhliche Zurufe ausbrachen, sofort gewonnen waren.

Kürzlich, eines Abends in Paris, da die von dem französischen Parlament eingeladenen skandinavischen Reichstagsmitglieder sich zu einem Fest bei dem Minister des auswärtigen Amtes begaben, wo sie Gelegenheit hatten, die höhere Gesellschaft, darunter das diplomatische Korps mit dessen eleganten und prachtvoll gekleideten Damen zu beobachten, zog ich es vor, statt diesen verlockenden Anblick zu genießen, nach dem Trocadero zu fahren, wo am selben Abend laut Aufforderung der sozialistischen Partei drei der vorzüglichsten Männer Frankreichs vor einer großen Versammlung reden sollten.

Jeder Flecken im Saale war längst besetzt; man war aber so aufmerksam gewesen, mir einen Platz an der Seite der Redner zu sichern, was mir ermöglichte, mit einem Blick die sechstausend Menschen zu überschauen, die Parkett und Logen des ungeheuren Raumes bis zur Decke füllten. Der Saal ist wie ein Theater gebaut, wo die Bühne in der Höhe der ersten Etage läge.

Die drei Redner waren Francis de

Pressensé, Jean Jaurès und Anatole France, der rechtlichste Politiker, der beredteste Mann und der erste Schriftsteller Frankreichs.

Der Vortrag Francis de Pressensés zeichnete sich durch einfache und stolze Kraft aus. Das war Huguenot-Beredsamkeit. Er steht dort, gerade und still, spricht ohne eine Handbewegung, ohne eine Hinwendung an das Publikum, nur sachlich an dessen Rechtssinn appellierend. Er teilt Tatsache auf Tatsache mit und erklärt sie. Seine sprachliche Sicherheit ist so groß, daß er nie nach Worten sucht, wie schnell er auch redet, und nie einen Satz abhackt, wie nachlässig er ihn auch herausschleudert. Im Widerspruch mit sonstiger französischer Redeweise hält er nie auch nur eine Minute inne, wenn er etwas besonders Kräftiges oder Schlagendes gesagt hat und der Beifall einsetzt. Er räumt dem Beifall keine Zeit ein, redet darüber hin, ohne ein Blinzeln oder eine Pause, scheint sich dessen gar nicht bewußt zu sein.

Als Jaurès reden sollte, wurde die Estrade neben ihm geräumt; denn er brauchte sie in

ihrer ganzen Länge. Die Beredsamkeit des großen Sozialisten ist echt katholisch. Er erinnert an die außerordentlichsten Kanzlerredner in den Kirchen Neapels. Er ist Südländer wie sie. Und wie sie braucht er eine geräumige Tribüne, wo der Redner auf und ab gehen, stille stehen, sich nach rechts und links drehen und wenden kann.

Er hat eine Stimme wie die Posaune des jüngsten Gerichts. Sobald er den Mund öffnet, macht der Metallklang die Fenster des Saales unter der Decke klirren. Er gebraucht diese Stimme nicht eben mit sonderlicher Kunst; er dämpft sie nicht einmal anfangs, wendet fast gar kein Crescendo oder Diminuendo an, ist vom ersten bis zum letzten Augenblick Ernst und Leidenschaft. Sogar in einem Saal, der sechstausend Menschen birgt, wirkt seine Stimme deshalb als zu stark für den Raum, ruft nicht selten einen störenden Widerhall hervor. Man würde ihn besser hören, wenn er sich mehr schonte. Übrigens hat er die Fähigkeiten eines Schauspielers. Er geht wie ein Sturmbock mit gesenktem Kopf

auf einen unsichtbaren Feind los. Oder er beugt sich mit ausgebreiteten Armen vor und steht mit einem Ruck wieder gerade. Oder er macht sich klein, sinkt zusammen, fast als wollte er sich niederkauern, und steht mit einem Satze auf. Er redet sich warm; zuletzt ist sein Gesicht in Schweiß gebadet. Seine Form ist Pathos; streitbares und menschenliebendes Pathos.

In seinen Improvisationen weiß er sich nicht recht zu begrenzen. Diese untersetzte Gestalt, breitschultrig, gedrungen, mit den schweren Gliedmaßen, dem kurzen Hals, dem runden Kopf, der schönen Maske mit dem Vollbart, geht immerwährend vor einem auf und ab, auf und ab. — Neben ihm nahmen France und Pressensé sich aus wie Hirsch und Pferd neben dem Stier.

France redete eigentlich nicht; er las, aber mit allen Modulationen einer nicht sehr starken, doch angenehmen und wohlklingenden Stimme, die immer ausreichte. Sein Vortrag war nicht einfach, wie der Pressensés, es war der Vortrag des feinen Zweiflers, mannigfach in seinen Schattierungen und

Übergängen. Vielleicht liest er, weil er als Schriftsteller für jeden von ihm gebauten Satz zuviel Zärtlichkeit hat, um ihn dem Zufall des Augenblicks preisgeben zu wollen. Sein Stil verträgt es nicht, daß ein Wort übersprungen oder umgestellt wird. Sein Vortrag ist durchgeführte Ironie, ab und zu von einem Ernst unterbrochen, der um so stärker wirkt, weil er so selten ist. Und dieser Vortrag erregt den Beifall, ruft in seiner gedämpften Haltung Lachen und Zustimmung hervor. France erzählt, was geschehen ist, bringt ein Fragezeichen an — und man lächelt — ein Ausrufungszeichen — und man fühlt sich gezwungen, nachzudenken. Er schiebt eine Parenthese ein, und man erblickt zwischen deren Klammern die ganze Dummheit und Frechheit der Angelegenheit, wovon die Rede ist.

France sprach zuerst von dem durch das Konkordat geschaffenen Zustand, daß der Staat die Geistlichen dreier, aber nur dreier Bekenntnisse bezahlt, obwohl Frankreich im 19. Jahrhundert weit mehr mohammedanische

Untertanen erhalten hat, als es protestantische und jüdische besitzt. Er sagte mit einer scherzhaften Anspielung auf die in Lessings „Nathan“ benützte Erzählung aus Boccaccio von den drei Ringen:

„Bei uns hat der Kultusminister, wie der Vater in der alten jüdischen Parabel, drei Ringe. Er sagt uns nicht, welcher der echte sei, und daran tut er sehr klug. Wenn er aber mehr als einen hat, weshalb hat er dann nur drei? Unser himmlischer Vater hat seinen Söhnen mehr als drei Ringe gegeben, ohne ihnen den ursprünglichen zu bezeichnen. Herr Kultusminister! Warum haben Sie nicht all die Ringe Ihres himmlischen Vaters? Sie bezahlen die Priester gewisser Glaubensbekenntnisse, aber nicht die gewisser anderer. Sie geben sich doch nicht für den Richter über die religiöse Wahrheit aus. Sie wollen nicht behaupten, daß die drei Religionen die Wahrheit inne haben, da jede von ihnen die beiden anderen kräftig verurteilt.“

Bekanntlich ist wegen der Übergriffe der katholischen Kirche Trennung von Kirche und

Staat derartig die Forderung der republikanischen Partei geworden, daß diese Trennung an der Tagesordnung ist. France behauptete, sie müsse jetzt durchgeführt werden. Aber wie sollte es geschehen? Er verspottete die alte Formel: eine freie Kirche im freien Staat. Dies würde gleichbedeutend sein mit einer bewaffneten Kirche in einem entwaffneten Staat. „Wir sind," sagte er, „der ausgeschiedenen Kirche Freiheit schuldig, doch keine unbedingte und metaphysische Freiheit, sondern eine wirkliche, d. h. eine von all den anderen Freiheiten begrenzte Freiheit. Aber, Mitbürger, seid gewiß, daß die Kirche keine Erkenntlichkeit dafür gegen uns hegen wird. Sie wird diese Freiheit als eine Beleidigung und einen Hohn auffassen."

France ging dann dazu über, das Verhältnis zwischen Europa und Ostasien zu besprechen. Er entwickelte folgendes: Die europäischen Mächte haben sich daran gewöhnt, wenn die Ordnung im großen Chinareiche gestört worden ist, jede für sich oder im Verein Soldaten dort hinüber zu entsenden, die durch

Diebstahl, Notzucht, Plünderung, Mord und Brandstiftung die Ordnung wieder einführen und mit Gewehren und Kanonen den Frieden im Lande herstellen:

„Die waffenlosen Chinesen verteidigen sich nicht oder verteidigen sich schlecht. Man metzelt sie mit einer angenehmen Leichtigkeit nieder. Sie sind höflich und zeremoniell; aber man wirft ihnen vor, daß sie keine Sympathie für die Europäer hegen. Unsere Beschwerden über sie sind denen verwandt, die Herr Duchaillu über seinen Gorilla erhob."

Herr Duchaillu war bekanntlich der Mann, der den ersten Gorilla nach Europa brachte. Wer ihn gekannt hat, kann bezeugen, daß er durch seinen Verkehr mit den Menschenaffen selbst nicht geringe Ähnlichkeit mit einem Affenmenschen erhalten hatte.

France erzählte von ihm: Er erschoß in einem Walde mit mehreren Gewehrkugeln eine Gorillamutter. Sterbend drückte sie ihr Junges in ihre Arme. Duchaillu riß das Junge los und schleppte es mit sich quer durch Afrika, um es in Europa zu verkaufen. Aber

das junge Tier gab ihm Anlaß zu berechtigter Klage. Es war ungesellig. Ehe es in seiner Gesellschaft we[illegible] nahm es lieber keine Nahrung zu sich und starb so vor Hunger. „Ich war," schreibt er, „außerstande, sein schlechtes Naturell zu überwinden." Wir beklagen uns über die Chinesen, wie Herr Duchaillu sich über seinen Gorilla beklagte.

France sprach ferner über die gelbe Gefahr für Europa und stellte dar, daß sie jedenfalls nicht mit der weißen Gefahr für Asien verglichen werden könnte: „Die Gelben haben keine buddhistischen Missionäre nach Paris, London oder St. Petersburg geschickt. Ebensowenig hat ein gelbes Expeditionskorps in Frankreich gelandet und eine Strecke dort gefordert, innerhalb welcher die Gelben dem Staat oder den Gesetzen keinen Gehorsam schulden, sondern einem Gerichtshof von Mandarinen untergestellt sein sollten. Admiral Togo hat nicht, um den Handel Japans mit Frankreich zu fördern, den Hafen bei Brest mit einer Flotte bombardiert. Er hat nicht, im Namen einer höheren Zivilisation, Ver-

sailles angesteckt. Er hat nicht Gemälde aus dem Louvre noch Porzellan aus dem Elysée-palast nach Tokio entführt. Es wird allgemein eingeräumt, daß die Gelben n cht genug vorgeschritten sind, um den Weißen mit dieser Treue nachzuahmen. Es wird sogar für zweifelhaft angesehen, ob sie sich jemals zu einer solchen Höhe von moralischer Kultur erheben können. Wie sollten sie auch unsere Tugenden haben! Sie sind ja keine Christen."

Auf so leichtfaßliche Weise und doch mit so tiefer Ironie versteht France ein aus allen Klassen gemischtes Publikum zu fesseln. War es interessant, dem Redner zu folgen, so war es nicht weniger unterhaltend, die Zuhörer aufmerksam zu beobachten und zu bemerken, wie seine Worte zündeten und begeisterte Zustimmung hervorriefen.

Doch was sie auf die Dauer fesselt, das sind weniger seine Einfälle als er selbst, das Verhältnis, daß dieser Gelehrte, der ein so schweres Gepäck von drei Kulturen trägt, ja der selbst eine ganze kleine Kultur ausmacht, — daß dieser Weise, für den alles Leben der

Erde ein vorübergehender Ausschlag auf der Oberfläche der Erdkugel und alles menschliche Streben deshalb in dem langen Lauf bedeutungslos ist — daß dieser Grübler, der jede Sache von mannigfach verschiedenen Seiten sehen kann und hätte finden können, daß das Bestehende, wenn es schließlich sein mußte, immerhin ebensogut sei wie das Unerprobte — daß er sich für den Sohn der Revolution erklärt, die Partei des kleinen Mannes ergreift, seinen Freiheitsglauben bekennt, all sein Gepäck abwirft und blank zieht — das ist es, was einen Kreis von schlichten Zuhörern ergreift; das ist es, was die einfachen Leute verstehen können und was sie zu schätzen wissen.

Das zeigte, daß in dem Schriftsteller ein Mann steckte — in dem großen Schriftsteller ein tapferer Mann.

Anatole France

Komödiantengeschichte

Komödiantengeschichte

I.

Es war in einer Schauspielerinnengarderobe im Odeon. Felicie Nanteuil, den Kopf gepudert, mit Blau auf den Lidern, Rot auf den Wangen und Ohren und Weiß auf Hals und Schultern, saß unter der elektrischen Lampe und gab ihren Fuß der Frau Michon, der Garderobiere, die ihr kleine schwarze Schuhe mit roten Absätzen anzog. Doktor Trublet, der Theaterarzt und Freund der Schauspielerinnen, saß auf dem Diwan und lehnte seinen Kahlkopf an ein Kissen. Er hielt die Hände über dem Bauch gefaltet und die kurzen Beine übereinandergeschlagen. Er forschte:

„Was noch, liebes Kind?“

„Weiß ich! . . . Die Luft bleibt mir

weg ... Schwindlig wird mir ... Auf einmal faßt mich 'ne Angst, als ob ich sterben sollte. Das ist überhaupt das Schlimmste."

„Werden Sie manchmal von plötzlicher Lachlust oder Weinlust ergriffen, ohne erkennbare Ursache, ohne Anlaß?"

„Das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen, man hat im Leben ja so viele Anlässe zu lachen oder zu weinen!..."

„Flimmert es Ihnen vor den Augen?"

„Nein... Aber stellen Sie sich vor, Doktor, nachts glaub' ich, ich seh' unter den Möbeln 'ne Katze, die sieht mich mit glühenden Augen an."

„Sehen Sie sich vor, daß Sie nicht wieder von Katzen träumen", sagte Frau Michon, „denn das bedeutet was Schlimmes ... Wenn man 'ne Katze sieht, das bedeutet Verrat durch Freunde und 'ne Gemeinheit von seiten einer Frau."

„Ich sehe die Katze ja nicht im Traum, sondern im Wachen!"

Trublet, der nur einmal monatlich im

Odeon Dienst hatte, kam fast alle Abend zum Besuch. Er hatte eine Vorliebe für Schauspielerinnen, unterhielt sich gern mit ihnen, gab ihnen Ratschläge und mißbrauchte nie ihr Vertrauen. Er versprach Felicie, er werde ihr gleich etwas verschreiben.

„Liebes Kind, wir wollen den Magen kurieren, dann sehen Sie keine Katzen mehr unter den Möbeln."

Frau Michon zog das Korsett zurecht; und der Doktor, jäh verdüstert, sah zu, wie sie an den Schnüren zerrte.

„Falten Sie nicht die Brauen, Doktor", sagte Felicie, „ich schnüre mich nie. Bei meiner Taille wär' das auch wirklich zu dumm von mir."

Ihre beste Freundin unter den Kolleginnen fiel ihr ein, und sie setzte hinzu:

„Das ist was für Fagette, die weder Schultern noch Hüften hat... Sie ist von oben bis unten gleich... Michon, du kannst noch 'n bißchen anziehn . . . Ich weiß, Sie sind ein Korsettgegner, Doktor. Aber ich kann mich doch nicht wie die Ästhetenweiber

1*

in Windeln kleiden ... Stecken Sie die Hand 'rein, dann können Sie sehn, daß ich mich nicht zu eng schnüre."

Er wehrte sich gegen den Vorwurf, als sei er ein Gegner des Korsetts, er verurteile nur die zu eng geschnürten. Er beklagte es, daß die Frauen gar keinen Sinn für den Wohlklang der Linien hätten, und daß sie mit einer schlanken Taille die Vorstellung von Anmut und Schönheit verbänden, ohne zu begreifen, daß diese Schönheit einzig und allein darin bestehe, daß der Körper, nachdem er die stolze Schwellung der Brust hervorgebracht habe, sich in recht weichen Biegungen zuerst unterhalb des Thorax verenge, um darauf durch die weite und ruhige Ausbuchtung der Hüften großen Stil zu bekommen.

„Die Taille", sagte er, „die Taille, wenn man dies scheußliche Wort schon gebrauchen muß, soll ein langsamer, unmerklicher, sanfter Übergang sein zwischen den beiden Prachtstücken der Frau, ihrer Brust und ihrem Bauch. Und ihr schnürt sie sinnlos zu, ihr

zermalmt euch den Brustkorb, der die Brüste mit ins Verderben zieht, ihr drückt euch die falschen Rippen ein, ihr grabt euch eine schauderhafte Furche oberhalb des Nabels. Die Negerweiber, die sich die Zähne spitz feilen und sich die Lippen spalten, um eine hölzerne Scheibe hineinzuklemmen, entstellen sich nicht so barbarisch. Denn schließlich kann man sich vorstellen, daß noch etwas weibliche Pracht übrig bleibt in einem Geschöpf, das sich einen Ring durch die Nasenknorpel gezogen hat und dessen Lippe durch ein Mahagonirundstück, groß wie dieser Pomadentopf, auseinandergehalten wird. Vollständig ist die Verwüstung erst, wenn die Frau ihre Verheerungen in dem geheiligten Mittelpunkt ihres Reiches anrichtet."

Von dem Gegenstand, der ihm am Herzen lag, kam er nicht gleich los. Er ging nacheinander die durch das Korsett bewirkten Entstellungen des Skeletts und der Muskeln durch und lieferte bilderreiche und anschauliche Beschreibungen — Malereien, schauerlich und possenhaft. Nanteuil hörte ihm zu

und lachte. Sie lachte, weil sie als Frau dazu neigte, über körperliche Häßlichkeiten und körperliches Elend zu lachen; weil ihr, die alles auf ihren kleinen Künstlerkreis bezog, jedes vom Doktor beschriebene Gebrechen eine Kollegin vom Theater ins Gedächtnis rief und sich ihrem Geiste als Karikatur einprägte, und weil sie, mit dem Bewußtsein gut gewachsen zu sein, bei der Vorstellung all dieser Verkrüppelungen des Fleisches sich erst recht im Genuß ihres jungen Leibes fühlte. Hell lachend ging sie durch den Ankleideraum auf den Doktor zu. Dabei schleppte sie Frau Michon mit, die die Schnürbänder wie Zügel hielt und aussah wie eine Hexe auf der Fahrt zum Sabbat.

„Halten Sie doch still", sagte sie.

Und sie wandte ein, daß die Frauen auf dem Lande, die kein Korsett trügen, noch viel übler zugerichtet seien als die in der Stadt.

Der Doktor warf den Zivilisationen des Westens ihre Verachtung und Unkenntnis der lebendigen Schönheit bitter vor.

Trublet, geboren im Schatten der Türme

von Saint-Sulpice, war als junger Mann, um zu praktizieren, nach Kairo gegangen. Er hatte von dort ein wenig Geld mitgebracht, eine Leberkrankheit und die Kenntnis der verschiedenartigen menschlichen Sitten. Jetzt als reifer Mann und wieder daheim, kam er aus seiner alten Rue de Seine nur selten heraus und lebte mit Genuß. Nur war er traurig, wenn er sah, wie seine Zeitgenossen sich so gar nicht zurechtfanden in dem bedauernswerten Mißverständnis, das vor nun achtzehnhundert Jahren die Menschheit mit der Natur entzweit hat.

Es ward geklopft; eine Frauenstimme rief aus dem Gange:

„Ich bin's!“

Felicie, die gerade einen rosa Rock überwarf, bat den Doktor, die Tür zu öffnen. Frau Doulce trat ein mit großem Gewicht. Ihren massiven Körper, den sie auf der Bühne solange zusammenzuraffen und der Würde von Heldenmüttern anzupassen verstanden hatte, ließ sie nun gehen, wie er mochte.

„Guten Tag, Kleinchen, guten Tag, Doktor... Du weißt, Felicie, ich mache keine Komplimente. Na, aber vorgestern hab' ich dich gesehen, und ich versichere dir, im zweiten Akt der ‚Mutter als Vertrauten' kriegst du feine Sachen 'raus, die gar nicht leicht sind."

Nanteuil lächelte mit den Augen und, wie's immer geht, wenn man ein Kompliment zu hören bekommt, erwartete sie noch eines.

Infolge der Einladung durch Nanteuils Schweigen murmelte Frau Doulce weitere Lobsprüche:

„ . . . ausgezeichnete Sachen, persönliche Sachen."

„Finden Sie, Frau Doulce? Na, schön! Die Rolle hab' ich nämlich nicht richtig im Gefühl. Und dann, mit der langen Perrin zusammen kann ich überhaupt nicht. Wirklich! Wenn ich mich dem Frauenzimmer auf die Knie setze, wird mir zumut . . . Sie ahnen nicht, was die mir alles für Greulichkeiten ins Ohr sagt, während wir auf der Bühne sind. Sie ist wütend hinterher . . . Ich verstehe alles, aber es gibt Dinge, die mich

anekeln ... Michon, wirft das Korsage im Rücken rechts 'ne Falte?"

„Liebes Kind!" rief Trublet begeistert, „Sie haben eben einen bewundernswerten Ausspruch getan."

„Welchen", fragte Nanteuil schlicht.

„Sie haben gesagt: „Ich verstehe alles, aber es gibt Dinge, die mich anekeln." Sie verstehen alles; die Handlungen und die Gedanken der Menschen erscheinen Ihnen als Einzelfälle in der Mechanik des Weltalls und flößen Ihnen weder Zorn noch Haß ein. Aber es gibt Dinge, die Sie anekeln; Sie haben Zartgefühl, und es ist sehr richtig, daß die Moral Geschmackssache ist. Mein Kind, ich möchte wohl, man hätte in der Akademie der moralischen Wissenschaften so gesunde Ansichten. Ja, Sie haben recht. Es ist ebenso nichtig, wenn man Ihrer Kollegin die Triebe, die Sie ihr zuschreiben, vorwerfen wollte, als wenn man der Milchsäure vorwerfen wollte, daß sie eine Säure mit mehrfacher Verwendung ist."

„Was sagen Sie?"

„Ich sage, daß wir keinen menschlichen Gedanken, keine menschliche Handlung mehr loben noch tadeln können, sobald die Notwendigkeit dieser Handlungen und Gedanken uns bewiesen ist.“

„Dann sind Sie also mit der Lebensweise der langen Perrin einverstanden. Sie, ein Mann, der 'n Orden hat! Das ist ja recht nett!“

Der Doktor richtete sich auf und sagte:

„Mein Kind, schenken Sie mir bitte einen Augenblick Aufmerksamkeit. Ich will Ihnen eine lehrreiche Geschichte erzählen:

Früher war die menschliche Natur anders als sie jetzt ist. Es gab nicht nur Männer und Frauen, sondern auch Androgynen, das heißt Wesen, die beide Geschlechter in sich vereinigten. Diese drei Menschengattungen hatten vier Arme, vier Beine und zwei Gesichter. Sie waren kräftig und drehten sich rasch um sich selbst, wie Räder. Ihre Stärke machte sie so kühn, daß sie nach dem Beispiel der Riesen die Götter bekämpfen wollten. Jupiter, der solch eine Frechheit nicht dulden konnte —“

„Michon, schleppt der Rock links nicht zu sehr?“ fragte Nanteuil.

„— beschloß“, so fuhr der Doktor fort, „sie weniger stark und weniger keck zu machen. Er zerlegte jeden Menschen in zwei Teile, so daß er nur noch zwei Arme, zwei Beine und einen Kopf hatte, und seitdem war das Menschengeschlecht, was es heute ist. Jeder von uns ist also nur die Hälfte eines Menschen, die vom Ganzen abgetrennt ist, wie man eine Seescholle in zwei Teile teilt. Die Hälften suchen immer die anderen Hälften. Unsere Liebe zueinander ist weiter nichts als die Kraft, die uns antreibt, unsere beiden Hälften zu vereinigen, damit wir unsere frühere Vollkommenheit wieder erlangen. Die aus der Zertrennung der Androgynen hervorgegangenen Männer lieben die Frauen; die auf dieselbe Art entstandenen Frauen lieben die Männer. Aber die Frauen, die infolge der Trennung der ursprünglichen Frauen entstanden sind, schenken den Männern keine große Aufmerksamkeit und fühlen sich zu den Frauen hinge-

zogen. Wundern Sie sich also nicht mehr, wenn Sie sehen ..."

„Haben vielleicht Sie sich die Geschichte ausgedacht, Doktor?" fragte Nanteuil und steckte sich eine Rose an das Korsage.

Der Doktor verwahrte sich kräftig dagegen, als habe er irgend etwas erfunden. Im Gegenteil, er sagte, er habe einen Teil weggelassen.

„Das ist nur gut!" rief Nanteuil. „Denn ich will Ihnen was sagen: Wer das ausgeheckt hat, kann sich nur begraben lassen."

„Er hat es schon getan", sagte Trublet.

Nanteuil gab noch einmal dem Ekel Ausdruck, den ihre Partnerin ihr einflößte; aber Frau Doulce, die vorsichtig war und manchmal bei Jeanne Perrin Frühstück bekam, lenkte das Gespräch ab.

„Na endlich, Kleinchen, hast du die Rolle der Angelique. Bloß denk dran, was ich dir gesagt habe: Du mußt 'n bißchen zippe Bewegungen machen und dich 'n bißchen steif halten. Das ist das ganze Geheimnis, für 'ne Naive. Zeige dich bloß nicht so hübsch ge-

schmeidig, wie du von Natur bist. Die jungen Mädchen in unserem Repertoire müssen 'ne ganze Idee puppenhaft sein. Das gehört zum Stil. Die Tracht verlangt es. Siehst du, Felicie, worauf du vor allem achten mußt, wenn du in der ‚Mutter als Vertrauten' spielst, was ein ganz reizendes Stück ist ..."

Felicie unterbrach sie.

„Wissen Sie was? Wenn ich 'ne gute Rolle hab', auf das Stück pfeif' ich. Und dann mag ich Marivaux überhaupt nicht. Was lachen Sie, Doktor? Hab' ich Blödsinn geredet? Ist die ‚Mutter als Vertraute' vielleicht nicht von Marivaux?"

„Doch!"

„Na also! ... Sie wollen mich immer irre machen ... Ich wollte sagen, daß diese Angelique mir auf die Nerven fällt. Ich möchte was Duftigeres, wobei mehr zu spielen ist ... Heut' abend besonders ist mir die Rolle ein Greuel."

„Dann kann man gerade annehmen, daß du sie sehr gut spielen wirst, Kleinchen", sagte Frau Doulce. Und sie trug vor:

„Wir spielen uns niemals besser in unsere Rollen ein, als wenn wir uns mit Gewalt und wider unseren Willen einspielen müssen. Dafür könnte ich Ihnen zahlreiche Beispiele anführen. Na und ich selbst hab' in der ‚Marketenderin von Austerlitz' den ganzen Saal durch meine sichtliche Heiterkeit in Staunen gesetzt; und dabei hatte man mir eben die Nachricht gebracht, daß mein armer Doulce, der ein so großer Künstler und so guter Ehemann war, im Orchester der Oper vom Schlag getroffen war, grad' als er nach seinem Klappenhorn langte."

„Warum soll ich durchaus bloß 'ne Naive sein?" fragte Nanteuil; denn sie wollte auch Liebhaberinnen und schwere Salondamen und überhaupt alle Rollen spielen.

„Und das ist sehr erklärlich," so fuhr Frau Doulce hartnäckig fort. „Die Schauspielkunst ist eine Kunst der Nachahmung. Na, und was man nicht fühlt, kann man um so besser nachahmen."

„Geben Sie sich keinen Täuschungen hin, mein Kind", sagte der Doktor zu Felicie.

„Wer Naive ist, bleibt es immerdar. Man kommt als Angelique oder als Dorine zur Welt, als Celimene oder als Frau Pernelle. Beim Theater sind die einen immer zwanzig Jahr alt, die anderen immer dreißig, die anderen immer sechzig . . . Sie, Fräulein Nanteuil, werden stets achtzehn Jahr alt und stets Naive bleiben."

„Ich bin mit meinem Fach ganz zufrieden", erwiderte Nanteuil, „aber Sie können nicht verlangen, daß ich alle Naiven gleich gern spiele. Eine Rolle allerdings, die möcht' ich wohl spielen! Nämlich die Agnes in der ‚Schule der Frauen'."

Gleich beim Namen Agnes war der Doktor entzückt und murmelte in seine Kissen hinein:

„— ich will nicht hoffen, daß ich mit bösem Blick behaftet bin."

„Agnes, das ist 'ne schöne Rolle!" rief Nanteuil. „Ich hab' Pradel drum gebeten."

Pradel, der Direktor des Theaters, war früher Schauspieler gewesen. Er war ein Schlaukopf und ein Biedermann, hatte jeden schönen Wahn abgelegt und hegte keine aus-

schweifenden Hoffnungen mehr. Er liebte seine Ruhe, die Bücher und die Frauen. Nanteuil hatte sich über Pradel nicht zu beklagen, und sie sprach von ihm ohne Übelwollen, mit rückhaltlosem Freimut.

„Gemein ist er gewesen, widerwärtig ist er gewesen, 'n Schmutzkerl," sagte sie. „Er hat mir die Rolle der Agnes nicht geben wollen und hat sie Falempin gegeben. Allerdings hatte ich ihn auch nicht gehörig drum gebeten. Während Falempin, die versteht's, da können Sie sich drauf verlassen. Aber mir soll's gleich sein: wenn Pradel mich die Agnes nicht spielen läßt, soll er zum Teufel geh'n samt seiner Dreckbude!"

Frau Doulce verschwendete weiter ihre Lehren, auf die niemand hörte. Eine verdienstvolle Schauspielerin, aber gealtert, abgenutzt und dauernd ohne Engagement, gab sie Anfängerinnen Ratschläge, schrieb ihnen ihre Briefe und verdiente sich so ihre einzige Mahlzeit. Denn mehr als eine, mittags oder abends, aß sie fast keinen Tag.

Felicie ließ sich von Frau Michon ein

schwarzes Samtband um den Hals binden, und dabei befragte sie Trublet:

„Doktor, Sie sagen, mein Schwindel kommt vom Magen. Wissen Sie das auch gewiß?“

Bevor Trublet hatte antworten können, rief Frau Doulce, Schwindel komme immer vom Magen, und ihrer schwelle zwei bis drei Stunden nach dem Essen schmerzhaft an. Darauf bat sie den Doktor um ein Mittel dagegen.

„Doktor, ich möchte Sie was fragen, was Sie vielleicht komisch finden werden ... aber ich möchte wohl wissen, wenn Sie doch alles kennen, was im Körper los ist und all die Geschichten gesehen haben, die wir in uns drin haben, ob das Sie nicht bei den Weibern manchmal stört. Mir scheint, wenn Sie sich das alles vorstellen, muß Ihnen eklīg werden.“

Trublet sandte aus der Tiefe seiner Kissen Felicie einen Kuß.

„Mein liebes Kind, es gibt kein feineres, kein reicheres und schöneres Gewebe als die Haut einer hübschen Frau. Das sagte ich mir

grad' eben, indes ich Ihren Nacken betrachtete, und Sie können sich leicht vorstellen, daß unter diesem Eindruck —"

Sie schnitt ihm eine Fratze wie ein mit Verachtung erfülltes Affenweib.

„Halten Sie es für geistreich, wenn Sie Albernheiten antworten auf 'ne ernste Frage?"

„Nun dann, Fräulein, wenn Sie's schon wollen, will ich Ihnen eine lehrreiche Antwort geben. Vor zwanzig Jahren hatten wir im Sankt Joseph-Spital im Seziersaal einen alten trunksüchtigen Anatomiediener, den alten Rousseau, der alle Tage um elf Uhr früh am Rande des Tisches, worauf die Leiche lag, sein Frühstück aß. Er frühstückte, weil er Hunger hatte. Wer Hunger hat, den hält nichts vom Essen ab, wenn er nur was hat. Nur sagte der alte Rousseau: ‚Ich weiß nicht, ob das die Luft des Saales macht, aber mir schmecken nur frische und appetitliche Sachen.'"

„Ich verstehe", sagte Felicie. „Sie haben kleine Blumenmädchen nötig ... Das ist aber

verboten ... Sie sitzen da ja wie 'n Türke, und mein Rezept haben Sie nicht geschrieben."

Sie sah ihn fragend an.

„Wo sitzt eigentlich der Magen genau?"

Die Tür war angelehnt geblieben. Ein sehr hübscher, sehr eleganter junger Mann stieß sie auf, und nachdem er zwei Schritte in die Garderobe hinein gemacht hatte, fragte er artig, ob er eintreten dürfe.

„Ach Sie", sagte Nanteuil.

Und sie reichte ihm die Hand, auf die er einen genußreichen, korrekten und eitlen Kuß drückte.

Er behandelte Frau Doulce ohne besondere Rücksicht und fragte:

„Wie geht's, Doktor Sokrates?"

So ward Trublet manchmal genannt, wegen seines plattnäsigen Gesichts und seiner spitzfindigen Reden.

Trublet wies auf Nanteuil.

„Herr von Ligny, die junge Dame da weiß nicht genau, ob sie einen Magen hat. Die Frage ist ernst. Wir raten ihr, sich wegen der Antwort auf das kleine Mädchen zu beziehen,

2*

das zu viel Eingemachtes aß. Seine Mama sagte ihm: ‚Du wirst dir den Magen verderben.‘ Da antwortete es: ‚Mägen haben die Damen; die kleinen Mädchen haben keine.‘“

„Gott, sind Sie dumm, Doktor!“ rief Nanteuil.

„Ich wollte, es wäre so, Fräulein. Dummheit ist Befähigung zum Glück. Sie verschafft einem die umfassendste Befriedigung. In einer wohlgeordneten Gesellschaft ist sie das höchste der Güter.“

„Sie reden in Paradoxen, mein lieber Doktor“, bemerkte Herr von Ligny. „Aber das geb' ich zu, daß es besser ist, so dumm zu sein wie alle anderen, als ganz allein Geist zu haben.“

„Wahr ist das, was Robert da sagt!“ rief Nanteuil, aufrichtig durchdrungen.

Und nachdenklich setzte sie hinzu:

„Eins wenigstens ist gewiß, Doktor, nämlich, daß Dummheit die Leute oft von Dummheiten abhält. Das hab' ich viele Male bemerkt. Bei Männern wie bei Frauen sind es durchaus nicht die Dümmsten, die das

Dümmste anstellen. Zum Beispiel gibt es gescheite Frauen, die sich den Männern gegenüber ganz blöd benehmen."

„Sie meinen wohl die, die sie nicht entbehren können."

„Du kriegst auch alles 'raus, Sokrateschen."

„Ach!" seufzte die große Doulce, „welch schreckliche Knechtschaft! Jede Frau, die ihre Sinne nicht in der Gewalt hat, ist für die Kunst verloren."

Nanteuil hob ihre hübschen Schultern, noch etwas jugendlich spitz.

„O! o! Großmama, versuch doch nicht, den kleinen Mädchen was weiszumachen. Ist das 'n Geschwafel. Haben vielleicht zu Ihrer Zeit die Schauspielerinnen ihre — wie nannten Sie das? Wieso denn! Nicht die Spur haben Sie sich in der Gewalt gehabt."

Die große Doulce nahm wahr, daß Nanteuil stürmisch ward, und zog sich vorsichtig und würdevoll zurück. Vom Gang her erteilte sie noch eine Ermahnung:

„Kleinchen, denk dran und spiel Angelique wie 'ne Rosenknospe. Die Rolle verlangt das."

Aber Nanteuil war gereizt und hörte nicht auf sie.

„'s ist auch wahr", sagte sie und setzte sich vor ihre Toilette, „sie bringt mich aus der Haut mit ihrer Moral, die alte Doulce! Glaubt sie, ihre Geschichten sind vergessen! Dann irrt sie sich. Frau Ravaud erzählt sie sechsmal wöchentlich. Jeder weiß, daß sie ihren Mann, den Musikanten, auf solchen Zustand von Erschöpfung heruntergebracht hatte, daß er eines Abends in sein Klappenhorn hineinfiel. Und ihre Liebhaber, prachtvolle Männer, fragen Sie nur Michon — in nicht zwei Jahren waren sie zum Umblasen, reine Schatten. Fein hat sie sie in der Gewalt gehabt, ihre —. Und ihr hätte mal jemand sagen sollen, sie sei für die Kunst verloren!..."

Doktor Trublet streckte gegen Nanteuil, wie um sie aufzuhalten, beide geöffneten Hände aus.

„Entrüsten Sie sich doch nicht, Kind. Frau Doulce ist aufrichtig. Sie liebte früher die Männer, jetzt liebt sie Gott. Man liebt, was man lieben kann, liebt es wie man kann und

mit den vorhandenen Mitteln. Im gehörigen Alter ist sie keusch und fromm geworden. Sie macht alle religiösen Uebungen mit: sie geht an Sonn- und Festtagen zur Messe, sie —"

„Recht hat sie, daß sie zur Messe geht", erklärte Nanteuil. „Michon, zünd 'ne Kerze an, ich will mein Rot warm machen. Die Lippen muß ich nochmal machen ... Gewiß ist es recht von ihr, daß sie zur Messe geht. Aber die Religion verbietet einem doch nicht, daß man 'nen Geliebten hat."

„Glauben Sie?" fragte der Doktor.

„Bitte, ich weiß mit Religion wohl besser Bescheid als Sie!"

Eine dumpfe Glocke ertönte, und die klägliche Stimme des Inspizienten entstieg den Gängen:

„Das kleine Stück ist zu Ende! ..."

Nanteuil stand auf und schob sich übers Handgelenk ein Samtband mit einem stählernen Medaillon.

Frau Michon lag auf den Knien, sie legte die drei Watteaufalten des rosa Kleides zurecht, und den Mund voll Nadeln, gab sie mit

einem Mundwinkel folgendem Erfahrungssatz Ausdruck:

„Das Gute hat es, wenn man alt wird, daß einem die Männer keine Schmerzen mehr machen können.“

Robert de Ligny entnahm seiner Dose eine Zigarette.

„Gestatten Sie?...“

Und er näherte sich der brennenden Kerze auf der Toilette.

Nanteuil, die ihn nicht aus den Augen ließ, sah, wie unter dem Schnurrbart, feurig und leicht wie Flammen, die purpurn beschienenen Lippen den Rauch einsogen und wieder ausbliesen. Davon ward es ihr warm hinter den Ohren. Sie tat, als suchte sie ihren Schmuck, dabei streifte sie mit dem Munde Lignys Hals und flüsterte ihm zu:

„Nach dem Theater wart in 'ner Droschke auf mich, an der Ecke der Rue de Tournon.“

Im selben Augenblick kam ein Geräusch von Stimmen und Schritten den Gang herauf. Die Schauspieler, die in dem kleinen

Stück mitgewirkt hatten, suchten ihre Garderoben wieder auf.

„Doktor, geben Sie Ihre Zeitung her."

„Sie ist recht langweilig, Fräulein."

„Geben Sie sie nur her."

Sie nahm sie und hielt sie sich wie einen Lampenschirm über den Kopf.

„Das Licht tut mir weh in den Augen."

Wirklich verursachte eine zu starke Helligkeit ihr manchmal Kopfschmerzen. Jetzt aber hatte sie sich im Spiegel betrachtet. Mit blauen Lidern, die Wimpern mit einer schwarzen Masse eingeschmiert, die Wangen bemalt, die Lippen herzförmig mit Rot gezeichnet, kam sie sich wie eine geschminkte Leiche mit Glasaugen vor und wollte nicht, daß Ligny sie so sehe.

Indes sie ihr Gesicht im Schatten hielt, betrat ein langer, magerer Gesell, sich in den Hüften wiegend, die Garderobe. Seine düsteren Augen lagen tief über einer scharf gebogenen Nase; seinen Mund verzog ein stehendes Lachen; der Adamsapfel an seinem langen Hals warf einen großen Schatten auf

den Klappkragen. Kostümiert war er als historischer Gerichtsvollzieher.

„Sie sind da, Chevalier? Guten Tag, lieber Freund", sagte Doktor Trublet vergnügt. Denn er hatte die Komödianten gern, vorzugsweise die schlechten, und eine besondere Vorliebe hatte er für Chevalier.

„Nu sind ja bald alle drin!" rief Nanteuil. „Das ist hier keine Garderobe mehr, das ist 'ne Heringskiste."

„Aber der Heringsbändigerin muß ich doch mein Kompliment machen", sagte Chevalier. „Denken Sie sich, im Saal draußen sitzt 'n Haufen Schwachköpfe. Sie werden es nicht glauben, mich haben sie angeblasen."

„Darum brauchen Sie nicht ohne Anklopfen hereinzukommen", erwiderte Nanteuil streitsüchtig.

Der Doktor machte darauf aufmerksam, daß Herr von Ligny die Tür aufgelassen habe. Da wandte sich Nanteuil an Ligny, und in ihrem Ton lag zärtlicher Vorwurf.

„Wirklich, das haben Sie getan? ... Wenn

man drin ist, macht man doch vor den anderen die Tür zu; das ist doch das Erste."

Sie hüllte sich in einen weißen Flanellmantel.

Der Inspizient rief die Künstler heraus.

Sie nahm die Hand, die Ligny ihr reichte, sie suchte mit den Fingern das Gelenk und drückte dicht bei den Adern, an der Stelle, wo die Haut zart ist, ihren Nagel ein. Dann verschwand sie im dunklen Gang.

II.

Als Chevalier seinen Abendanzug wieder anhatte, setzte er sich neben Frau Doulce in eine Parkettloge. Er betrachtete Felicie, zierlich und fern auf der Bühne. Und wie er daran dachte, daß er in seinem Mansardenzimmer in der Märtyrerstraße sie in den Armen gehalten hatte, fing er vor Schmerz und Wut an zu weinen.

Sie hatten sich voriges Jahr auf einem unter dem Patronat des Abgeordneten Lecureuil veranstalteten Fest getroffen, zum

Besten der armen Künstler des neunten Bezirks. Er war um sie herumgestrichen, stumm, hungrig, mit der Zunge aus dem Hals und glühenden Augen. Und vierzehn Tage lang hatte er sie rastlos verfolgt. Sie, kalt und ruhig, schien nichts von ihm zu wissen. Dann hatte sie mit einem Schlage nachgegeben, so plötzlich, daß er ihr an dem Tage beim Weggehen, strahlend und noch ganz überrascht, eine Dummheit gesagt hatte. Er hatte ihr gesagt: „Und ich glaubte, du seist von Porzellan! . . .“ Drei ganze Monate lang hatte er Freuden gekostet, durchdringend wie Schmerzen. Dann hatte Felicie etwas Entweichendes, Fernes, Fremdes bekommen. Jetzt liebte sie ihn nicht mehr. Er suchte die Ursache und konnte sie nicht finden. Er litt, weil er nicht mehr geliebt ward; und noch mehr litt er unter seiner Eifersucht. Zweifellos war es ihm auch in den ersten, schönsten Stunden seiner Liebe nicht verborgen gewesen, daß Felicie einen Liebhaber hatte, Girmandel, einen Gerichtsvollzieher aus der Rue de Provence; und er war unglücklich gewesen. Aber da er

ihn niemals zu sehen bekam, machte er sich so eine unklare, gestaltlose Vorstellung von ihm, daß seine Eifersucht sich im Leeren verlor. Felicie sagte ihm, bei Girmandel habe sie an dem, was vorging, nie irgendwelchen Anteil genommen, und nicht einmal so zu tun versucht; er glaubte ihr. Und das tat ihm ungemein wohl. Sie sagte ihm ferner, seit langem, seit Monaten sei Girmandel nur noch ihr Freund; und er glaubte ihr. Schließlich betrog er ja den Gerichtsvollzieher, und er fühlte sich angenehm im Vorteil. Er hatte auch erfahren, daß Felicie, die bald zwei Jahre ins Konservatorium ging, ihrem Professor keinen Korb gegeben hatte. Aber die Pein, die er deswegen empfunden hatte, war gemildert worden durch die Erwägung, daß es sich hier um einen hehren, Jahrhunderte alten Gebrauch handele. Jetzt verursachte Robert de Ligny ihm unerträgliche Leiden. Seit einiger Zeit traf er ihn immerfort bei ihr. Daran, daß sie Robert liebte, konnte er nicht mehr zweifeln. Und wenn er manchmal dachte, sie habe sich dem Menschen noch nicht hingegeben,

tat er es ohne Grund und nur, um seinem Leiden von Zeit zu Zeit eine Erleichterung zu verschaffen.

Hinten im Theater ertönten regelmäßige Klatschsalven, und einige Herren im Parkett klappten, unter leichtem Gemurmel, langsam und geräuschlos die Hände aufeinander. Nanteuil hatte gerade Jeanne Perrin ihr letztes Stichwort gegeben.

„Brava! Brava! Die Kleine ist ganz entzückend", seufzte Frau Doulce.

In seiner eifersüchtigen Wut benahm Chevalier sich unkollegial. Er legte einen Finger auf die Stirn:

„Mit dem da spielt sie."

Sodann streckte er die Hand auf dem Herzen aus.

„Und man sollte doch mit dem da spielen."

„Dank' Ihnen, lieber Freund, Dank!" flüsterte Frau Doulce, denn sie fand heraus, daß in diesen Grundsätzen ganz offenbar sie selbst gelobt ward.

Wirklich sagte sie, man spiele nur dann gut, wenn man mit dem Herzen spiele. Sie ver-

trat die Ueberzeugung, daß, um eine Leidenschaft mit Kraft auszudrücken, man sie fühlen müsse, und die Eindrücke, die man wiedergeben solle, müsse man erleben. Sie führte gern sich selbst als Beispiel an. Nachdem sie als tragische Königin auf der Bühne einen Becher Gift ausgetrunken hatte, hatte sie die ganze Nacht Feuer in den Eingeweiden gehabt. Nichtsdestoweniger sagte sie: „Die Schauspielkunst ist eine Kunst der Nachahmung, und eine Empfindung kann man um so besser nachahmen, je weniger man sie selbst hat." Und um diesen Lehrsatz zu belegen, fand sie wieder Beispiele in ihrer eigenen, an Triumphen reichen Laufbahn.

Sie stieß einen langen Seufzer aus.

„Diese Kleine ist wunderbar begabt, aber sie ist zu beklagen. Sie ist zur unrechten Zeit geboren. Es ist kein Publikum mehr da, keine Kritik, keine Stücke, keine Bühnen, keine Künstler. Mit der Kunst geht's bergab."

Chevalier schüttelte den Kopf.

„Um die seien Sie nicht besorgt: die kriegt noch alles, was man sich wünschen kann, Er-

folg, Vermögen. Sie ist 'n gemeines Luder, und mit Gemeinheit kommt man weit. Wer dagegen Gefühl im Leibe hat, der darf sich nur 'n Stein an den Hals binden und ins Wasser gehn. Aber ich werd's auch weit bringen, ich werd' auch hoch hinaufkommen. Ich will auch 'n gemeines Luder sein."

Er erhob sich und ging hinaus, ehe die Vorstellung aus war. Er ging nicht mehr in Felicies Garderobe hinauf, aus Furcht, er möchte dort Ligny treffen, dessen Anblick ihm unerträglich war, und weil er sich auf die Art einbilden konnte, Ligny sei nicht wieder hingekommen.

Es bereitete ihm körperliches Unbehagen, sich von ihr zu entfernen, er ging daher fünf oder sechsmal auf und ab unter den dunklen Galerien des Odeon. Dann stieg er die Stufen hinab in die Nacht und bog in die Rue des Medicis. Die Kutscher nickten auf den Böcken und warteten, bis das Theater aus war, und über den Wipfeln der Platanen zog durch Wolken der Mond. Mit einem albernen, süßen Rest Hoffnung ging er diese Nacht wie die

anderen Nächte, bei ihrer Mutter auf Felicie zu warten.

III.

Frau Nanteuil hatte mit ihrer Tochter im fünften Stock eines Hauses am Boulevard Saint-Michel eine kleine Wohnung inne, deren Fenster auf den Luxemburg-Garten hinausgingen. Sie empfing Chevalier wohlwollend, denn sie wußte es ihm Dank, daß er Felicie liebte und von ihr nicht wiedergeliebt ward, und befand sich grundsätzlich darüber in Unwissenheit, daß er der Geliebte ihrer Tochter gewesen war. Sie ließ ihn in ihrer Nähe niedersetzen, im Speisezimmer, wo im Ofen ein Kohlenfeuer brannte. Im Lampenschein glänzten an der Wand Offiziersrevolver, Säbel mit Quasten und goldenen Trobbeln, rings um einen Frauenpanzer mit blechernen Rundstücken an der Stelle, wo die Brüste sitzen. Dieses Rüstungsstück hatte Felicie vorigen Winter, als sie noch Konservato-

riumsschülerin war, getragen, um bei einer spiritistisch gesinnten Herzogin Jeanne d'Arc darzustellen. Als Witwe eines Offiziers und Mutter einer Schauspielerin hob Frau Nanteuil, in Wirklichkeit hieß sie Frau Nanteau, diese Trophäen auf.

„Felicie ist noch nicht zurück, Herr Chevalier. Vor Zwölf erwart' ich sie auch nicht. Sie wirkt bis Schluß der Vorstellung mit."

„Ich weiß, ich hab' ja im ersten Stück mitgespielt. Nach dem ersten Akt der ‚Mutter als Vertrauten' bin ich weggegangen."

„O, Herr Chevalier, warum sind Sie nicht bis zu Ende geblieben? Meine Tochter wäre doch so froh gewesen, wenn Sie dageblieben wären. Wenn man spielt, hat man's gern, daß Freunde im Saal sind."

Chevalier gab eine mehrdeutige Antwort:

„O, an Freunden fehlt's ja nicht."

„Da irren Sie sich wohl, Herr Chevalier: die wahren Freunde sind selten. Frau Doulce war gewiß da? War sie mit Felicie zufrieden?"

Und ganz bescheiden setzte sie hinzu:

„Ich wäre wirklich glücklich, wenn sie Erfolg hätte. Es ist so schwer, durchzukommen in ihrem Beruf, wenn man allein ist, ohne Stütze, ohne Protektion! Und sie hat's so nötig, daß es ihr glückt, die arme Kleine!"

Chevalier war nicht danach zumute, Felicie zu bemitleiden. Er sagte barsch und hob dabei die Schultern:

„Ach, seien Sie doch unbesorgt. Der wird's schon glücken. Die spielt immer nur Komödie. Sie hat das Theater im Leibe. In den Beinen hat sie's."

Frau Nanteuil lächelte friedlich:

„Das arme Kind! Sehr dick sind ihre Beine nicht. Felicie hat nicht gerade eine schwache Gesundheit, aber zu sehr ermüden darf sie sich nicht. Sie hat oft Schwindel und Kopfschmerzen."

Das Mädchen kam und stellte auf den Tisch eine Schüssel mit kaltem Aufschnitt, eine Flasche und Teller.

Indes suchte Chevalier in seinem Geist nach einem Mittel, um gesprächsweise eine Frage herzuleiten, die er schon seit unten an

3*

der Treppe auf den Lippen hatte. Er wollte wissen, ob Felicie noch mit Girmandel verkehrte, von dem er nichts mehr hörte. Wir richten unsere Wünsche nach unserer Lage ein. In seinem jetzigen elenden Dasein, in seiner Herzensnot wünschte er glühend, daß Felicie, die ihn nicht mehr liebte, Girmandel lieben möge, den sie ja nur wenig liebte; und seine ganze Hoffnung setzte er darauf, daß Girmandel sie für sich behalte, sie ganz nehme und nichts von ihr für Robert de Ligny übrig lasse. Der Gedanke, daß das junge Mädchen mit Girmandel gehe, erleichterte seine Eifersucht, und er zitterte vor der möglichen Nachricht, daß sie den Gerichtsvollzieher verlassen habe.

Gewiß hätte er sich nie herausgenommen, eine Mutter über die Liebhaber ihrer Tochter auszufragen. Aber von Girmandel konnte man mit Frau Nanteuil ruhig reden, sie rechnete sich ihre Familienbeziehungen mit dem Gerichtsbeamten, dem reichen, verheirateten Mann und Vater zweier reizender Töchter, nur zur Ehre. Nur mußte man, um den

Namen des Gerichtsvollziehers ins Gespräch zu ziehen, einen Kunstgriff anwenden. Chevalier kam auf einen, der ihm sinnreich deuchte.

„Da wir gerade davon reden, ich bin Girmandel im Wagen begegnet.“

Frau Nanteuil entgegnete nichts.

„Er kam in einer Droschke auf dem Boulevard Saint-Michel an mir vorbei. Ich hab' sicher gemeint, ihn zu erkennen. Es sollte mich wundern, wenn er's nicht gewesen wäre.“

Frau Nanteuil entgegnete nichts.

„Sein blonder Bart, sein rotes Gesicht ... Er ist sehr leicht zu erkennen, der Girmandel.“

Frau Nanteuil entgegnete nichts.

„Sie und Felicie standen sich ja früher sehr gut mit ihm. Verkehren Sie noch?“

Frau Nanteuil entgegnete obenhin:

„Herr Girmandel? Ja, ja, wir verkehren noch ...“

Bei diesen Worten empfand Chevalier beinahe Freude. Aber sie hatte ihn beschwindelt; die Wahrheit hatte sie ihm nicht gesagt. Aus Eigenliebe und um nicht ein häusliches Geheimnis zu enthüllen, das nach ihrer Ansicht

ihrem Hause nicht zur Ehre gereichte, hatte sie gelogen. Die Wahrheit war vielmehr, daß Felicie, in ihrer wilden Liebe zu Ligny, Girmandel hatte abfahren lassen, und der Gerichtsvollzieher, der doch ein feiner Mann war, hatte jählings aufgehört zu blechen. Frau Nanteuil in ihrem Alter hatte noch mal einen Liebhaber genommen, aus Mutterliebe und damit ihre Tochter nicht in Not geriete. Sie hatte ihr altes Verhältnis mit Tony Meyer, dem Kunsthändler in der Rue de Clichy, wieder angeknüpft. Tony Meyer war kein vorteilhafter Ersatz für Girmandel; er gab nur wenig Geld her. Frau Nanteuil, die verständig war und wußte, was jedes Ding wert ist, murrte deswegen nicht, und sie ward für ihren Opfermut belohnt, denn seit den sechs Wochen, daß sie aufs neue geliebt wurde, verjüngte sie sich.

Chevalier hing seinen Gedanken nach; er fragte:

„Girmandel ist wohl nicht mehr jung?"

„Alt ist er nicht", sagte Frau Nanteuil. „Mit vierzig Jahren ist ein Mann nicht alt."

„Ist er nicht schon ziemlich schlapp?“

„O nein“, erwiderte Frau Nanteuil ruhig.

Chevalier ward nachdenklich und schwieg. Frau Nanteuil nickte ein. Dann ward sie aus ihrem Schlummer aufgeweckt durch das Mädchen, das Salzfaß und Wasserflasche brachte, und sie fragte:

„Und Sie, Herr Chevalier, sind Sie zufrieden?“

Nein, er war nicht zufrieden. Die Kritiker hatten sich verabredet, ihm einen Stock zwischen die Beine zu werfen. Und ein Beweis dafür, daß sie alle gegen ihn verbündet waren, lag darin, daß sie alle dasselbe sagten: sie sagten, er habe eine undankbare Maske.

„Eine undankbare Maske!“ rief er empört. „Sie müßten sagen: eine eigens dafür geschaffene Maske ... Ich kann Ihnen das erklären, Frau Nanteuil. Ich hab' große Gesichtspunkte: das schadet mir. Zum Beispiel, in der ‚Nacht des 23. Oktober', für die jetzt grad' Proben sind, mach' ich den Florentin: sechs Repliken, 'ne Lumperei ... Aber ich

hab' aus dem Menschen was unmäßig Großes gemacht. Durville ist wütend. Er schneidet mir alle Effektstellen ab."

Frau Nanteuil, gelassen und wohlwollend, fand gute Worte. Hindernisse wären ja da, aber schließlich käme man über sie weg. Auch ihre Tochter sei auf das Übelwollen gewisser Kritiker gestoßen.

„Halb eins," sagte Chevalier düster. „Felicie verspätet sich."

Frau Nanteuil vermutete, sie sei durch Frau Doulce festgehalten worden.

„Frau Doulce übernimmt es gewöhnlich, sie heimzubringen, und Sie wissen, eilig hat sie's nie."

Chevalier stand auf und machte Miene, wegzugehen, um zu zeigen, daß er Lebensart habe. Frau Nanteuil hielt ihn fest.

„Bleiben Sie doch: Felicie kann nicht mehr lang' ausbleiben. Sie wird recht froh sein, wenn Sie hier sind. Sie können mit ihr zur Nacht essen."

Frau Nanteuil nickte wieder ein auf ihrem Stuhl. Chevalier heftete schweigsam den

Blick an die Wanduhr, und je weiter der Zeiger auf dem Zifferblatt vorrückte, desto weiter fühlte er eine brennende Wunde in seiner Brust sich öffnen. Jeder winzige Ruck des Pendels traf ihn ins wunde Fleisch, stachelte seine Eifersucht, da er ja die Augenblicke absteckte, die Nanteuil mit Ligny zusammen war. Denn jetzt war er sicher, daß sie beisammen waren. Das Schweigen der Nacht, nur unterbrochen durch das dumpfe Geräusch der über den Boulevard rollenden Droschken, war den Bildern günstig und den Gedanken, die ihn quälten. Er sah sie.

Jählings erweckt durch Singen, das von der Straße her heraufscholl, bekräftigte Frau Nanteuil den Gedanken, über dem sie eingeschlafen war.

„Das ist's ja, was ich immer zu Felicie sage: man darf den Mut nicht verlieren. Es kommen im Leben schlimme Tage vor ..."

Chevalier machte ein Zeichen, daß deren vorkämen.

„Aber wer leidet", sagte er, „hat bloß, was er verdient. Es braucht ja bloß einen Augen-

blick, um aus aller Unlust 'rauszukommen, wie?"

Sie stimmte bei: gewiß kämen plötzliche Glücksfälle vor, besonders beim Theater.

Er begann wieder, mit tiefer, aus dem Innern kommender Stimme:

„Wer da glaubt, wegen dem Theater lass' ich mir graue Haare wachsen . . . Beim Theater, o, da will ich mir eines Tages wohl 'ne Stellung erobern, und 'ne feine! . . . Aber was hilft's, ein großer Künstler zu sein, wenn man nicht glücklich ist? Es gibt dumme Widerwärtigkeiten, die ganz schrecklich sind. Schmerzen, die einem in den Schläfen hämmern mit kleinen Schlägen, gleich- und regelmäßig wie das Ticktack der Uhr hier, und die machen einen verrückt."

Er hielt an; seine tiefliegenden Augen betrachteten düsteren Blicks die Trophäen an der Wand. Dann begann er wieder:

„Wenn man diese dummen Widerwärtigkeiten, diese lächerlichen Schmerzen zu lange erträgt, dann ist man eben 'ne Memme."

Und er tastete nach dem Futteral des

Revolvers, den er beständig in der Tasche trug.

Frau Nanteuil hörte ihn heiter an, mit der sanften Entschlossenheit, von nichts etwas zu wissen, worin ihre ganze Lebensklugheit bestand.

„Etwas Schreckliches", sagte sie, ist auch das Essen. Der Felicie schmeckt gar nichts. Man weiß nicht mehr, was man ihr kochen soll."

Von nun an schleppte sich das Gespräch matt dahin in abgebrochenen Worten, die nur wenig Sinn hatten. Frau Nanteuil, das Mädchen, das Kohlenfeuer, die Lampe, die Schüssel mit Aufschnitt warteten in dumpfer Trauer auf Felicie. Es schlug eins. Chevaliers Leiden war jetzt ausgiebig und ruhig. Er besaß Gewißheit. Die Wagen waren seltener und rollten schallender über den Fahrdamm. Das Geräusch von einem dieser Wagen hielt vor dem Hause inne. Einige Augenblicke danach vernahm er das leise Geklapper des Schlüssels im Schloß, das Zuschlagen einer Tür und leichte Schritte im Vorzimmer.

Die Wanduhr zeigte ein Uhr dreiundzwanzig Minuten. Er geriet plötzlich in Aufruhr vor Verstörtheit und Hoffnung. Sie war da! Was würde sie nun wohl sagen. Vielleicht würde sie ihr Spätkommen auf die natürlichste Weise erklären.

Felicie betrat das Eßzimmer, die Haare in Unordnung, glänzenden Auges, mit weißen Wangen, lebhafter gefärbten, zerdrückten Lippen, müde, gleichmütig, stumm, glücklich, hübsch, und sah aus, als bewahrte sie unter ihrem Mantel, den sie mit beiden Händen um sich her zuhielt, einen Rest Wärme und Luft.

Ihre Mutter sagte zu ihr:

„Ich wurde schon unruhig . . . Legst du nicht ab?“ Sie antwortete:

„Ich hab' Hunger.“

Sie ließ sich auf einen Stuhl fallen, vor dem kleinen runden Tisch. Ihren Mantel warf sie zurück auf die Lehne und enthüllte so ihre feine Büste in dem kleinen schwarzen Pensionärinnenkleid; und mit dem linken Ellenbogen auf der Wachstuchdecke des

Tisches, begann sie mit ihrer Gabel Wurst aufzupiken.

„Ist es heut abend gut gegangen?“ fragte Frau Nanteuil.

„Sehr gut.“

„Du siehst, Chevalier ist da und will dir Gesellschaft leisten. Ist es nicht nett von ihm?“

„Ach, Chevalier . . . Na, dann soll er doch mitessen.“

Und ohne weiter auf ihrer Mutter Fragen zu antworten, aß sie, gierig und reizend, wie Ceres bei der Alten. Darauf schob sie ihren Teller weg, und im Stuhl zurückgelehnt, die Lider halbgeschlossen, den Mund leise geöffnet, lächelte sie ein Lächeln, das einem Kusse glich. Frau Nanteuil hatte ihren Glühwein getrunken und stand auf.

„Sie müssen mich entschuldigen, Herr Chevalier: ich muß mein Anschreibebuch in Ordnung bringen.“

So drückte sie sich gewöhnlich aus, um anzukündigen, daß sie zu Bett gehe.

Als er mit Felicie allein war, sagte Chevalier heftig:

„Es ist dumm! Es ist feige! Aber ich lieb' dich zum Verrücktwerden . . . Hörst du, Felicie?“

„Natürlich hör' ich! Du brauchst nicht so zu schreien.“

„Es ist zum Lachen, nicht?“

„Nein, zum Lachen ist es nicht, es ist —“

Sie beendete nicht.

„Du bist um ein Uhr fünfundzwanzig heimgekommen. Der Ligny hat dich nach Haus gebracht, ich weiß es so sicher. In 'ner Droschke hat er dich nach Haus gebracht. Ich hab' gehört, wie der Wagen vor dem Hause hielt.“

Da sie nicht antwortete, begann er wieder: „Widersprich doch!“

Sie schwieg. Und er wiederholte mit dringlicher Stimme und so als flehte er:

„Sag doch nein . . .“

Wenn sie gewollt hätte, mit einem Satz, einem einzigen Wort, mit einem kleinen Kopfrücken und Achselzucken hätte sie ihn ganz sanft und beinahe glücklich gemacht. Aber sie bewahrte ein böses Schweigen.

Die Lippen aufeinander gepreßt, den Blick in der Ferne, schien sie in einen Traum verloren.

Er stieß einen rauhen Seufzer aus.

„Dummkopf, der ich war, daran hab' ich nicht gedacht. Ich sagte mir, du würdest wie alle Tage mit Frau Doulce heimkommen, oder allein . . . Ach! wenn ich gewußt hätte, du würdest dich von dem Individuum nach Hause bringen lassen . . ."

„So? Was hättest du denn getan, wenn du's gewußt hättest?"

„Ich wär' euch nachgegangen, zum Kuckuck!"

Sie richtete ihre zu hellen Augen hart auf sein Gesicht:

„Das, verstehst du, das verbiet' ich dir! Wenn ich ein einziges Mal erfahre, daß du mir nachgegangen bist, kriegst du mich nicht mehr zu sehen. Du hast überhaupt kein Recht, mir nachzugehn. Ich kann doch wohl tun, was ich mag!"

Vor Überraschung und Zorn blieb ihm der Atem aus, er stammelte:

„Kein Recht? Kein Recht? . . . Ich hab' kein Recht, sagst du? . . .“

„Nein, du hast kein Recht . . . Und dann will ich's auch nicht.“

Ihr Gesicht bekam einen angewiderten Ausdruck:

„Es ist gemein, eine Frau auszuspionieren. Versuch du bloß einmal zu erfahren, wohin ich gehe, setz' ich dich kurzerhand aus der Tür.“

„Dann“, murmelte er maßlos erstaunt, „sind wir also einander nichts, ich bin dir nichts . . . Wir haben gar nichts miteinander gehabt . . . Um alles, Felicie, denk doch nur nach . . .“

Sie dagegen, mit Ungeduld:

„Ach, worüber soll ich denn nachdenken? . .“

„Felicie, denk dran, daß du dich mir hingegeben hast!“

„Du kannst nicht verlangen, mein Lieber, daß ich den ganzen Tag daran denke. Das wäre übertrieben.“

Er betrachtete sie eine Zeitlang mit mehr Neugier als Zorn und sagte, halb bitter, halb sanft:

„Du bist 'n gemeines Luder, das kann man wohl behaupten! . . . Sei es, Felicie! Sei es, so viel du willst! Was macht das, ich liebe dich ja. Du gehörst mir, ich nehm' dich wieder an mich; ich nehm' dich wieder an mich und behalte dich. Schau her, ich kann doch nicht immer so viel aushalten wie ein armes Stück Vieh. Hör' mich an: ich fahr' mit dem Schwamm drüber. Wir fangen unsere Liebe wieder an. Und diesmal soll es sehr gut gehen. Und du gehörst immer mir, mir allein. Ich bin ein ehrlicher Kerl, weißt du. Du kannst dich auf mich verlassen. Ich heirate dich, wenn ich erst 'ne Stellung habe.“

Sie sah ihn überrascht und verächtlich an. Er glaubte, sie zweifle an seiner schauspielerischen Zukunft, und um ihre Zweifel zu zerstreuen, sagte er, auf seinen langen Beinen aufgepflanzt:

„Du glaubst nicht an meinen Stern, Felicie. Daran tust du unrecht. Ich fühle mich imstande zu großen Leistungen. Man soll mir nur 'ne große Rolle geben, und man soll sehen. Ich hab' nicht nur das Lustspiel im Leibe.

nein, auch das Drama, auch die Tragödie . . .
Ja, die Tragödie. Ich kann Verse sprechen. Und das ist ein Talent, das heute selten wird . . . Glaube also nicht, Felicie, ich tue dir einen Schimpf an, wenn ich mich erbiete, dich zu heiraten. Weit entfernt! . . . Wir heiraten späterhin, wenn es möglich und passend ist. Natürlich eilt es nicht. Inzwischen nehmen wir unsere netten Gewohnheiten in der Märtyrerstraße wieder auf . . . Du weißt doch noch, Felicie: wir sind da ja so glücklich gewesen! Das Bett war nicht breit, aber wir sagten: „Das macht nichts . . .“ Ich hab' jetzt zwei schöne Zimmer in der Rue de la Montagne-Sainte-Geneviève, hinter Saint-Etienne-du-Mont. Dein Bild hängt an allen Wänden . . . Dein kleines Bett aus der Märtyrerstraße findest du dort wieder . . . Aber hör' genau zu, ich hab' zu viel aushalten müssen; ich will nun nicht mehr. Ich verlange, daß du mir gehörst, nur mir.“

Während er redete, war Felicie zum Kamin gegangen und hatte die Karten geholt,

mit denen ihre Mutter alle Abende spielte; und sie breitete sie auf dem Tisch aus.

„Nur mir... Verstehst du mich, Felicie."

„Laß mich in Ruh, ich will sehn, ob's auskommt."

„Hör' mich an, Felicie. Ich verlange, daß du den albernen Menschen nicht wieder in deine Garderobe hineinläßt . . ."

Sie besah die Karten und murmelte:

„Alle schwarzen liegen unten."

„Jawohl, den albernen Menschen. Er ist ja 'n Diplomat, und das Ministerium des Auswärtigen ist heute die Zuflucht derer, die zu nichts zu gebrauchen sind."

Er erhob die Stimme.

„Felicie, in deinem Interesse wie in meinem, hör' mich an."

„Schrei doch nicht, Mama schläft."

Er fing mit gedämpfter Stimme wieder an:

„Präg dir ein, daß ich nicht will, daß Ligny dein Geliebter wird."

Sie richtete ihren kleinen, bösen Kopf auf:

„Wenn er's doch schon ist?"

1*

Er tat einen Schritt auf sie los, mit erhobenem Stuhl, er starrte sie irren Auges an und lachte dabei, ein klaffendes Lachen:

„Wenn er's schon ist, dann bleibt er's nicht lange."

Und er ließ den Stuhl zurückfallen

Jetzt hatte sie Furcht. Sie lächelte mit Anstrengung.

„Du siehst doch, ich scherze."

Es gelang ihr ohne allzuviel Mühe, ihn glauben zu machen, sie habe in dieser Weise nur gesprochen, um ihn zu strafen, weil er unausstehlich ward. Er beruhigte sich. Darauf sagte sie, sie sei müde, sie falle um vor Schläfrigkeit. Er entschloß sich endlich zum Weggehen. Auf dem Stiegenabsatz drehte er sich um und sagte:

„Felicie, ich rate dir, um ein Unglück zu verhüten, komme mit Ligny nicht wieder zusammen."

Sie rief ihm durch einen Türspalt nach:

„Klopf an die Scheibe in der Portiersloge, daß dir aufgemacht wird!"

IV.

Im dunklen Saale bedeckten große Leinwandstücke den Balkon und die Logen. Das Parkett war mit einem ungeheuren Überzug bekleidet, der, an den Ecken zurückgeschlagen, Raum ließ für einige menschliche Gesichter. Sie tauchten blaß aus dem Schatten, Schauspieler, Maschinisten, Garderobiers, Freunde des Direktors, Mütter und Liebhaber von Schauspielerinnen. Hier und da erglänzten Augen in den dunklen Höhlen der Parkettlogen.

Man war bei der sechsundfünfzigsten Probe der „Nacht des 23. Oktober 1812", eines berühmten, zwanzig Jahre alten Dramas, das auf diesem Theater noch nicht aufgeführt war. Die Schauspieler konnten schon ihre Rollen, und auf den folgenden Tag war die eigenartige letzte Probe angesetzt, die auf weniger strengen Bühnen als das Odeon die „Schneiderinnenprobe" genannt wird.

Nanteuil spielte nicht mit in dem Stück. Aber sie hatte an dem Tage im Theater zu

tun gehabt, und da man ihr gesagt hatte, Marie-Claire sei in der Rolle der Generalin Malet gräßlich, hatte sie sich das ein bißchen ansehen wollen, wohl versteckt in einer Parkettloge.

Es begann die große Szene des zweiten Aktes. Die Dekoration stellte ein Mansardenzimmer in dem Irrenhause vor, wo der Verschwörer im Jahre 1812 gefangen gehalten wurde. Durville, der den General Malet spielte, war eben aufgetreten. Er spielte im Kostüm: langer, blauer Leibrock, mit einem Kragen bis über die Ohren und gemslederfarbener Hose mit Strippen. Und sogar einen Kopf hatte er sich schon zurechtgemacht, den glattrasierten, martialischen Kopf der Generale des Kaiserreichs, mit der Hasenpfote, die von den Siegern bei Austerlitz auf ihre Söhne, die Juli-Bürger, überging. Aufrecht, den rechten Ellenbogen in der linken Hand und die Stirn in der Rechten, strömte er den Stolz seiner tiefen Stimme und seiner glattanliegenden Hose aus.

„Allein, ohne Geld, aus der Tiefe eines

Gefängnisses, den Koloß angreifen, der eine Million Soldaten befehligt, und der alle Völker und alle Könige Europas erzittern macht ... Wohlan! Dieser Koloß wird in Trümmer fallen."

Aus dem Hintergrunde der Bühne gab der alte Maury, der den Verschwörer Jacquemont spielte, das Stichwort.

„Er kann im Sturz uns unter seinen Trümmern begraben."

Plötzlich erhob sich aus dem Parkett ein Jammer- und Wutgeschrei.

Der Autor brach aus. Es war ein Mann von siebzig Jahren, der von Jugendlichkeit überschäumte.

„Was seh ich da hinten? Das ist kein Schauspieler, das ist 'n Ofen. Die Ofensetzer, die Marmorarbeiter müssen geholt werden, um ihn da wegzubringen ... Maury, rühren Sie sich doch, zum Deixel!"

Maury trat vor.

„Er kann im Sturz uns unter seinen Trümmern begraben ... Ich gebe zu, daß nicht Sie daran schuld sein werden, Herr

General. Ihre Proklamation ist ausgezeichnet. Sie versprechen ihnen eine Konstitution, Freiheit, Gleichheit ... Das ist Machiavellismus!"

Durville replizierte!

„Und vom besten. Ein unverbesserliches Geschlecht, schicken sie sich an, Eide zu brechen, die sie noch nicht geschworen haben, und weil sie lügen, dünken sie sich Machiavelle ... Was wollt ihr wohl mit der absoluten Herrschaft anfangen, ihr Dummköpfe?" ...

Die Stimme des Autors zischte und kreischte:

„Sie haben's nicht 'raus, Dauville."

„Ich?" fragte Durville erstaunt.

„Ja, Sie, Dauville, Sie verstehen kein Wort von dem, was Sie reden."

Dieser Maury hatte sein Leben lang den Namen keiner Milchfrau und keines Portiers vergessen, aber um die Komödianten zu demütigen, um ihren Stolz niederzuzwingen, verschmähte er's, die Namen der berühmtesten Schauspieler zu behalten.

„Dauville, guter Freund, fangen Sie von vorn an.“

Er spielte alle Rollen. Fröhlich, grabesdüster, gewalttätig, zart, stürmisch, kosend — er nahm abwechselnd eine tiefe und eine Flötenstimme an; er seufzte, er brüllte, er lachte, er weinte. Er verwandelte sich, wie der Mann im Märchen, in eine Flamme, in einen Fluß, in eine Frau, in einen Tiger.

In den Kulissen tauschten die Schauspieler unter sich nur nichtssagende, kurze Bemerkungen aus. Trotz ihrer freien Sprechweise, ihrer leichten Sitten, ihrer familiären Gewohnheiten behielten sie doch immer so viel Heuchelei, wie in jeder menschlichen Vereinigung die Leute nötig haben, damit sie einander ohne Grauen und ohne Ekel ins Gesicht sehen können. Diese in vollem Betriebe befindliche Kunstwerkstatt trug sogar einen schönen Anstrich von Einigkeit und Zusammenhalten; alle schienen einheitlich gestimmt durch den, ob hohen ob mittelmäßigen Gedanken des Autors; der Komment brachte es fertig, daß aus Feindseligkeiten und Übel-

wollen Arbeitsfreudigkeit und harmonisches Zusammenwirken ward.

Nanteuil hatte in ihrer Loge ein unbehagliches Gefühl bei dem Gedanken, daß Chevalier in nächster Nähe war. Seit vorgestern, seit der Nacht, wo er dunkle Drohungen ausgestoßen hatte, hatte sie ihn nicht wiedergesehen, und die Furcht, die er in ihr erregt hatte, ward sie nicht los. „Felicie, um ein Unglück zu vermeiden, rate ich dir, komm' mit dem Ligny nicht mehr zusammen." Was sollte das heißen? Sie dachte ernsthaft über ihn nach. Dieser Mensch, der noch vorgestern ihr nichtssagend und gewöhnlich schien, von dem sie wirklich übergenug hatte, den sie auswendig wußte — wie erschien er ihr jetzt wunderlich und voll von Geheimnissen! Wie deutlich ward sie auf einmal gewahr, daß sie ihn nicht kannte! Wessen war er imstande? Sie strengte sich an, um es zu ahnen. Was würde er tun? Gewiß gar nichts. Alle Männer, die man im Stich läßt, drohen, tun aber nichts. Aber war Chevalier ganz so ein Mann wie die anderen? Er galt für

verrückt. Das war so 'ne Redensart. Aber sie wußte selbst nicht, ob er nicht doch etwas Verrücktheit in sich hatte. Gegenwärtig studierte sie ihn mit aufrichtiger Teilnahme. Sie, die selbst sehr gescheit war, hatte in ihm niemals viel Gescheitheit entdeckt; aber mehrmals hatte er sie überrascht durch seinen hartnäckigen Willen. Es fielen ihr von ihm Handlungen ein von einer wilden Tatkraft. Von Natur eifersüchtig, sah er doch manches ein. Er wußte, wozu eine Frau gezwungen ist, um sich beim Theater eine Stellung zu schaffen, oder um Toiletten zu bekommen; aber er ließ sich nicht gefallen, daß eine ihn aus Liebe betrog. War er der Mann, ein Verbrechen zu begehen, ein Unglück anzurichten? Das brachte sie nicht heraus. Sie gedachte der Sucht dieses Menschen, mit Waffen zu hantieren. Wenn sie zu ihm gegangen war, in die Märtyrerstraße, hatte sie ihn immer in seinem Zimmer gefunden, wie er eine alte Flinte auseinandernahm und reinigte. Dabei jagte er nie. Er rühmte sich, ein vorzüglicher Schütze zu sein, und

trug einen Revolver bei sich. Aber was bewies das? Noch nie hatte sie so viel an ihn gedacht.

Nanteuil war in ihrer Parkettloge dergestalt in Unruhe, da gesellte sich Jenny Fagette zu ihr, Jenny Fagette, fein und zerbrechlich, Alfred de Mussets Muse, die des Nachts sich ihre stumpfgrünen Augen erhitzte bei der Abfassung von Gesellschaftschroniken und Modenartikeln. Sie war eine mittelmäßige Schauspielerin, aber geschickt als Frau und wunderbar tätig; und sie war Nanteuils beste Freundin. Sie erkannten einander bedeutende Eigenschaften zu, und zwar Eigenschaften verschieden von denen, die sie an sich selbst fanden, und sie gingen gemeinschaftlich vor, als die zwei Großmächte des Odeon. Indes tat Fagette alles mögliche, um Ligny ihrer Freundin wegzunehmen — nicht, daß sie an ihm Geschmack fand, denn sie war trocken wie ein Bündel Reisig und verachtete die Männer, sondern in dem Gedanken, daß ein Verhältnis mit einem Diplomaten ihr

gewisse Vorteile verschaffen werde, und besonders um die Gelegenheit zu einer Gemeinheit nicht zu verlieren. Ranteuil wußte es. Sie wußte, alle ihre Kolleginnen, Ellen Midi, Duvernet, Herschell, Falempin, Stella, Marie-Claire, wollten ihr Ligny wegnehmen. Louise Dalle, die sich wie eine Klavierlehrerin anzog, immer aussah, als ob sie gerade einen Omnibus erkletterte, und noch wenn sie einen herausforderte und sich an ihm rieb, den Anschein unheilbarer Ehrsamkeit behielt, auch sie hatte Ranteuil Ligny nachlaufen gesehen mit ihren zu langen Beinen und ihn bedrängen mit Blicken wie die einer armen Pasiphae. Und in einem Gang hatte sie die älteste der Damen, die gute Mama Ravaud, überrascht, wie sie beim Nahen Lignys aufdeckte, was sie noch übrig hatte, ihre prachtvollen Arme, die seit vierzig Jahren berühmt waren.

Fagette zeigte Ranteuil voll Widerwillen mit der Spitze eines behandschuhten Fingers die Bühne, auf der Durville, der alte Maury und Marie-Claire sich tummelten

„Schau 'mal die Leute an. Es sieht aus, als spielten sie sechzig Meter unter Wasser."

„Das kommt, weil die Rampe nicht erleuchtet ist," bemerkte Nanteuil.

„Nein, nein. Dies Theater sieht immer aus wie unter Wasser. Wenn ich denke, daß ich selber auch gleich ins Aquarium hinunter soll ... Nanteuil, du darfst nicht länger als eine Saison bei diesem Theater bleiben. Man ertrinkt hier. Schau sie doch an, schau sie doch nur an!"

Durville ward beinah zum Bauchredner, um ernster und männlicher zu erscheinen:

„Friede, Abschaffung der indirekten Steuern und der Aushebung, ein hoher Sold für die Truppen; in Ermangelung von Geld einige Mandate auf die Bank, einige passend verteilte Beförderungen, das sind unfehlbare Mittel."

Frau Doulce betrat die Loge. Beim Öffnen ihres Mantels, der auf tragische Weise mit ehrwürdigen Kaninchenfellen gefüttert war, brachte sie ein kleines Buch mit verbogenen Ecken zum Vorschein.

„Das sind die Briefe der Frau von Sévigné," sagte sie. „Ich veranstalte nämlich nächsten Sonntag eine Vorlesung der schönsten Briefe von Frau von Sévigné!"

„Wo denn?" fragte Fagette.

„Im Renardschen Saal."

Das mußte ein unbekannter, entlegener Saal sein. Nanteuil und Fagette kannten ihn nicht.

„Ich halte diese Vorlesung zum Besten der drei armen Waisen, die der Bühnenkünstler Latour hinterlassen hat, der in diesem Winter auf so traurige Weise an der Schwindsucht gestorben ist. Kinder, ich zähle auf euch, um Karten unterzubringen."

„Es ist schon wahr, sie ist lächerlich, die Marie-Claire!" sagte Nanteuil.

Es ward an der Logentür gekratzt. Es war Constantin Marc, der junge Autor eines Stückes, mit dessen Proben das Odeon jetzt gleich beginnen sollte, des „Gitters", und Constantin Marc konnte, obwohl er vom Lande war und im Walde hauste, fürder nur noch im Theater atmen. Nanteuil sollte in

dem Stück die Hauptrolle spielen: er betrachtete sie erregt, als die kostbare Amphora, dazu bestimmt, seine Gedanken zu fassen.

Indes schrie Durville sich heiser:

„Und wenn Frankreich nur um den Preis unseres Lebens und unserer Ehre gerettet werden kann, dann sag' ich mit dem Mann von 93: Möge unser Andenken untergehn!"

Fagette zeigte mit dem Finger nach einem aufgequollenen jungen Mann, der, den Stock unterm Kinn, im Parkett saß.

„Ist das nicht der Baron Deutz?"

„Danach fragst du noch?" erwiderte Ranteuil. „Ellen Midi wirkt ja mit in dem Stück. Sie hat im vierten Akt zu tun. Der Baron Deutz will sich zeigen."

„Wartet mal, Kinder, ich will ein Wörtchen reden mit dem Flegel, gestern ist er mir auf der Place de la Concorde begegnet und hat mich nicht gegrüßt."

„Baron Deutz? . . . Er hat dich nicht gesehn! . . ."

„Sehr gut hat er mich gesehn. Aber er

war in Familie. Ich werd' ihn schneuzen; passen Sie nur auf."

Sie rief ihn ganz zart:

„Deutz! Deutz!"

Der Baron kam näher und stützte sich, lächelnd und selbstzufrieden, auf die Logenbrüstung.

„Sagen Sie doch, Herr Deutz, gestern, als Sie mir begegnet sind, waren Sie wohl in recht schlechter Gesellschaft, weil Sie mich nicht gegrüßt haben?"

Er sah sie überrascht an:

„Ich? Ich ging mit meiner Schwester."

„Ah! . . ."

Und auf der Bühne rief Marie-Claire, an Durvilles Halse hängend:

„Geh! triumphiere oder unterliege; in Glück oder Unglück bleibt dein Ruhm der gleiche. Und was immer geschehen möge, ich werde mich als Frau eines Helden zu zeigen wissen."

„Kommen Sie vor, Frau Marie-Claire!" sagte Pradel.

In diesem Augenblick trat Chevalier auf,

und sogleich riß der Autor sich die Haare aus und spie Verwünschungen:

„Das ist kein Auftreten, das ist ein Einsturz, das ist eine Katastrophe, das ist ein Kataklysma. Himmlische Güte! Wenn ein Bolid, ein Aërolith, ein Stück Mond auf die Bühne fiele, wär's kein so entsetzlicher Zusammenbruch ... Ich ziehe mein Stück zurück! ... Chevalier, treten Sie noch mal auf, mein Junge."

Der Maler, der die Kostüme gezeichnet hatte, Michel, ein blonder, junger Mann mit einem mystischen Bart, saß in der ersten Sitzreihe auf dem Arm eines Sessels. Er neigte sich an das Ohr von Roger, dem Dekorateur:

„Und dabei ist es das sechsundfünfzigste Mal, daß der Autor den Chevalier so stürmisch anfährt!"

„Ja, weißt du, er ist verflucht schlecht, der Chevalier," erwiderte Roger ohne Zögern.

„Er ist nicht gerade schlecht," sagte wieder Michel nachsichtig. „Aber es sieht immer aus, als ob er lacht, und was Schlimmeres gibt

es gar nicht für einen Schauspieler. Ich hab' ihn als ganz kleinen Buben gekannt, auf Montmartre. Im Institut fragten ihn seine Lehrer: ‚Warum lachst du?' Er lachte gar nicht, war auch gar nicht aufgelegt zu lachen, aber den ganzen Tag bekam er Ohrfeigen. Seine Eltern wollten ihn in irgendeine chemische Fabrik stecken. Er aber träumte vom Theater und verbrachte seine Tage oben auf Montmartre im Atelier des Malers Montalent. Montalent arbeitete damals Tag und Nacht an seinem ‚Tod des heiligen Ludwig', einem großen Schinken, der ihm für die Kathedrale von Karthago in Auftrag gegeben war. Eines Tages sagte ihm Montalent —"

„Etwas Ruhe!" rief Pradel.

„— sagte ihm Montalent: ‚Chevalier, du hast ja doch nichts zu tun, du kannst mir für Philipp den Kühnen sitzen.' — ‚Gern,' sagte Chevalier. Montalent ließ ihn die Haltung eines von Schmerz erdrückten Menschen einnehmen. Zum Überfluß setzte er ihm auf die Backen zwei Tränen, groß wie Brillengläser.

5*

Er beendet sein Bild, versendet es nach Karthago und läßt sechs Flaschen Sekt 'raufholen. Drei Monate darauf bekam er vom Pater Cornemuse, dem Chef der französischen Missionen in Tunesien, einen Brief mit der Mitteilung, das Bild ‚Der Tod des heiligen Ludwig' sei dem Kardinal Erzbischof vorgeführt und von Seiner Eminenz abgelehnt worden wegen des unpassenden Ausdrucks von Philipp dem Kühnen, der den heiligen König, seinen Vater, wie er auf dem Stroh ausatmet, lachend ansehe. Montalent begriff das nicht; er war wütend und wollte mit dem Kardinal-Erzbischof einen Prozeß anfangen. Er bekommt das Bild, packt es aus, betrachtet es in düsterem Schweigen und ruft plötzlich: „Ja, wirklich, Philipp der Kühne sieht aus, als ob er sich 'n Ast lacht. Ich bin auch zu blöd gewesen: ich hab' ihm den Kopf von dem Chevalier gegeben, der immer aussieht, als ob er lacht, das dumme Vieh!"

„Seien Sie doch still!" brüllte Pradel.

Und der Autor rief:

„Pradel, lieber Freund, werfen Sie doch die ganze Gesellschaft hinaus."

Er inszenierte unermüdlich:

„Etwas zurück, Trouville, so ... Chevalier, Sie treten an den Tisch, nehmen die Papiere eins nach dem andern und sagen: ‚Senatsbeschluß ... Tagesbefehl ... Depeschen für die Departements ... Proklamation ...' Verstehen Sie?"

„Ja, Meister ... Senatsbeschluß ... Tagesbefehl ... Depeschen für die Departements ... Proklamation ..."

„Nun also, Marie-Claire, liebes Kind, rühren Sie sich doch, zum Deixel! Spielen Sie sich vor ... So, sehr gut ... wieder zurück; sehr gut, sehr gut, nur drauf los: ... Ah! Unglückswurm! Sie schmeißt alles in 'n Dr—!"

Er rief den Beleuchtungsinspektor:

„Romilly, ein bißchen Licht. Man sieht nicht die Hand vor den Augen. Durville, guter Freund, was machen Sie da vor dem Souffleurkasten? Sie kommen da ja nicht fort! Schreiben Sie es sich doch ein für alle-

mal hinter die Ohren, daß Sie nicht die Statue des Generals Malet, sondern der General Malet selbst sind, und daß mein Stück kein Wachsfigurenkatalog ist, sondern eine Tragödie voll Leben und Bewegung, die einem Tränen entreißt und —"

Er konnte nicht beenden und schluchzte lange ins Taschentuch. Dann brüllte er:

„Heiliges Donnerwetter! Pradel ... Romilly! ... Wo ist Romilly? Ah, da kommt er, der Schurke ... Romilly, ich hatte Ihnen gesagt, Sie sollten den Ofen dicht unter die Fensterluke stellen. Sie haben es nicht getan. Was fällt Ihnen denn ein?"

Man fand sich plötzlich durch eine ernstliche Schwierigkeit aufgehalten. Chevalier, als Träger von Papieren, von denen das Schicksal des Reiches abhing, sollte durch eine Fensterluke aus dem Arrestlokal entwischen. Das Spiel in dieser Szene war noch nicht probiert: vor Aufstellung der Dekorationen hatte man es nicht gekonnt. Nun stellte es sich heraus, daß falsch Maß genommen war und daß die Luke nicht erreichbar war.

Der Autor sprang auf die Bühne.

„Romilly, guter Freund, der Ofen steht ja nicht gerade unter der Luke. Wie soll Chevalier durch die Luke kommen? Schieben Sie mal gleich den Ofen nach rechts."

„Das will ich wohl", sagte Romilly, „aber dann versperren wir die Tür."

„Wieso, wir versperren die Tür?"

„Jawohl."

Der Theaterdirektor, der Maschinenmeister, die Maschinisten prüften das Versatzstück aufmerksam düster, und der Autor war still.

„Seien Sie ohne Sorge, Meister", sagte Chevalier. „Es braucht nichts geändert zu werden: ich spring' auch so hinauf."

Er stieg auf den Ofen, und es gelang ihm wirklich, den Rand der Luke zu erfassen und sich mit dem Ellenbogen hinaufzustützen, was man nicht für möglich gehalten hatte.

Ein Murmeln der Bewunderung erhob sich auf der Bühne, in den Kulissen und im Saal. Chevalier hatte allen einen erstaunlichen Begriff beigebracht von seiner Kraft und seiner Gewandtheit.

„Famos!“ rief der Autor. „Brav gemacht, Chevalier . . . Der Kerl ist behende wie'n Affe. Keiner von euch brächte das zustande. Wenn alle Rollen so besetzt wären, wie der Florentin, würde das Stück 'nen Bombenerfolg haben.“

Nanteuil in ihrer Loge bewunderte ihn fast. Eine Sekunde lang war's ihr vorgekommen, als sei er mehr als Mann, Mann und Gorilla zusammen, und die Furcht, die sie vor ihm hegte, hatte sich maßlos vergrößert. Sie liebte ihn nicht, sie hatte ihn überhaupt nie geliebt; sie verlangte auch nicht sinnlich nach ihm. Die Zeit war fern, wo sie ihn sich gern hatte gefallen lassen, und seit einigen Tagen konnte sie sich Vergnügen mit keinem andern mehr vorstellen, als mit Ligny. Aber wenn sie sich in diesem Augenblick mit Chevalier allein befunden hätte, hätte sie sich ohne Kraft gefühlt, und hätte ihn durch Unterwerfung zu besänftigen getrachtet, so wie man eine übernatürliche Macht besänftigt.

Auf der Bühne kam ein Empire-Salon vom Schnürboden herunter, und beim Lärm

dieser Verrichtung, während die Soffitten herabfielen, hielt der Autor gleichzeitig die ganze Truppe und alle Statisten unter seiner Fuchtel und gab allen auf einmal Ratschläge und gute Beispiele.

„Sie, Dicke, Kuchenfrau, Frau Ravaud, haben Sie denn nie in den Champs-Elysées rufen hören: ‚Kaufen Sie sich was Gutes! Das macht Vergnügen, meine Damen!' Das wird gesungen. Lernen Sie die Melodie gefälligst bis morgen ... Und du, Trommler, gib mal deine Trommel her: ich will dir vormachen, wie man 'n Wirbel schlägt, zum Deixel! ... Fagette, liebes Kind, was suchst du denn auf 'm Ball beim Polizeiminister, wenn du keine Strümpfe mit goldenen Zwickeln hast? Zieh' lieber gleich gestrickte, wollene Strümpfe an ... Das ist wahrhaftig das letzte Stück, das ich in diesem Theater gebe ... Wo ist der Oberst der zehnten Kohorte? Du bist das? ... Na, dann, guter Freund, deine Soldaten machen Parademarsch wie die Schweine ... Frau Marie-Madeleine, kommen Sie 'n bißchen

näher, daß ich Ihnen 'ne Verbeugung beibringen kann."

Er hatte hundert Augen, hundert Münder, und Arme und Hände überall.

Im Saal drückte Romilly Herrn Sombaut von der Akademie der Moralwissenschaften die Hand, der auf Nachbarbesuch gekommen war.

„Sie mögen sagen was Sie wollen, Herr Sombaut, vielleicht ist das, was die Tatsachen anlangt, nicht genau, aber es ist bühnenwirksam."

„Malets Verschwörung", antwortete Herr Sombaut, „ist ein historisches Rätsel und wird es zweifellos noch lange bleiben. Der Verfasser dieses Dramas hat die dunklen Punkte benutzt, um dramatische Elemente hineinzubringen. Aber was für mich außer Zweifel steht, ist, daß der General Malet, wenn auch mit Royalisten verbündet, selbst Republikaner war und darauf hinarbeitete, die Volksregierung wiederherzustellen. Bei seinem Verhör tat er einen herrlichen, tiefen Ausspruch. Als der Vorsitzende des Kriegs-

gerichts ihn fragte: ‚Wer sind Ihre Mitschuldigen?‘, antwortete Malet: ‚Ganz Frankreich, und auch Sie, wenn's mir geglückt wäre.‘“

Ein alter Bildhauer, ehrwürdig und schön wie ein antiker Satyr, stand an Nanteuils Loge gelehnt und sah feuchten Auges und mit lachendem Mund auf die Bühne, wo in diesem Augenblick alles in Bewegung und drunter und drüber war.

„Gefällt Ihnen das Stück, Meister?“ fragte Nanteuil ihn.

Und der Meister, der auf der Welt nichts kannte als Knochen, Sehnen und Muskeln, antwortete:

„O ja, Fräulein, o ja! Da ist eine Kleine, die kleine Midi, die hat einen Schulteransatz, ein wahres Kleinod . . .“

Er zeichnete ihn mit dem Daumen. Die Tränen kamen ihm in die Augen.

Chevalier fragte, ob er in die Loge kommen dürfe. Er war froh, nicht so sehr über seinen großartigen Erfolg, wie weil er Felicie zu Gesicht bekam. In seiner Narrheit

bildete er sich ein, sie sei seinetwegen hergekommen, sie liebe ihn, sie gebe sich ihm zurück.

Sie fürchtete sich vor ihm, und da sie ziemlich feige war, schmeichelte sie ihm:

„Meinen Glückwunsch, Chevalier. Du hast ja gespielt, daß einem Hören und Sehen verging. Dein Abgang ist zum Staunen, das kannst du mir glauben, das sah ich nicht allein. Fagette hat dich großartig gefunden.“

„Wirklich?“ fragte Chevalier.

Dieser Augenblick war einer der glücklichsten seines Lebens.

Eine gellende Stimme, die aus den verödeten Höhen des dritten Ranges kam, fuhr durch den Saal wie ein Lokomotivenpfiff.

„Man versteht euch absolut nicht, beste Kinder: redet lauter und mit deutlicher Aussprache.“

Und der Autor erschien, unendlich klein, in den Finsternissen der Kuppel.

Die Stimmen der Schauspieler, die im Vordergrund der Bühne um eine Kerze herumsaßen und Bouillotte spielten, erhoben sich darauf deutlicher:

„Der Kaiser wird die Truppen in Moskau drei Wochen lang ruhen lassen; dann schießt er mit Adlergeschwindigkeit auf Sankt Petersburg nieder."

„Pique, Trèfle, Atout, ich habe zwei Stiche."

„Dort verbringen wir den Winter; nächstes Frühjahr rücken wir durch Persien in Indien ein, und um die britische Macht ist's gescheh'n."

„Sechsunddreißig Karreau."

„Und ich Aß im Trumpf."

„Dabei fällt mir ein, meine Herren, was sagen Sie zu dem kaiserlichen Erlaß über die Pariser Schauspieler, der aus dem Kreml datiert ist? Die Streitigkeiten von Fräulein Mars und Fräulein Leverd sind damit beendet!"

„Sehen Sie nur", sagte Manteuil, „die Fagette ist sehr niedlich in ihrem blauen Marie-Luisenkleid, mit Chinchillabesatz."

„Frau Doulce zog unter ihrem Pelzwerk ein Paket Karten hervor, die vom vielen Anbieten schon zerknittert waren.

„Meister", sagte sie zu Constantin Marc,

„ich veranstalte nämlich nächsten Sonntag eine Vorlesung der schönsten Briefe von Frau von Sévigné mit Erläuterung zum Besten der drei armen Waisen, die der Bühnenkünstler Latour hinterlassen hat, der diesen Winter auf so beklagenswerte Art gestorben ist."

„Hatte er Talent?" fragte Constantin Marc.

„Nein, gar nicht", sagte Nanteuil.

„Nun, warum ist dann sein Tod so beklagenswert?"

„Oh, Meister", sagte Frau Doulce, „stellen Sie sich nicht so gefühllos."

„Ich stelle mich nicht gefühllos. Aber eins setzt mich in Erstaunen, und das ist unsere Wertschätzung von Existenzen, deren Nützlichkeit wir gar nicht einsehen. Wir glauben augenscheinlich, daß das Leben in sich selbst etwas Kostbares ist. Dabei belehrt uns die Natur doch hinreichend darüber, daß nichts wohlfeiler und geringer anzuschlagen ist. Früher troff man weniger von Gefühlsduselei. Jeder hielt das eigene Leben für unendlich kostbar, bekundete aber gar keine Achtung

für anderer Leute Leben. Man stand damals der Natur näher; wir sind dafür organisiert, einander aufzufressen. Unser schwaches, entnervtes, heuchlerisches Geschlecht aber gefällt sich in einem hinterlistigen Kannibalismus. Mitten im gegenseitigen Auffressen schreien wir das Leben für geheiligt aus, und wagen nicht mehr offen zu gestehn, daß Leben Mord bedeutet."

„Daß Leben Mord bedeutet", wiederholte Chevalier träumerisch und ohne zu verstehn.

Dann ließ er etwas qualmige Ideen steigen.

„Mord und Gemetzel meinetwegen! Aber ein lustiges Gemetzel und ein drolliges Morden. Das Leben ist eine Hanswurst-Katastrophe, ist Schreckenskomik, ist eine Faschingsmaske auf blutigen Wangen. Da haben Sie es. Das ist das Leben für den Künstler; für den Künstler im Theater und für den Künstler im täglichen Leben!"

Nanteuil suchte in Unruhe nach einem Sinn in diesen wirren Worten.

Der Schauspieler redete verstiegen weiter:

„Das Leben ist noch was anderes: es ist Blume und Messer, es ist einen Tag rot und den anderen blau, es ist Haß und Liebe, köstlicher, beseeligender Haß und qualvolle Liebe."

„Herr Chevalier", fragte Constantin Marc im gelassensten Ton, „finden Sie das Morden nicht ganz natürlich und glauben Sie nicht, daß es bloß die Furcht, getötet zu werden, ist, die uns vom Töten abhält?"

Chevalier antwortete mit gedankenvoller, tiefer Stimme:

„Nein, sicher nicht! Die Furcht, getötet zu werden, würde mich vom Töten nicht abhalten. Ich habe keine Furcht vor dem Tode. Aber ich habe Achtung vor anderer Leute Leben. Ich bin menschlich, ich kann nichts dabei machen. Die Frage, die Sie mir vorlegen, Herr Constantin Marc, prüfe ich schon seit langer Zeit ernsthaft. Ich habe Tage und Nächte lang darüber nachgedacht, und weiß jetzt, ich könnte niemand töten."

Da übergoß Nanteuil, voll Freude, ihn mit einem Blick der Verachtung. Sie

war nicht mehr bange vor ihm, und daß er ihr Furcht eingeflößt hatte, verzieh sie ihm nicht.

Sie stand auf.

„Guten Abend, ich hab' Kopfweh ... Auf Wiedersehn morgen, Herr Constantin Marc."

Und sie ging leichtfüßig hinaus.

Chevalier lief ihr nach durch den Gang, stürzte hinter ihr die Bühnentreppe hinunter und holte sie vor der Portiersloge ein.

„Felicie, geh, iß heut' abend mit mir im Restaurant. Ich wär' so froh. Willst du?"

„Fällt mir nicht ein!"

„Warum nicht?"

„Laß mich in Ruh, du ödest mich an."

Sie wollte durchgehn. Er hielt sie fest.

„Ich hab' dich so lieb, Mach's mir nicht gar zu schwer."

Sie trat auf ihn los, und die Zähne, von denen sich die Lippen zurückkrümmten, fest aufeinander, zischte sie ihm ins Ohr:

„Es ist aus, aus! Verstehst du. Ich hab' dich bis da!"

Darauf er, sehr sanft, sehr ernst:

„Es ist das letztemal, daß wir zwei miteinander reden. Hör' Felicie, ehe ein Unglück geschieht, muß ich dich warnen. Ich kann dich nicht zwingen, mich zu lieben. Aber ich will nicht, daß du einen anderen liebst. Zum letztenmal rate ich dir, komme mit Herrn von Ligny nicht wieder zusammen. Ich werde dich hindern, ihm zu gehören."

„Du willst mich hindern, du? Armer Kerl!"

Noch sanfter erwiderte er:

„Ich will's und werd' es tun. Man erreicht, was man will; nur, was es kostet, muß man zahlen."

V.

Heimgekehrt, hatte Felicie eine Tränenkrisis. Sie sah Chevalier vor sich, wie er sie anflehte, mit kläglicher Stimme und mit dem Gehaben eines Armen. Bei den abgematteten Landstreichern auf der Straße hatte sie diese Stimme gehört und diese Miene gesehn,

als ihre Mutter aus Besorgnis für ihre Brust sie für den Winter nach Antibes zu einer reichen Tante gebracht hatte. Sie verachtete Chevalier wegen seiner Sanftmut und seiner Friedfertigkeit. Aber bei der Erinnerung an dies Gesicht und diese Stimme ward ihr schlecht. Sie konnte nichts essen. Sie hatte ein Erstickungsgefühl. Am Abend ergriff eine so grausame Angst alle ihre inneren Organe, daß sie zu sterben fürchtete. Sie meinte, sie sei dermaßen nervös, weil sie schon zwei Tage lang Robert nicht gesehn hätte. Es war neun Uhr. Sie hoffte ihn noch zu Hause zu treffen und setzte sich den Hut auf.

„Mama, ich muß heut' abend ins Theater, ich mach', daß ich wegkomme."

Sie nahm Rücksicht auf ihre Mutter und gebrauchte eine solche verschleierte Ausdrucksweise.

„Geh, Kind, und komm' nicht zu spät heim."

Ligny wohnte bei seinen Eltern. Er hatte unter dem Dach des hübschen Familienhauses in der Rue Vernet eine kleine Jung-

6*

gesellenwohnung, erhellt durch runde Fenster, die er seine Stallluken nannte. Felicie ließ ihm durch den Hausmeister sagen, daß jemand in einem Wagen auf ihn warte. Ligny sah es nicht gern, wenn die Weiber ihm zu oft bis in seine Familie hinein nachkamen. Sein Vater, Diplomat von Beruf und sehr beschäftigt mit Frankreichs auswärtigen Interessen, verharrte in unglaublicher Unwissenheit dessen, was bei ihm zu Hause vorging. Frau von Ligny aber sah aufmerksam darauf, daß die Schicklichkeit in ihrem Hause gewahrt blieb. Und ihr Sohn war darauf bedacht, Forderungen zu erfüllen, die die Formen betrafen, ohne sich je auf die Sache selbst zu erstrecken. Sie ließ ihm völlig frei, zu lieben, wen er wollte; kaum, daß sie manchmal, in ernsten Aussprachen, ihm zu verstehen gab, daß der Verkehr mit Damen der Gesellschaft jungen Leuten nützen könne. So hatte Robert stets Felicie davon abgehalten, in die Rue Vernet zu kommen. Er hatte am Boulevard de Villiers ein kleines Haus gemietet, wo sie in aller Bequemlichkeit zu-

sammenkommen konnten. Aber diesmal, nach zwei ohne sie verbrachten Tagen, war er sehr froh über ihren unvorhergesehenen Besuch und ging gleich hinunter.

In die Droschke geschmiegt, fuhren sie, im ruhigen Trab des Gaules, durch Dunkel und Schnee, und die dichte Nacht hüllte ihre Liebestaten ein.

Er brachte sie bis vor ihre Tür und sagte:

„Auf Wiedersehn morgen."

„Ja, morgen, am Boulevard de Villiers. Komm recht früh."

Sie stützte sich beim Aussteigen auf ihn. Da warf sie sich jäh nach hinten.

„Da! da! Zwischen den Bäumen ... Er hat uns gesehn ... Er hat uns aufgelauert."

„Wer denn?"

„Ein Mann ... ich kenn' ihn nicht."

Sie hatte eben Chevalier erkannt.

Sie stieg aus, läutete, und in Roberts Pelz versenkt, wartete sie zitternd, bis die Tür aufging. Dann hielt sie ihn fest.

„Robert, komm mit mir 'rauf. Ich fürchte mich."

Nicht ohne ein wenig Ungeduld folgte er ihr die Treppe hinauf.

Chevalier hatte in dem kleinen Speisezimmer, vor der Rüstung der Jeanne d'Arc, in Gesellschaft von Frau Ranteuil bis ein Uhr früh auf Ranteuil gewartet. Dann war er hinuntergegangen und hatte auf dem Trottoir gelauert; und als er die Droschke vor dem Hause hatte halten sehen, hatte er sich hinter einem Baum versteckt. Er wußte wohl, sie würde mit Ligny zurückkommen; aber als er sie beieinander sah, war es ihm vorgekommen, als täte die Erde sich auf, und um nicht umzufallen, hatte er sich an einem Baumstamm festgehalten. Er blieb da, bis Ligny aus dem Hause heraus war; er beobachtete ihn, wie er, in seinen Pelz eng eingeknöpft, auf den Wagen zuging, machte zwei Schritte, um sich auf ihn zu werfen, hielt an, und lief dann mit großen Schritten den Boulevard hinab.

Er ging, gejagt von Regen und Wind. Es war ihm heiß, er nahm seinen Filzhut ab, und es machte ihm Vergnügen, auf

der Stirn die kalten Wassertropfen zu fühlen. Er hatte ein undeutliches Bewußtsein davon, daß Häuser, Bäume, Mauern, Lichter endlos an ihm vorüberzogen; er ging und träumte.

Er fand sich, ohne zu wissen, wie er hingekommen war, auf einer Brücke, die er kaum kannte, und in deren Mitte sich eine weibliche Kolossalstatue erhob. Jetzt war er ruhig, er hatte einen Entschluß gefaßt. Es war eine alte Idee, die er diesmal wie einen Nagel in sein Gehirn getrieben hatte, und die es durch und durch bohrte. Er prüfte sie nicht einmal mehr. Er überlegte kalt die Mittel, um auszuführen, was er beschlossen hatte. Er ging vor sich hin, geführt vom Zufall, vertieft, gedankenvoll, ruhig wie ein Geometer.

Auf dem Pont des Arts ward er darauf aufmerksam, daß ein Hund ihm nachlief. Es war ein großer, langhaariger Bauernhund, dessen gelbweiße, mit Sanftmut erfüllte Augen unendliche Trauer ausdrückten. Er sprach mit ihm:

„Du hast kein Halsband. Du bist nicht

gut daran. Armer Freund, ich kann nichts für dich tun."

Um vier Uhr morgens befand er sich in der Avenue de l'Observatoire. Wie er die Häuser des Boulevards Saint-Michel entdeckte, fühlte er einen schmerzlichen Eindruck und trabte kurz entschlossen zurück, dem Observatorium zu. Der Hund war verschwunden. Beim Löwen von Belfort blieb Chevalier vor einem tiefen Graben stehn, der die Fahrstraße zerschnitt. An den Schuttdamm gelehnt, unter einem Schirmtuch, das vier Pfähle trugen, wachte ein alter Mann vor einem Kohlenbecken. Die Ohrenklappen seiner Mütze aus Kaninchenfell waren heruntergeschlagen; seine ungeheure Nase flammte. Er hob den Kopf auf; seine Augen, die tränten, erschienen ganz weiß, ohne Pupillen, in einem Kreise von Feuer und Tränen. Er stopfte in die Tiefe seines Rachenkratzers einige Fäden Kneipentabak, untermischt mit Brotkrumen, und das füllte den Kopf der kleinen Pfeife nicht einmal halb.

„Wollen Sie Tabak, Alter?“ fragte Chevalier und hielt ihm seinen Beutel hin.

Es dauerte lange, bis der Mann antwortete. Er war nicht schnell von Verständnis, und Höflichkeiten wunderten ihn.

Schließlich äffnete er einen ganz schwarzen Mund:

„Ich sag' ja nicht nein“, sagte er.

Und er richtete sich halb auf. Einer seiner Füße stak in einem alten Schuh, der andere war in leinene Tücher gewickelt. Langsam stopfte er mit seinen erfrorenen Händen die Pfeife. Es fiel geschmolzener Schnee.

„Erlauben Sie?“ sagte Chevalier.

Und er schlüpfte unter das Schutzdach, neben den alten Mann. Von Zeit zu Zeit wechselten sie ein Wort.

„Abscheuliches Wetter!“

„Wie's für die Jahreszeit paßt. Der Winter ist hart. Den Sommer hat man lieber.“

„Sie bewachen also nachts den Arbeitsplatz, guter Mann?“

Der Alte antwortete bereitwillig auf Fragen. Bevor er sprach, ließ seine Kehle

ein sehr langes, sehr sanftes Rasseln vernehmen.

„Ich tu' heut dies, morgen das. Ich schlag' mich durch, wie's so geht."

„Sie sind nicht aus Paris?"

„Ich bin in der Creuse zu Haus. Ich hab' als Erdarbeiter im Wasgau gearbeitet. Da bin ich weggegangen in dem Jahr, als Preußen gekommen sind und andere Völker . . Sie kamen zu Tausenden . . . Du hast vielleicht reden hören von diesem Preußenkrieg, mein Junge!"

Lange Zeit sprach er nicht; dann:

„So, du schwänzest also, mein Junge. Willst du nicht wieder auf den Bau?"

„Ich bin dramatischer Künstler". erwiderte Chevalier.

Der Alte verstand nicht, er fragte:

„Wo ist denn dein Arbeitsplatz?"

Chevalier wollte von dem Greise bewundert werden.

„Ich spiele Komödie in einem großen Theater", sagte er; „ich bin eins der Hauptmitglieder des Odeon. Kennen Sie das Odeon?"

Der Wächter schüttelte den Kopf. Er kannte das Odeon nicht. Nach einem sehr langen Schweigen machte er wieder seinen schwarzen Mund auf:

„So, mein Junge, du schwänzest also. Du willst nicht wieder auf den Bau, was?"

Chevalier erwiderte:

„Lesen Sie übermorgen die Zeitung. Sie werden meinen Namen darin finden."

Der alte Mann versuchte in diesen Worten einen Sinn zu finden; aber es war zu schwer, er gab es auf und kam auf seine gewohnten Gedanken zurück.

„Wenn man arbeitslos ist, das dauert manchmal Wochen und Monate . . ."

Bei Tagesanbruch lief Chevalier weiter. Der Himmel war von Milch. Die schweren Räder weckten das Pflaster auf. Stimmen schallten hier und da in der frischen Luft. Es fiel kein Schnee mehr. Er ging, dem Zufall folgend, vor sich hin. Das Leben wieder erstehen zu sehen, machte ihn fast fröhlich. Auf dem Ponts des Arts sah er lange zu, wie die Seine floß, dann ging er weiter. Auf der

Place du Havre sah er ein Café offen. Ein schwacher Glanz von Sonnenaufgang rötete die Scheiben der Fassade. Die Kellner streuten Sand auf die Fliesen und stellten die Tische auf. Er warf sich auf einen Stuhl:

„Kellner, einen Grünen!"

VI.

In der Droschke, jenseits der Befestigungen, wo der öde Boulevard sich lang hinzog, saßen Felicie und Robert eng gegeneinander gedrängt.

„Du hast deine kleine Felicie gar nicht lieb, sag'? ... Schmeichelt dir das nicht, 'ne kleine Frau zu haben, der man zujubelt, die man beklatscht, und von der in den Zeitungen gesprochen wird? ... Mama klebt die Artikel, die über mich geschrieben werden, in ein Album. Es ist schon voll."

Er antwortete, er habe, um sie reizend zu finden, nicht gewartet, bis sie Erfolg gehabt habe. Und tatsächlich hatten ihre Beziehungen

begonnen, als sie bei der unbeachteten Wiederaufnahme eines Stückes im Odeon glanzlos debütierte.

„Wie du mir gesagt hast, du wolltest mich, hab' ich dich nicht warten lassen, was? Das war gleich geschehn. Hab' ich's nicht recht gemacht? Du bist zu gescheit, um schlecht von mir zu denken, weil ich die Dinge nicht in die Länge gezogen habe. Als ich dich zum erstenmal sah, hab' ich gefühlt, ich würde dir gehören. Da war's also nicht der Mühe wert, lange zu zögern. Mir tut's nicht leid. Und dir?"

Die Droschke hielt nur eine kurze Strecke hinter den Befestigungen vor einem Gartengitter.

Das Gitter, das schon lange nicht mehr angestrichen war, stand auf einer mit Kieseln beworfenen Mauer, die niedrig und breit genug war, daß die Kinder sich auf ihr einnisten konnten. Das Gitter wurde in halber Höhe durch ein ausgezacktes Stück Eisenblech undurchsichtig gemacht und streckte seine rostigen Spitzen nicht höher als drei Meter

über den Boden. In der Mitte, zwischen zwei von gußeisernen Vasen überragten Mauerpfeilern, bildete dies Gitter eine zweiflüglige Tür, unten massiv und innen mit einem wurmstichigen Laden versehen.

Sie stiegen aus dem Wagen. In vier Reihen erhoben die Bäume des Boulevards im Nebel ihre leichten Skelette. Durch eine weite Stille hindurch vernahmen sie das abnehmende Geräusch ihrer Droschke, die wieder der Stadtgrenze zufuhr, und den Trab eines von Paris kommenden Pferdes.

Sie sagte mit einem Schauer:

„Wie ist es auf dem Lande trist!"

„Aber Liebling, der Boulevard de Villiers ist doch nicht auf dem Lande!"

Er brachte das Gitter nicht auf, das Schloß kreischte.

Gereizt sagte sie:

„Mach' auf, ums Himmels willen, das Geräusch geht mir furchtbar auf die Nerven."

Sie nahm wahr, daß die von Paris gekommene Droschke in der Nähe ihres Hauses, zehn Bäume weiter vorn, angehalten hatte.

Sie musterte das magere, dampfende Pferd, den von Schmutz starrenden Kutscher und fragte:

„Was ist das für ein Wagen?"

„Das ist eine Droschke, Liebling."

„Warum hält sie hier?"

„Sie hält ja nicht hier. Sie hält vor dem Hause nebenan."

„Nebenan ist kein Haus; da ist ein Grund."

„Nun, dann hält sie vor dem Baugrund; was soll ich denn sagen? ..."

„Ich sehe niemand aussteigen."

„Der Kutscher wartet vielleicht auf einen Fahrgast."

„Vor dem Baugrund?"

„Wahrscheinlich, Liebling ... Das Schloß ist verrostet."

Sie ging, gedeckt durch die Bäume, bis zu der Stelle, wo die Droschke hielt, dann kam sie wieder auf Ligny zu, der endlich das Gitter aufgebracht hatte.

„Robert, die Gardinen sind heruntergelassen."

„Es ist eben ein Liebespaar drin."

„Findest du diese Droschke nicht auffallend?“

„Schön ist sie nicht. Aber die Droschken sind alle häßlich. Tritt ein.“

„Ist es auch keiner, der hinter uns herfährt?“

„Wer soll wohl hinter uns herfahren?“

„Ich weiß nicht . . . Eines von deinen Mädeln.“

Aber sie sagte nicht, was sie meinte.

„Tritt doch ein, Liebling.“

Als sie eingetreten war:

„Schließ das Gitter fest wieder zu, Robert.“

Vor ihnen breitete sich ein kleiner ovaler Rasen aus. Im Hintergrund erhob sich das Haus mit seiner dreistufigen Freitreppe, seinem Schutzdach aus Zink, seinen sechs Fenstern und seinem Schieferdach.

Ligny hatte es auf ein Jahr einem alten Handlungsgehilfen abgemietet, dem das zuviel geworden war, daß die Strolche ihm des Nachts seine Hühner und Kaninchen stahlen. Auf beiden Seiten des Rasens führte ein mit

Sand bestreuter Weg zur Freitreppe. Sie schlugen den Weg rechts ein. Der Sand knirschte unter ihren Schritten.

„Heute“, sagte Ligny, „hat die Frau Simonneau wieder vergessen, die Läden zu schließen.“

Frau Simonneau war eine Frau aus Neuilly, die alle Morgen reinmachen kam.

Ein großer, ganz zur Seite geneigter Judabaum, der tot schien, streckte einen seiner runden, schwarzen Äste bis an das Schutzdach vor.

„Den Baum mag ich nicht“, sagte Felicie; „seine Äste sehen aus wie dicke Schlangen. Einer reicht fast bis in unser Schlafzimmer.“

Sie erstiegen die drei Stufen der Freitreppe. Und während er im Schlüsselbund den Schlüssel zur Haustür suchte, legte sie den Kopf auf seine Schulter.

Felicie hatte beim Fallenlassen ihrer Schleier ein ruhiges Selbstbewußtsein, das vor ihr auf die Knie zwang. Sie bekundete so gelassenen Stolz auf ihre Nacktheit, daß das Hemd zu ihren Füßen aussah wie ein weißer Pfau.

Und als Robert sie nackt und klar wie die Bäche und die Sterne sah, sagte er:

„Wenigstens bist du keine, die sich lange bitten läßt! ... Es ist eigentümlich, es gibt Weiber, die, ohne daß man sie auch nur um was bittet, alles tun, was sich überhaupt tun läßt, währenddessen darf man von ihnen aber nicht das kleinste Stück Haut sehen."

„Warum?" fragte Felicie, und spielte mit den leichten Fäden ihres Haares.

Robert de Ligny wußte mit Frauen Bescheid. Trotzdem fühlte er nicht, wie verfänglich diese Frage war. Er hatte Unterricht in Moral bekommen, und in seiner Erwiderung bezog er sich auf die Lehrer, deren Vorlesungen er gehört hatte.

„Das hängt ohne Zweifel", sagte er, „mit der Erziehung zusammen, mit religiösen Grundsätzen, mit einem eingeborenen Gefühl, das selbst dann bestehen bleibt, wenn —"

So hätte er aber nicht antworten sollen, denn Felicie hob die Schultern, setzte die Fäuste auf ihre glatten Hüften und unterbrach ihn lebhaft:

„Bist du naiv! ... Sie sind eben schlecht gebaut! ... Erziehung! Religion! ... Das bringt mich aus 'm Häuschen, wenn ich so was höre ... Bin ich vielleicht schlechter erzogen als andere? ... Sag mal, Robert, wie viel gut gewachsene Weiber hast du gesehen? Zähl mal an den Fingern nach ... Jawohl, es gibt Massen von Weibern, die weder ihre Schultern, noch sonst was zeigen! Zum Beispiel Fagette: sie zeigt sich nicht mal den Weibern: während sie sich ein reines Hemd anzieht, hält sie das schmutzige mit den Zähnen fest. Wenn ich gebaut wär' wie sie, würd' ich's ganz gewiß grad' so machen!"

Sie schwieg, beruhigte sich, und gelassen in ihrem Stolz, glitt sie mit dem Ballen ihrer Hände langsam über ihre Seiten, über ihre Hüften, und sagte hochgemut:

„Und das beste ist, daß es nicht zuviel ist."

Sie wußte, wieviel Anmut und Schönheit die elegante Schmächtigkeit ihrer Formen ihr gewährte.

Jetzt badete ihr zurückgelehnter Kopf in der blonden Haarflut, die nach allen Seiten

7*

floß; ihr schlanker Körper, leicht erhöht durch ein unter die Hüften geglittenes Kissen, war ohne Regung hingelagert: ein am Rande des Bettes ausgestrecktes Bein glänzte, und der zugespitzte Fuß beendigte es in Form einer Schwertspitze. Die Helligkeit des großen Feuers, das im Kamin brannte, vergoldete dies Fleisch, ließ Lichter und Schatten auf diesem reglosen Körper beben, kleidete ihn in Glanz und Geheimnis, indes Kleider und Wäsche, über Möbel und Teppich hingestreut, warteten wie eine folgsame Herde.

Sie stützte sich auf dem Ellenbogen halb auf, und die Wange in der Hand, sagte sie:

„Ah! du bist weiß Gott der erste. Ich lüg' dich nicht an; die anderen kommen ja gar nicht in Betracht."

Er war nicht eifersüchtig auf die Vergangenheit und fürchtete keine Vergleiche. Er forschte:

„Also die andern? . . ."

„Erstens sind es bloß zwei: mein Lehrer, der zählt natürlich nicht, und dann der, den

ich dir gesagt hab', ein gesetzter Mann, meine Mutter hat ihn mir angehängt."

"Sonst keiner?"

"Ich schwör's dir."

"Und Chevalier?"

"Der? O, bitte, nein! . . . Wie kannst du das glauben!"

"Und der gesetzte Mann, den deine Mutter dir angehängt hatte, der zählt auch nicht?"

"Ich versichere dir, mit dir bin ich 'ne andere Frau. O wirklich! Du bist der erste, der mich gehabt hat . . . Es ist doch komisch. Gleich wie ich dich gesehen hab', hab' ich dich haben wollen. Sofort hab' ich Lust gekriegt nach dir. Ich hatte geahnt, du wärst der rechte. Woher? Ich käm' wirklich in Verlegenheit, wenn ich das sagen sollte . . . O, überlegt hab' ich nicht! Mit deinen korrekten, trockenen, kalten Manieren, mit dem Anstrich, den du hast, wie 'n gestutztes Wölfchen, hast du mir gefallen, da hast es! . . . Jetzt könnt' ich ohne dich nicht mehr auskommen. O, nein, das könnt' ich nicht."

Er versicherte ihr, wie er sie zuerst gehabt

habe, da habe er köstliche Überraschungen gespürt, und er sagte ihr kosende, hübsche Dinge, die alle schon vor ihm gesagt worden waren.

Sie nahm seinen Kopf in ihre Hände:

„Du hast wahrhaftig Wolfszähne. Ich glaub', es waren deine Zähne, die haben mir am ersten Tag Lust gemacht nach dir. Beiß mich!"

Er preßte sie an sich und fühlte den geschmeidigen, festen Körper seinen Druck erwidern.

Auf einmal machte sie sich los:

„Hörst du nicht den Sand knirschen?"

„Nein."

„Hör' hin: ich hör' jemand gehen auf dem Gartenweg."

Sie saß zusammengekrümmt und lauschte.

Er war enttäuscht, gepeinigt und gereizt, vielleicht auch ein wenig verletzt in seiner Eigenliebe.

„Was überkommt dich denn? Das ist ja zu dumm."

Sie rief ihm sehr bündig zu:

„Schweig doch!"

Sie horchte auf ein leichtes, nahes Geräusch wie von abgebrochenen Zweigen.

Plötzlich sprang sie vom Bett herab mit solch einer Trieblebendigkeit und in der Bewegung wie ein junges Tier, dermaßen hurtig, daß Ligny, obwohl er wenig literarisch veranlagt war, doch an die zur Frau verwandelte Katze dachte.

„Du bist ja verrückt! Wohin willst du?"

Sie hob den Saum des Vorhanges auf, trocknete eine Ecke der angelaufenen Scheibe und sah aus dem Fenster. Sie sah nichts als die Nacht. Das Geräusch hatte ganz aufgehört.

Währenddessen drückte Ligny sich übellaunig gegen die Wand und knurrte:

„Wie du willst, aber wenn du einen Schnupfen kriegst, ist es deine Sache!"

Sie schlüpfte wieder ins Bett. Erst trug er's ihr noch etwas nach; aber sie umhüllte ihn mit köstlicher Frische.

Und als sie zu sich kamen, waren sie erstaunt, auf der Uhr zu sehen, daß es sieben war.

Er zündete die Lampe an, eine Petroleumlampe in Form einer Säule, mit einer Kristallkuppel, in der der Docht sich aufrollte wie ein Bandwurm. Sie zog sich ganz rasch wieder an.

Sie hatten ein Stockwerk hinabzusteigen, über eine enge, dunkle Holztreppe. Er ging voran, die Lampe in der Hand, und blieb im Gange stehen.

„Geh hinaus, Liebling, eh' ich auslösche."

Sie öffnete die Tür, und sogleich fuhr sie zurück und stieß dabei einen lauten Schrei aus. Sie hatte Chevalier auf der Freitreppe erblickt, mit ausgebreiteten Armen, lang, schwarz, aufgerichtet wie ein Kreuz. Er hielt einen Revolver in der Hand. Die Waffe glänzte nicht. Dennoch sah sie sie ganz deutlich.

„Was ist da?" fragte Ligny, der eben den Docht der Lampe hinunterschraubte.

„Hört zu und kommt nicht heran!" rief Chevalier mit starker Stimme. „Ich verbiete es euch, einander zu gehören. Es ist mein letzter Wille. Leb wohl, Felicie."

Und er schob sich den Lauf des Revolvers in den Mund.

An die Mauer des Ganges gedrückt, schloß sie die Augen . . . Als sie sie wieder öffnete, lag Chevalier auf der Seite quer vor der Tür. Er hatte die Lider weit offen, und es sah aus, als schaute er her und lachte. Ein Rinnsal von Blut floß aus seinem Mund auf die Fliese der Treppe. Ein krampfhaftes Zittern bewegte seine Arme. Dann regte er sich nicht mehr. Er lag zusammengerollt und sah so kleiner aus als vorher.

Auf den Revolverschuß war Ligny herbeigelaufen. Er hob den Körper halb auf in der schwarzen Nacht. Gleich darauf legte er ihn sanft wieder auf die Fliese und rieb Zündhölzer an, die der Wind sofort wieder ausblies. Schließlich sah er bei einem Aufblitzen, daß die Kugel ein Stück vom Schädel weggerissen hatte, und daß die Gehirnrinde bloßgelegt war auf einer Oberfläche, groß wie die hohle Hand, grau und blutträufelnd und sehr unregelmäßig: die Umrisse erinnerten ihn an Afrika, so wie es im Atlas dargestellt ist. Und

Und als Robert sie nackt und klar wie die Bäche und die Sterne sah, sagte er:

„Wenigstens bist du keine, die sich lange bitten läßt! ... Es ist eigentümlich, es gibt Weiber, die, ohne daß man sie auch nur um was bittet, alles tun, was sich überhaupt tun läßt, währenddessen darf man von ihnen aber nicht das kleinste Stück Haut sehen."

„Warum?" fragte Felicie, und spielte mit den leichten Fäden ihres Haares.

Robert de Ligny wußte mit Frauen Bescheid. Trotzdem fühlte er nicht, wie verfänglich diese Frage war. Er hatte Unterricht in Moral bekommen, und in seiner Erwiderung bezog er sich auf die Lehrer, deren Vorlesungen er gehört hatte.

„Das hängt ohne Zweifel", sagte er, „mit der Erziehung zusammen, mit religiösen Grundsätzen, mit einem eingeborenen Gefühl, das selbst dann bestehen bleibt, wenn —"

So hätte er aber nicht antworten sollen, denn Felicie hob die Schultern, setzte die Fäuste auf ihre glatten Hüften und unterbrach ihn lebhaft:

„Bist du naiv! ... Sie sind eben schlecht gebaut! ... Erziehung! Religion! ... Das bringt mich aus 'm Häuschen, wenn ich so was höre ... Bin ich vielleicht schlechter erzogen als andere? ... Sag mal, Robert, wie viel gut gewachsene Weiber hast du gesehen? Zähl mal an den Fingern nach ... Jawohl, es gibt Massen von Weibern, die weder ihre Schultern, noch sonst was zeigen! Zum Beispiel Fagette: sie zeigt sich nicht mal den Weibern: während sie sich ein reines Hemd anzieht, hält sie das schmutzige mit den Zähnen fest. Wenn ich gebaut wär' wie sie, würd' ich's ganz gewiß grad' so machen!"

Sie schwieg, beruhigte sich, und gelassen in ihrem Stolz, glitt sie mit dem Ballen ihrer Hände langsam über ihre Seiten, über ihre Hüften, und sagte hochgemut:

„Und das beste ist, daß es nicht zuviel ist."

Sie wußte, wieviel Anmut und Schönheit die elegante Schmächtigkeit ihrer Formen ihr gewährte.

Jetzt badete ihr zurückgelehnter Kopf in der blonden Haarflut, die nach allen Seiten

7*

floß; ihr schlanker Körper, leicht erhöht durch ein unter die Hüften geglittenes Kissen, war ohne Regung hingelagert: ein am Rande des Bettes ausgestrecktes Bein glänzte, und der zugespitzte Fuß beendigte es in Form einer Schwertspitze. Die Helligkeit des großen Feuers, das im Kamin brannte, vergoldete dies Fleisch, ließ Lichter und Schatten auf diesem reglosen Körper beben, kleidete ihn in Glanz und Geheimnis, indes Kleider und Wäsche, über Möbel und Teppich hingestreut, warteten wie eine folgsame Herde.

Sie stützte sich auf dem Ellenbogen halb auf, und die Wange in der Hand, sagte sie:

„Ah! du bist weiß Gott der erste. Ich lüg' dich nicht an; die anderen kommen ja gar nicht in Betracht."

Er war nicht eifersüchtig auf die Vergangenheit und fürchtete keine Vergleiche. Er forschte:

„Also die andern? . . ."

„Erstens sind es bloß zwei: mein Lehrer, der zählt natürlich nicht, und dann der, den

ich dir gesagt hab', ein gesetzter Mann, meine Mutter hat ihn mir angehängt."

„Sonst keiner?"

„Ich schwör's dir."

„Und Chevalier?"

„Der? O, bitte, nein! ... Wie kannst du das glauben!"

„Und der gesetzte Mann, den deine Mutter dir angehängt hatte, der zählt auch nicht?"

„Ich versichere dir, mit dir bin ich 'ne andere Frau. O wirklich! Du bist der erste, der mich gehabt hat ... Es ist doch komisch. Gleich wie ich dich gesehen hab', hab' ich dich haben wollen. Sofort hab' ich Lust gekriegt nach dir. Ich hatte geahnt, du wärst der rechte. Woher? Ich käm' wirklich in Verlegenheit, wenn ich das sagen sollte ... O, überlegt hab' ich nicht! Mit deinen korrekten, trockenen, kalten Manieren, mit dem Anstrich, den du hast, wie 'n gestutztes Wölfchen, hast du mir gefallen, da hast es! ... Jetzt könnt' ich ohne dich nicht mehr auskommen. O, nein, das könnt' ich nicht."

Er versicherte ihr, wie er sie zuerst gehabt

habe, da habe er köstliche Überraschungen gespürt, und er sagte ihr losende, hübsche Dinge, die alle schon vor ihm gesagt worden waren.

Sie nahm seinen Kopf in ihre Hände:

„Du hast wahrhaftig Wolfszähne. Ich glaub', es waren deine Zähne, die haben mir am ersten Tag Lust gemacht nach dir. Beiß mich!"

Er preßte sie an sich und fühlte den geschmeidigen, festen Körper seinen Druck erwidern.

Auf einmal machte sie sich los:

„Hörst du nicht den Sand knirschen?"

„Nein."

„Hör' hin: ich hör' jemand gehen auf dem Gartenweg."

Sie saß zusammengekrümmt und lauschte.

Er war enttäuscht, gepeinigt und gereizt, vielleicht auch ein wenig verletzt in seiner Eigenliebe.

„Was überkommt dich denn? Das ist ja zu dumm."

Sie rief ihm sehr bündig zu:

„Schweig doch!"

Sie horchte auf ein leichtes, nahes Geräusch wie von abgebrochenen Zweigen.

Plötzlich sprang sie vom Bett herab mit solch einer Trieblebendigkeit und in der Bewegung wie ein junges Tier, dermaßen hurtig, daß Ligny, obwohl er wenig literarisch veranlagt war, doch an die zur Frau verwandelte Katze dachte.

„Du bist ja verrückt! Wohin willst du?"

Sie hob den Saum des Vorhanges auf, trocknete eine Ecke der angelaufenen Scheibe und sah aus dem Fenster. Sie sah nichts als die Nacht. Das Geräusch hatte ganz aufgehört.

Währenddessen drückte Ligny sich übellaunig gegen die Wand und knurrte:

„Wie du willst, aber wenn du einen Schnupfen kriegst, ist es deine Sache!"

Sie schlüpfte wieder ins Bett. Erst trug er's ihr noch etwas nach; aber sie umhüllte ihn mit köstlicher Frische.

Und als sie zu sich kamen, waren sie erstaunt, auf der Uhr zu sehen, daß es sieben war.

Er zündete die Lampe an, eine Petroleumlampe in Form einer Säule, mit einer Kristallkuppel, in der der Docht sich aufrollte wie ein Bandwurm. Sie zog sich ganz rasch wieder an.

Sie hatten ein Stockwerk hinabzusteigen, über eine enge, dunkle Holztreppe. Er ging voran, die Lampe in der Hand, und blieb im Gange stehen.

„Geh hinaus, Liebling, eh' ich auslösche."

Sie öffnete die Tür, und sogleich fuhr sie zurück und stieß dabei einen lauten Schrei aus. Sie hatte Chevalier auf der Freitreppe erblickt, mit ausgebreiteten Armen, lang, schwarz, aufgerichtet wie ein Kreuz. Er hielt einen Revolver in der Hand. Die Waffe glänzte nicht. Dennoch sah sie sie ganz deutlich.

„Was ist da?" fragte Ligny, der eben den Docht der Lampe hinunterschraubte.

„Hört zu und kommt nicht heran!" rief Chevalier mit starker Stimme. „Ich verbiete es euch, einander zu gehören. Es ist mein letzter Wille. Leb wohl, Felicie."

Und er schob sich den Lauf des Revolvers in den Mund.

An die Mauer des Ganges gedrückt, schloß sie die Augen . . . Als sie sie wieder öffnete, lag Chevalier auf der Seite quer vor der Tür. Er hatte die Lider weit offen, und es sah aus, als schaute er her und lachte. Ein Rinnsal von Blut floß aus seinem Mund auf die Fliese der Treppe. Ein krampfhaftes Zittern bewegte seine Arme. Dann regte er sich nicht mehr. Er lag zusammengerollt und sah so kleiner aus als vorher.

Auf den Revolverschuß war Ligny herbeigelaufen. Er hob den Körper halb auf in der schwarzen Nacht. Gleich darauf legte er ihn sanft wieder auf die Fliese und rieb Zündhölzer an, die der Wind sofort wieder ausblies. Schließlich sah er bei einem Aufblitzen, daß die Kugel ein Stück vom Schädel weggerissen hatte, und daß die Gehirnrinde bloßgelegt war auf einer Oberfläche, groß wie die hohle Hand, grau und bluttr äufelnd und sehr unregelmäßig: die Umrisse erinnerten ihn an Afrika, so wie es im Atlas dargestellt ist. Und

angesichts des Toten ward er von jäher Achtung erfaßt. Er zog ihn bei den Achseln mit peinlichster Vorsicht bis ins Vorzimmer. Da ließ er ihn liegen und lief, nach Felicie suchend und rufend, durchs Haus.

Er fand sie im Schlafzimmer, wie sie, mit dem Kopf unter den Decken des verwüsteten Bettes, „Mama! Mama!" rief und Gebete hersagte.

„Bleib nur nicht hier, Felicie."

Sie stieg mit ihm die Treppe hinunter. Aber im Korridor:

„Da kann man doch nicht vorbei."

Er ließ sie zur Küchentür hinaus.

VII.

Allein geblieben im schweigenden Hause, zündete Robert de Ligny die Lampe wieder an. Er begann ernste, sogar ein wenig feierliche Stimmen zu vernehmen, die in seinem Innern sprachen. Von Kindheit an erzogen in den Regeln der moralischen Verantwort-

lichkeit, empfand er ein schmerzliches Bedauern, das einem Gewissensbiß ähnelte. Wenn er daran dachte, daß er, wenn auch ohne Wissen und Wollen, den Tod dieses Menschen verursacht habe, fühlte er sich nicht ganz und gar unschuldig. Brocken aus seinem philosophischen und religiösen Unterricht kamen wieder zum Vorschein und beunruhigten sein Gewissen. Ausdrücke von Moralisten und Predigern, im Gymnasium erlernt und bis auf den Grund seines Gedächtnisses hinabgesunken, stiegen plötzlich wieder bis in seine Gedanken hinauf. Seine inneren Stimmen sagten sie ihm her. Sie sagten, nach irgend einem alten Kirchenredner: „Wer sich den nach der Meinung der Welt am wenigsten strafbaren Zuchtlosigkeiten hingibt, setzt sich der Gefahr aus, die verdammenswertesten Handlungen zu begehen ... Wir sehen an schauderhaften Beispielen, daß die Wollust zum Verbrechen führt!" Diese Lehrsätze, über die er nie nachgedacht hatte, bekamen für ihn auf einmal einen genau umschriebenen, strengen Sinn. Er brütete ernsthaft über

ihnen. Aber weil er keinen tief religiösen Sinn hatte und nicht imstande war, übertriebene Gewissenszweifel bei sich zu nähren, so trugen sie ihm nur eine mittelmäßige Erbauung ein, die immerfort abnahm. Bald betrachtete er sie als unangebracht und zu einer Anwendung auf seine Lage nicht geeignet. „Wer sich den nach der Meinung der Welt am wenigsten strafbaren Zuchtlosigkeiten hingibt ... Wir sehen an schauderhaften Beispielen ..." Diese Wendungen, die eben noch wie Donnerrollen in seiner Seele nachgehallt waren, die vernahm er jetzt mit dem Genäsel und dem Lispeln der Professoren und Priester, die sie ihm beigebracht hatten, und fand sie ein wenig lächerlich. Infolge einer natürlichen Ideenverbindung fiel ihm eine Stelle aus einer alten römischen Geschichte ein, die er in der zweiten Klasse während einer Arbeitsstunde gelesen hatte, und die ihm Eindruck gemacht hatte, einige Zeilen über eine Dame, die des Ehebruchs überführt war und angeklagt, Rom in Brand gesteckt zu haben. „Und das zeigt wieder", sagte der Geschicht-

schreiber, „daß jemand, der die Schamhaftigkeit verletzt, zu allen Verbrechen fähig ist.“ Bei dieser Erinnerung lächelte er im stillen und dachte, die Moralisten hätten doch komische Vorstellungen vom Leben.

Der Docht kohlte und leuchtete schlecht. Er brachte es nicht fertig, ihn zu putzen, der Docht verbreitete einen üblen Petroleumgeruch. Er dachte an den Autor des Ausspruches über die römische Dame, und sagte sich:

„Der hat sich wahrhaftig 'nen Blödsinn eingebildet! . . .“

Er war in betreff seiner Unschuld wieder beruhigt. Seine leichten Gewissensbisse hatten sich völlig zerstreut, und er begriff nicht, daß er einen Augenblick hatte glauben können, er sei verantwortlich für Chevaliers Tod. Immerhin ärgerte ihn die Geschichte.

Plötzlich dachte er:

„Wenn er noch lebte!“

Vorhin, in der Spanne einer Sekunde, hätte er beim Schein eines ebenso bald ausgewehten wie entzündeten Streichholzes den durchschossenen Schädel des Schauspielers ge-

sehen. Aber wenn er nicht recht gesehen hatte? Wenn er einen Hautriß für eine Verwüstung in Gehirn und Schädeldecke angesehen hatte? Behält man denn sein ruhiges Urteil in solchem ernsten Augenblick der Überraschung und des Grauens? Eine Wunde kann scheußlich aussehen, ohne tödlich zu sein, oder auch nur sehr schwer. Es war ihm allerdings so vorgekommen, als ob der Mann tot sei. Aber war er Arzt, daß er das mit Sicherheit beurteilen konnte?

Er geriet in Ungeduld wegen des Dochtes, der noch immer qualmte, und murmelte:

„Die Lampe verpestet ja die Luft."

Darauf fiel ihm eine Redensart ein, die der Doktor Sokrates an sich hatte und deren Quelle er nicht kannte; er wiederholte sie im Geiste:

„Diese Lampe stinkt wie sechsunddreißigtausend Wagenladungen Teufel."

Beispiele kamen ihm in den Sinn von mehreren mißglückten Selbstmordversuchen. Er erinnerte sich, in einer Zeitung gelesen zu haben, daß ein Ehemann, nachdem er seine

Frau getötet hatte, sich wie Chevalier mit dem Revolver in den Mund geschossen, aber weiter nichts erreicht hatte, als daß der Kiefer in Stücke ging. Er erinnerte sich, daß in seinem Klub, nach einem Spielskandal, ein bekannter Sportsmann, der sich eine Kugel hatte in den Kopf jagen wollen, sich das Ohr weggeschossen hatte. Diese Beispiele trafen auf den Fall Chevalier überraschend genau zu.

„Wenn er nicht tot wäre? ..."

Er wünschte, hoffte es auch gegen allen Augenschein, daß der Unglückliche noch atmen möge und gerettet werden könne. Er dachte daran, leinene Tücher zu suchen und den ersten Verband anzulegen. Um den im Vorzimmer ausgestreckten Menschen von neuem zu untersuchen, hob er die noch nicht ordentlich brennende Lampe zu jäh empor und ließ sie ausgehen.

Da verlor er in der Überrumpelung durch die plötzliche Finsternis die Geduld und rief:

„Du Aas!"

Indes er sie wieder anzündete, schmeichelte er sich mit dem Gedanken, daß Chevalier, ins

Spital gebracht, zum Bewußtsein kommen und am Leben bleiben werde. Wie er ihn nun schon wieder aufgekommen sah, hinaufgehißt auf seine langen Beine, schreiend, hustend, feixend, ersehnte er die Heilung weniger glühend, fing sogar an, sie gar nicht mehr zu wünschen, sie lästig und wenig dankenswert zu finden. Beunruhigt, mit wirklichem Unbehagen fragte er sich:

„Was hätte er noch verloren auf der Welt, der düstere Komödiant? Soll er wieder ins Odeon kommen? Soll er seine große Narbe in den Gängen spazieren führen? Soll man ihn wieder um Felicie herumstreichen sehen?"

Er näherte die brennende Lampe dem Leichnam und erkannte die fahle, blutkräuselnde Wunde wieder, deren unregelmäßige Umrisse ihn an Afrika auf seinen Schullandkarten erinnerten.

Offenbar war der Tod auf der Stelle eingetreten, und er begriff nicht, wie er einen Augenblick daran hatte zweifeln können.

Er verließ das Haus und begann mit großen Schritten im Garten umherzugehen.

Das Bild der Wunde schwankte ihm vor den Augen wie die von einem zu lebhaften Licht zurückgebliebene Blendung. Sie wuchs und ward groß; sie bildete in der Nacht auf dem schwarzen Himmel ein bleiches Festland, aus dem er mit Pfeilen bewaffnete Negerchen toll hervorspringen sah.

Er meinte, das erste, was er tun müsse, sei, Frau Simonneau zu rufen, die ganz in der Nähe wohnte, auf dem Boulevard Bineau, in dem Hause, wo das Café war. Er schloß sorgfältig die Tür im Gitter und machte sich auf die Suche nach der Aufwartefrau. Auf dem Boulevard fand er die Ruhe des Geistes und der Sinne wieder. Er paßte sich dem Ereignis an. Er nahm die vollendete Tatsache hin, aber er machte dem Schicksal noch Schwierigkeiten wegen der Umstände. Wenn schon ein Toter sein mußte, war er damit einverstanden, aber ein anderer wäre ihm lieber gewesen. Hinsichtlich dieses fühlte er sich angewidert und abgestoßen. Er sagte sich etwas verschwommen:

„Einen Selbstmord laß ich gelten. Aber

was soll ein lächerlicher, ruhmrediger Selbstmord? Konnte der Mensch sich nicht bei sich zu Hause umbringen? Konnte er seinen Entschluß, wenn er einmal feststand, nicht mit wahrer Würde und auf eine diskrete Art ausführen? So hätte 'n anständiger Mensch an seiner Stelle gehandelt. Man hätte ihn betrauert und sein Andenken hochgehalten."

Es fielen ihm Wort für Wort die Reden ein, die er im Schlafzimmer, eine Stunde vor dem Drama, mit Felicie gewechselt hatte. Er hatte sie gefragt, ob sie nicht am Ende auch mit Chevalier was gehabt habe. Nicht um es zu erfahren, hatte er sie danach gefragt, denn er zweifelte kaum daran, sondern um zu zeigen, daß er's wußte. Und sie hatte entrüstet geantwortet:

„Der! O, bitte, nein ... Wie kannst du so was glauben! ..."

Er tadelte sie nicht, weil sie gelogen hatte. Alle Weiber lügen. Eher fand er Geschmack daran, wie sie so nett, ohne Umstände den Kerl aus ihrer Vergangenheit hinausgeworfen hatte. Aber er warf ihr vor, daß sie sich einem

untergeordneten Komödianten hingegeben habe. Sein Zartgefühl ward dadurch verletzt. Chevalier verdarb ihm Felicie. Warum nahm sie sich Liebhaber solcher Gattung? Traf sie denn keine Auswahl? Machte sie es denn wie die Dirnen? Hatte sie denn nicht eine gewisse Sauberkeit im Instinkt, in dem Instinkt, der den Frauen sagt, was sie tun dürfen und was nicht? Konnte sie sich denn nicht im Zaum halten? So, das kam nun davon, wenn man sich nicht im Zaum halten konnte! Er lud ihr das stattgehabte Unglück auf und war um ein großes Gewicht leichter.

Frau Simonneau war nicht zu Hause. Er fragte nach ihr die Kellner im Café, die Ladengehilfen beim Krämer, die Mädchen bei der Wäscherin, die Schutzleute, den Briefträger. Schließlich fand er sie auf die Angabe einer Nachbarin hin, wie sie einer alten Dame Umschläge machte, denn sie war Krankenpflegerin. Ihr Gesicht war purpurrot und sie stank nach Schnaps. Er sandte sie aus, bei dem Toten zu wachen. Er empfahl ihr, ihn mit einem Leinentuch zu bedecken und sich zur Verfügung

8*

des Kommissärs und des Arztes zu halten, die wegen der Feststellungen kommen würden. Sie antwortete etwas gekränkt, sie wisse Gott sei Dank, was sie zu tun habe. Sie wußte es tatsächlich. Frau Simonneau war geboren in einer der bestehenden Gewalten gefügigen Gesellschaft, die die Toten ehrt. Aber als sie auf Befragen von Herrn von Ligny erfuhr, daß er die Leiche ins Vorzimmer geschleift habe, konnte sie ihm nicht verhehlen, daß diese Handlungsweise unvorsichtig sei und ihn Unannehmlichkeiten aussetze.

„Das durften Sie nicht tun", sagte sie. „Wenn jemand Selbstmord begangen hat, darf man ihn niemals anrühren, bis die Polizei kommt."

Ligny ging darauf und machte dem Kommissär Meldung. Nun, da die erste Erregung vorbei war, empfand er keinerlei Überraschung, wohl deshalb, weil Ereignisse, die von weitem seltsam ausgesehen hätten, wenn sie in unserer Nähe sich vollzogen haben, natürlich erscheinen, wie sie es tatsächlich sind, da sie auf gewöhnliche Art sich entwickeln, in

eine Reihenfolge kleiner Tatsachen auseinanderfallen, und sich langsam verlieren im alltäglichen Leben. Von dem gewaltsamen Tode eines Unglücklichen lenkten ihn die Umstände eben dieses Todes ab, die Rolle, die er in der Sache hatte, und die Beschäftigung, die sie ihm brachte. Auf dem Gang zum Kommissär fühlte er sich eben so ruhig und besonnen, wie wenn er ins Ministerium ging, um Depeschen zu dechiffrieren.

Um neun Uhr abends drang der Polizeikommissär in den Garten mit seinem Sekretär und einem Polizeiagenten. Der städtische Arzt, Herr Hibry, kam im gleichen Augenblick an. Dank dem Eifer der stets an den Warenlieferungen interessierten Frau Simonneau, strömte das Haus schon einen heftigen Karbolgeruch aus und strahlte von brennenden Kerzen. Und Frau Simonneau fuhr umher in dem dringenden Wunsch, dem Toten ein Kruzifix und einen geweihten Buchsbaumzweig zu verschaffen. Beim Schein einer Kerze untersuchte der Arzt den Leichnam.

Es war ein dicker Mann, mit roter Ge-

sichtsfarbe und starker Atmung, und hatte eben gespeist.

„Die Kugel, eine großkalibrige", sagte er, „ist durch die Gaumenhöhle eingedrungen, hat das Hirn durchquert und das linke Seitenwandbein zerbrochen, wobei sie einen Teil der Gehirnsubstanz mitgerissen und ein Stück Schädeldecke weggesprengt hat. Der Tod ist augenblicklich eingetreten."

Er gab die Kerze der Frau Simonneau zurück und fuhr fort:

„Es sind Schädelsplitter eine gewisse Strecke fortgeschleudert. Sie werden sich wohl im Garten wiederfinden. Ich vermute, die Kugel war rund. Eine konische Kugel hätte weniger Verwüstungen angerichtet."

Der Kommissär, Herr Josse-Arbrissel, lang und mager, mit langem, grauem Schnurrbart, schien indessen weder zu sehen noch zu hören. Ein Hund heulte vor dem Gitter.

„Die Richtung der Wunde", sagte der Arzt, „wie auch die noch gekrümmten Finger der rechten Hand beweisen überreichlich, daß Selbstmord vorliegt."

Er zündete eine Zigarre an.

„Wir sind genügend aufgeklärt", sagte der Kommissär.

„Es tut mir leid, meine Herren, Sie bemüht zu haben", sagte Robert de Ligny, „und ich danke Ihnen für die Bereitwilligkeit, mit der Sie Ihren Amtspflichten nachgekommen sind."

Der Kommissariatssekretär und der Polizeiagent, geleitet von Frau Simonneau, trugen den Leichnam in den ersten Stock hinauf.

Herr Josse-Arbrissel kaute an seinen Nägeln und blickte ins Leere.

„Ein Eifersuchtsdrama", sagte er, „nichts ist gewöhnlicher als das. Wir haben hier in Neuilly eine ständige Durchschnittssumme freiwilliger Todesfälle. Von hundert Selbstmorden haben dreißig als Ursache das Spiel. Der Rest wird hervorgerufen durch unglückliche Liebe, durch Elend oder durch unheilbare Krankheiten."

„Chevalier?" fragte Doktor Hibry, der Theaterliebhaber war, „Chevalier? Warten

Sie mal, ich hab' ihn gesehen ... Ich hab' ihn bei einer Wohltätigkeitsvorstellung in den „Variétés" gesehen. Ganz recht. Er trug einen Monolog vor."

Der Hund heulte vor dem Gitter.

„Man kann sich", begann wieder der Kommissär, „die Verheerungen nicht vorstellen, die in der hiesigen Gemeinde der Totalisator anrichtet. Ich übertreibe nicht, dreißig Prozent mindestens von den Selbstmorden, die ich feststelle, sind durch das Spiel verursacht. Alle spielen hier. So viel Friseurläden, so viele heimliche Wettagenturen. Erst vorige Woche ist ein Portier aus der Avenue du Roule im Gehölz erhängt gefunden. Und dabei sind die Arbeiter, die Dienstboten, die kleinen Beamten, die spielen, nicht einmal darauf angewiesen, sich das Leben zu nehmen. Sie ziehen in ein anderes Stadtviertel, sie verschwinden. Aber ein Mann in fester Stellung, ein Beamter, den das Spiel ruiniert hat, der, mit schreienden Schulden überhäuft, vom Gerichtsvollzieher bedroht ist und dem gerichtliche Klagen bevorstehen, der kann

nicht verschwinden. Was soll aus ihm werden?"

„Ich hab's!" rief der Doktor. „Er trug das Duell in der Steppe vor. Man hat ziemlich genug von den Monologen; aber dieser ist sehr drollig. Erinnern Sie sich: ‚Wollen Sie sich auf Florett schlagen? — Nein. — Auf Pistolen? — Nein. — Auf Säbel, auf Messer? — Nein. — Dann weiß ich, was Sie wollen. Sie haben keinen üblen Geschmack. Sie wollen ein Duell in der Steppe. Ich bin einverstanden. Wir ersetzen die Steppe durch ein fünfstöckiges Haus. Sie haben das Recht, sich im Laubwerk zu verstecken.' Chevalier sprach das Duell in der Steppe sehr drollig. Er hat mich an dem Abend famos unterhalten. Zwar bin ich 'n dankbares Publikum. Ich schwärme fürs Theater."

Der Polizeikommissär hörte nicht. Er hing seinen Gedanken nach.

„Man wird nie erfahren, was der Totalisator jährlich verschlingt an Vermögen und Existenzen. Das Spiel läßt seine Opfer nie los; wenn es ihnen alles genommen hat, ist es

noch ihre einzige Hoffnung. Und durch welches andere Mittel kann man wohl auch hoffen —"

Er brach ab, horchte auf den fernen Ruf eines Zeitungsverkäufers, stürzte in die Avenue hinaus auf die Jagd nach dem fliehenden, kläffenden Schatten, entriß ihm ein Rennblatt, das er unter einer Gaslaterne entfaltete, um Pferdenamen darin zu suchen, „Erbsenblüte", „Schloßfrau", „Lukrezia". Dann, irren Auges, mit zitternden Händen, stumpfsinnig, auf den Kopf geschlagen, ließ er das Blatt sinken: sein Pferd hatte nicht gewonnen.

Und Doktor Hibry dachte sich, während er ihn von weitem beobachtete, daß er, als Totenarzt, wohl eines Tages gerufen werden könne, um den Selbstmord seines Polizeikommissärs festzustellen, und er beschloß im voraus, so weit irgend möglich, auf Unglücksfall mit tödlichem Ausgang zu schließen.

Plötzlich ergriff er seinen Regenschirm:

„Ich mache, daß ich wegkomme. Ich habe für heute abend einen Platz in der komischen

Oper geschenkt bekommen. Es wäre schade, ihn zu verlieren."

Ehe er das Haus verließ, fragte Ligny Frau Simonneau:

„Wo haben Sie ihn hingelegt?"

„Ins Bett", antwortete Frau Simonneau, „das gehört sich so."

Er erhob keinen Einwand, und wie er die Augen zur Hausfassade aufschlug, sah er an den Fenstern des Schlafzimmers durch die Musselinvorhänge das Licht der zwei Kerzen, die die Aufwartefrau auf dem Nachttisch angezündet hatte.

„Man könnte vielleicht", sagte er, „eine Nonne kommen lassen, um bei ihm zu wachen."

„Das ist nicht nötig", erwiderte Frau Simonneau, die schon Nachbarinnen eingeladen und sich Wein und Frikassee bestellt hatte, „das ist nicht nötig, ich werde selbst bei ihm wachen."

Ligny bestand nicht auf seinem Vorschlag.

Der Hund heulte noch immer vor dem Gitter.

Wie er zu Fuß bis zur Stadtgrenze zurückging, sah er über Paris einen roten Schein, der den ganzen Himmel einnahm. Auf den Gipfeln der Schlöte standen die Schornsteine, grotesk und schwarz aufgerichtet vor dem feurigen Dunst und schienen mit lächerlicher Vertraulichkeit dem geheimnisvollen Brand einer Welt zuzusehen. Die seltenen Passanten, denen er auf dem Boulevard begegnete, gingen ruhig dahin, ohne den Kopf zu erheben. Obwohl er wußte, daß bei Nacht in den Städten häufig die feuchte Luft die Lichter widerspiegelt und die Farbe dieses gleichmäßigen, nicht vibrierenden Lichtes annimmt, bildete er sich ein, er sehe den Widerschein einer ungeheuren Feuersbrunst. Er ließ es ohne Nachdenken gelten, daß Paris in einer riesigen Brandkatastrophe versinke; er fand es natürlich, daß die Privatkatastrophe, in die er verwickelt war, mit einem öffentlichen Unheil zusammenfließe, und kurzum, daß diese Nacht, wie für ihn selbst, für ein ganzes Volk eine Unglücksnacht sei.

Da er sehr hungrig war, nahm er an der Stadtgrenze einen Wagen und ließ sich zu einem Restaurant in der Rue Royale fahren. In dem lichterreichen, warmen Saal empfing er den Eindruck von Behagen. Nachdem er gewählt hatte, schlug er eine Abendzeitung auf und sah im Kammerbericht, daß sein Minister eine Rede gehalten hatte. Beim Überfliegen dieser Rede unterdrückte er ein kurzes Lachen; es fielen ihm gewisse Geschichten ein, die am Quai d'Orsay erzählt wurden. Der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten war in Frau von Reuilles verliebt, eine gealterte Kokotte, die vom öffentlichen Gerede in den Stand einer Abenteurerin und Spionin erhoben wurde. Er versuchte, sagte man, an ihr die Reden, die er vor dem Parlament halten sollte. Ligny, der früher ein kleines Verhältnis mit Frau de Reuilles gehabt hatte, stellte sich den Staatsmann im Hemd vor, wie er seiner Freundin folgende Erklärung vortrug: „Nein, sicher verkenne ich nicht die gerechten Verletzlichkeiten des nationalen Empfindens. Streng

friedfertig, aber bedacht auf die Ehre Frankreichs, wird die Regierung es verstehen usw.“ Er wandte das Blatt um und las: „Morgen im Odeon erste Vorstellung (auf dieser Bühne) von ‚Die Nacht des 23. Oktober 1812‘, mit den Herren Durville, Maury, Romilly, Destrée, Vicar, Léon Clien, Valroche, Aman, Chevalier . . .“

VIII

Folgenden Tages um ein Uhr ward im Foyer des Theaters die erste Probe des ‚Gitters‘ abgehalten. Ein trauriges Licht erstarb auf den grauen Steinen der Wölbung, der Tribünen und Säulen. In der verdrossenen Majestät dieses bleichen Bauwerkes, unter dem Standbild Racines, lasen die Hauptdarsteller ihre Rollen, die sie noch nicht wußten, vor Pradel dem Direktor, Romilly dem Regisseur und Constantin Marc dem Autor des Stückes, die alle drei auf einem rotsamtenen Kanapee saßen, während von einer weit weg zwischen zwei Säulen gerückten Bank der gespannte Haß und die Eifersucht der zurückgestellten Schau-

spielerinnen sich in Geflüster Luft machten. Der Liebhaber, Paul Delage, entzifferte mühsam eine Replik:

„Ich erkenne das Schloß mit den Backsteinmauern wieder, den Park, wo ich auf der Rinde der Bäume so oft den Anfangsbuchstaben ihres Namens und des meinigen ineinandergeschlungen habe, den Teich, dessen schlafende Gewässer —“

Fagette begann wieder:

„Machen Sie sich darauf gefaßt, Aimeri, daß das Schloß Sie nicht wiedererkennt, daß der Park Ihren Namen vergessen hat, daß der Teich murmelt: ‚Wer ist der Fremde?‘“

Aber sie sprach verschnupft und las aus einer fehlerhaften Abschrift.

„Bleiben Sie nicht dort stehen, Fagette: das ist der ländliche Pavillon“, sagte Romilly.

„Wie soll ich's wissen?“

„Es steht ja 'n Stuhl da.“

„— daß der Teich murmelt: ‚Wer ist der Fremde?‘“

„Fräulein Nanteuil, Sie sind dran . . . Wo ist denn Nanteuil? . . . Nanteuil!“

Nanteuil kam zum Vorschein, in ihr Pelzwerk eingemummelt, ihr Täschchen und ihre Rolle in der Hand, weiß wie ein Bettuch, mit matten Augen und versagenden Beinen. Sie hatte eine entsetzensvolle Nacht hinter sich. Völlig wach, hatte sie den Toten in ihr Zimmer treten sehen.

Sie fragte:

„Von wo muß ich auftreten?"

„Von rechts."

„Gut."

Und sie las:

„Vetter, heute morgen bin ich ganz fröhlich erwacht. Den Grund weiß ich nicht. Könnten Sie ihn mir sagen?"

Delage las die Replik:

„Vielleicht, Cécilie, danken Sie es einer besonderen Erlaubnis der Vorsehung oder des Geschickes. Der Gott, der Sie liebt, läßt Ihnen das Lächeln noch in der Stunde der Tränen und des Zähneknirschens."

„Nanteuil, du spielst dich vor, Kleine", sagte Romilly. „Delage, tritt ein bißchen zur Seite, daß sie vorüber kann."

„Schreckliche Tage, sagen Sie, Aimeri? Unsere Tage sind, was wir aus ihnen machen. Schrecklich sind sie nur für die Bösen."

Constantin Marc erkannte sein Werk nicht wieder, vernahm nicht einmal mehr den Klang seiner vielgeliebten Sätze, die er so viele Male, in seinen Wäldern im Vivarais, sich selbst vorgesagt hatte. Erstaunt, ganz blöd, schwieg er still.

Nanteuil spielte sich anmutig vor und begann wieder zu lesen:

„Sie werden mich wohl für recht überspannt halten, Aimeri; im Kloster, wo ich erzogen ward, hab' ich oft den Geopferten ihr Geschick geneidet."

Delage gab seine Replik; aber er überschlug ein Blatt der Abschrift:

„Das Wetter ist prächtig. Die Gäste gehen schon im Garten her und hin."

Man mußte alles noch mal lesen:

„Schreckliche Tage, sagen Sie, Aimeri . . ."

Und sie spielten weiter, ohne Sorge um das Verständnis des Stückes, aber darauf

bedacht, ihre Bewegungen zu regeln, wie wenn sie Tanzfiguren übten.

„Im Interesse des Stückes werden wir Striche machen müssen", sagte Pradel zu dem bestürzten Autor.

Und Delage fuhr fort:

„Klagen Sie mich nicht an, Cécile: ich hegte für Sie eine Kinderfreundschaft, eine jener brüderlichen Freundschaften, die der aus ihnen herausgeborenen Liebe das beunruhigende Aussehen eines Inzestes geben."

„Inzest!" rief Pradel. „Den Inzest dürfen Sie nicht stehen lassen, Herr Constantin Marc. Das Publikum wird verletzt von Dingen, bei denen Sie's nicht geahnt hätten. Und dann müssen die beiden Repliken, die nun kommen, umgekehrt werden, die Bühnenoptik erfordert es."

Die Probe ward unterbrochen. Romilly hatte Durville bemerkt, der in einer Vertiefung heitere Geschichten erzählte.

„Durville, Sie können fortgehen. Der zweite Akt kommt heute nicht mehr dran."

Ehe er sich zurückzog, ging der alte Schau-

spieler hin und drückte Manteuil die Hand. Da er es angemessen fand, ihr den Ausdruck seines schmerzlichen Mitgefühls darzubringen, machte er sich feuchte Augen, wie's an seiner Stelle jeder Überbringer von Beileid getan hätte. Aber er machte sie sich gut. Seine Pupillen schwammen in ihren Höhlen gleich dem Mond in den Wolken. Seine heruntergezogenen Mundwinkel fielen in zwei tiefe Falten hinein, die sie bis unter das Kinn verlängerten. Er sah wahrhaft betrübt aus.

„Arme Kleine", seufzte er, „du tust mir weiß Gott leid! . . . Sehen zu müssen, wie ein Wesen, für das man ein . . . Gefühl gehegt hat . . . mit dem man . . . vertraulich zusammengelebt hat . . . es hingerafft sehen zu müssen durch einen . . . tragischen Schicksalsschlag, das ist hart . . . das ist schrecklich!"

Und er reichte ihr seine teilnahmsvollen Hände.

Manteuil zerdrückte ihr kleines Taschentuch und ihr Manuskript nervös in den

9*

Fäusten, drehte ihm den Rücken und zischte zwischen den Zähnen:

„Alter Trottel!"

Fagette faßte sie um die Taille, führte sie sanft beiseite an den Fuß von Racines Standbild und flüsterte ihr ins Ohr:

„Liebling, hör' zu. Die Geschichte muß durchaus totgemacht werden. Man spricht ja von nichts anderem. Wenn du die Leute reden läßt, machen sie aus dir die Witwe Chevalier fürs ganze Leben."

Und da sie Stil hatte, setzte sie hinzu:

„Ich kenne dich, ich bin deine beste Freundin. Ich weiß, was du wert bist. Aber hüte dich, Felicie: Frauen haben den Wert, den sie sich selber beilegen."

Fagettes sämtliche Stiche saßen. Nanteuils Wangen brannten, und sie hielt Tränen zurück. Zu jung, um die Klugheit zu besitzen oder auch nur zu wünschen, die sich bei den berühmten Schauspielerinnen in dem Alter einstellt, wo sie den Übergang zu Damen durchmachen, war sie doch voll Eigenliebe, und seit sie liebte, trieb es sie, alles Un-

seine aus ihrer Vergangenheit auszulöschen; und sie fühlte, daß Chevalier, indem er ihretwegen Selbstmord beging, öffentlich ihr gegenüber mit einer Vertraulichkeit gehandelt habe, die sie lächerlich mache. Sie wußte noch nicht, daß alles vergessen wird und im raschen Lauf der Stunden verloren geht, daß alle unsere Handlungen wie das Wasser der Flüsse zwischen gedächtnislosen Ufern fließen, und darum sann sie, gereizt und traurig, zu den Füßen von Jean Racine, der ihre Schmerzen verstand.

„Sieh sie mal an", sagte Frau Marie-Laure zu dem jungen Delage. „Sie würde am liebsten weinen. Ich verstehe sie. Meinetwegen hat einer sich umgebracht. Es hat mir viel Unannehmlichkeiten gemacht. Es war ein Graf."

„Noch einmal dasselbe", sagte Pradel ... „Fräulein Nanteuil, los! Geben Sie das Stichwort."

Und Nanteuil:

„Vetter, heut' früh bin ich ganz fröhlich aufgewacht ..."

Plötzlich erschien Frau Doulce. Groß und schmerzensvoll, ließ sie die Worte fallen:

„Eine recht traurige Nachricht. Der Pfarrer verweigert ihm den Eintritt in seine Kirche."

Da Chevalier außer einer in Pantin arbeitenden Schwester keine Verwandten mehr hatte, hatte Frau Doulce es übernommen, auf Kosten der Schauspieler das Begräbnis zu bestellen.

Man umringte sie. Sie wiederholte:

„Die Kirche stößt ihn zurück wie einen Verfluchten. Es ist grauenhaft!"

„Warum?" fragte Romilly.

Frau Doulce antwortete ganz leise und wie mit Widerstreben:

„Weil er Selbstmord verübt hat."

„Das müssen wir beilegen", sagte Pradel.

Romilly bekundete Bereitwilligkeit.

„Der Pfarrer kennt mich", sagte er; „es ist ein wackerer Mann. Ich werd' mal eben die paar Schritt gehen bis Saint-Etienne-du-Mont, und es sollte mich wirklich wundern, wenn —"

Frau Doulce schüttelte traurig den Kopf: „Es ist alles vergeblich."

„Wir müssen aber doch eine Seelenmesse haben", sagte Romilly, mit der Autorität eines Regisseurs.

„Gewiß", sagte Frau Doulce.

Frau Marie-Laure meinte, in Aufregung, man könne die Priester zwingen, eine Messe zu lesen.

„Bleiben wir ruhig", sagte Pradel und streichelte seinen ehrwürdigen Bart. „Unter Ludwig dem Achtzehnten stieß das Volk die Tore von Saint-Roch ein, die dem Sarge von Fräulein Raucourt verschlossen waren. Zeit und Umstände sind heute anders. Gebrauchen wir sanftere Mittel."

Constantin Marc, der zu seinem größten Bedauern sein Stück im Stich gelassen sah, war auch seinerseits auf Frau Doulce zugetreten; er fragte sie:

„Warum soll denn Chevalier von der Kirche gesegnet werden? Ich für mein Teil bin Katholik. Bei mir ist das kein Glaube, es ist ein System, und ich betrachte es als eine

Pflicht, an allen äußeren Uebungen des Kultus teilzunehmen. Ich bin für alle Autoritäten, für den Richter, für den Soldaten, für den Priester. Ich kann also nicht in den Verdacht kommen, als spräche ich zugunsten der Zivilbegräbnisse. Aber ich verstehe nicht recht, daß Sie sich darauf versteifen, dem Pfarrer von Saint-Etienne-du-Mont einen Toten aufzudrängen, den er ablehnt. Warum soll denn der unglückliche Chevalier in die Kirche gehen?"

„Warum?" antwortete Frau Doulce. „Zu seinem Seelenheil, und weil es sich besser schickt."

„Was sich besser schicken würde", versetzte darauf Constantin Marc, „das wäre, den Gesetzen der Kirche zu gehorchen, die die Selbstmörder exkommuniziert."

„Herr Constantin Marc, haben Sie die ‚Abende von Neuilly' gelesen?" fragte Pradel, der ein großer Bücherliebhaber und Leser war. „Sie haben die ‚Abende von Neuilly', von Herrn de Fongeray, nicht gelesen? Das ist ein Fehler. Es ist ein merk-

würdiges Buch, das man manchmal noch auf den Quais findet. Es ist mit einer Lithographie von Henry Monnier geschmückt, die, ich weiß nicht warum, Stendhal in Karikatur vorstellt. Fongeray ist das Pseudonym zweier Liberaler der Restaurationszeit, Dittmer und Cavé. Das Werk besteht aus Lustspielen und Dramen, die nicht aufführbar sind, aber sehr interessante Sittenbilder enthalten. Sie werden daraus sehen, wie unter der Regierung Karls des Zehnten ein Vikar einer der Pariser Kirchen, der Abbé Mouchaud, einer frommen Dame das Begräbnis verweigerte und einen Atheisten mit aller Gewalt begraben wollte. Frau d'Hautefeuille war fromm, besaß aber Nationalgüter. Sie starb, von einem Jansenistischen Priester mit den Sterbesakramenten versehen. Und darum ward sie nach ihrem Tode von dem Abbé Mouchaud nicht in die Kirche eingelassen, wo sie ihr Leben zugebracht hatte. Zu gleicher Zeit mit Frau d'Hautefeuille ergab in derselben Pfarrei ein großer Bankier, Herr Dubourg, sich ins Sterben. In

seinem Testament hatte er angeordnet, daß man ihn geradeswegs zum Friedhof tragen solle. „Er ist Katholik“, dachte der Abbé Monchaud, „er gehört uns.“ Sogleich schnürte er seine Stola und sein Chorhemd zusammen, lief zu dem Toten, erteilt ihm die letzte Ölung und führte ihn in seine Kirche.“

„Nun also“, sagte Constantin Marc, „dieser Vikar war ein hervorragender Politiker. Die Atheisten sind keine Feinde, die die Kirche zu fürchten hätte. Es sind keine Widersacher. Sie können keine zweite Kirche gegen sie errichten, sie denken nicht daran. Es hat zu jeder Zeit Atheisten unter den Häuptern und Fürsten der Kirche gegeben, und mehrere unter ihnen haben dem Papsttum glänzende Dienste geleistet. Wer immer dagegen sich der kirchlichen Disziplin nicht bedingungslos unterwirft und in einem Punkt mit der Überlieferung bricht, wer immer einen Glauben gegen den Glauben setzt, eine Meinung, eine Kultusübung gegen die anerkannte Meinung und die allgemeine Übung, der verursacht Unordnung, von dem droht Gefahr, der muß aus-

gerottet werden. Der Vikar Mouchaud hatte das eingesehen. Man hätte ihn zum Bischof und zum Kardinal machen sollen."

Frau Doulce hatte die Kunst besessen, nicht alles auf einmal zu sagen; sie fügte hinzu:

„Ich habe mich durch den Widerstand des Herrn Pfarrers nicht niederschlagen lassen. Ich habe gebeten, ich habe gefleht. Und er hat mir erwidert: ‚Wir unterwerfen uns ehrerbietig dem Ordinariat. Gehen Sie in den erzbischöflichen Palast. Ich werde tun, was Monseigneur mir befiehlt.' Es erübrigt mir nur, diesem Rat zu folgen. Ich eile in den erzbischöflichen Palast."

„Wir wollen arbeiten", sagte Pradel.

Romilly rief Nanteuil.

„Nanteuil, los, Nanteuil, fang' den ganzen Auftritt nochmal an."

Und Nanteuil fing wieder an:

„Vetter, heut' früh bin ich ganz fröhlich aufgewacht . . ."

IX.

Was die Verhandlungen des Theaters mit der Kirche erschwerte, war das Aufheben, das die Zeitungen von dem Selbstmord am Boulevard de Villiers gemacht hatten. Die Berichterstatter hatten alle Umstände veröffentlicht, und, so sagte der Herr Abbé Mirabelle, zweiter erzbischöflicher Vikar, wie die Dinge jetzt ständen, dem Chevalier die Pforten der Pfarrkirche zu öffnen, das hätte das Recht der Exkommunizierten auf die Gebete der Kirche proklamieren geheißen.

Herr Mirabelle, der sich in dieser Angelegenheit sehr vernünftig und klug benahm, gab übrigens den einzuschlagenden Weg an.

„Sie begreifen wohl“, sagte er zu Frau Doulce, „daß die Meinung der Zeitungen uns nicht rühren kann. Sie ist uns durchaus gleichgültig, und wir kümmern uns in keiner Weise um das, was fünfzig öffentliche Blätter über den unglücklichen jungen Mann sagen. Ob die Journalisten der Wahrheit

gedient oder sie verraten haben, das ist ihre Sache, nicht meine. Ich weiß nicht und will nicht wissen, was sie geschrieben haben. Aber die Tatsache des Selbstmordes ist öffentlich anerkannt. Sie können sie nicht bestreiten. Jetzt wäre es das geeignetste, im Lichte der Wissenschaft die Umstände genau zu untersuchen, unter denen sich diese Tatsache vollzogen hat. Wundern Sie sich nicht, daß ich dergestalt die Wissenschaft anrufe. Sie hat keine bessere Freundin als die Religion. Nun kann uns die medizinische Wissenschaft hier wesentlich unterstützen. Sie werden das sofort verstehen. Die Kirche schließt den Selbstmörder aus ihrem Schoße nur insofern aus, als der Selbstmord eine Tat der Verzweiflung darstellt. Die Verrückten, die sich gegen ihr Leben vergehen, sind keine Verzweifelten, und die Kirche verweigert ihnen nicht ihre Gebete: sie betet für alle Unglücklichen. Ah! wenn es festgestellt werden könnte, daß dieses arme Kind unter dem Einfluß eines hitzigen Fiebers oder einer Gehirnkrankheit gehandelt hat, wenn ein Arzt in der Lage wäre,

zu bescheinigen, daß der Unselige nicht im Besitz seiner Vernunft war, als er sich mit eigener Hand umbrachte, so würde die Seelenmesse anstandslos zelebriert werden."

Nachdem sie diese Worte des Herrn Abbé Mirabelle in sich aufgenommen hatte, eilte Frau Doulce ins Theater. Die Probe des „Gitters" war vorüber. Sie fand Pradel in seinem Kabinett mit zwei jungen Schauspielerinnen, von denen die eine ihn um ein Engagement, die andere um Urlaub bat. Er verweigerte es, gemäß seinem Grundsatz, eine Bitte immer erst zu erfüllen, nachdem er sie zuvor abgelehnt hatte. So verschaffte er dem Geringsten Wert, das er bewilligte. Seine leuchtenden Augen und sein Patriarchenbart, sein zugleich verliebtes und väterliches Gehaben gaben ihm eine Ähnlichkeit mit Loth, so wie man ihn zwischen seinen zwei Töchtern auf den Stichen der alten Meister sieht. Eine Amphora aus vergoldetem Karton, die auf dem Tisch stand, unterstützte die Täuschung.

„Es ist nicht möglich", sagte er zu jeder;

„es ist wahrhaftig nicht möglich, Kind . . . Na, kommen Sie morgen wieder."

Nachdem er sie verabschiedet hatte, fragte er, und unterzeichnete Briefe dabei:

„Nun, Frau Doulce, was bringen Sie für Nachrichten?"

Constantin Marc, der mit Nanteuil darüber zukam, rief stürmisch:

„Und meine Dekorationen? Herr Pradel!"

Dann beschrieb er zum zwanzigsten Mal die Landschaft, von der der Vorhang sich heben sollte.

„Im Vordergrund ein alter Park. Die Stämme der großen Bäume sind auf der Nordseite begrünt mit Moos. Die Feuchtigkeit der Erde muß man riechen."

Und der Direktor antwortete:

„Seien Sie sicher, es wird alles geschehen, was geschehen kann, und es wird sehr anständig werden ... Also! Frau Doulce, was für Nachrichten?"

„Ein Hoffnungsschimmer ist da", erwiderte sie.

„Im Hintergrund, in einem leichten Dunst", sagte der Autor, „die grauen Steine und die Dächer aus feinem Schiefer der Abbaye-aux-Dames . . ."

„Ganz recht. Setzen Sie sich doch, Frau Doulce, ich gehöre Ihnen."

„Mir ist im erzbischöflichen Palast der beste Empfang zuteil geworden", sagte Frau Doulce.

„Herr Pradel, es ist notwendig, daß die Mauern der Abtei dumpf erscheinen, tief und dabei doch verfeinert durch den Abendnebel. Ein blaßgoldener Himmel . . ."

„Der Herr Abbé Mirabelle", begann wieder Frau Doulce, „ist ein höchst ausgezeichneter Priester . . ."

„Herr Marc, liegt Ihnen viel an Ihrem blaßgoldenen Himmel?" fragte der Direktor. „Fahren Sie fort, Frau Doulce, fahren Sie fort, ich höre Ihnen zu . . ."

„. . . und von ausgesuchter Höflichkeit. Er hat eine zarte Anspielung auf die Indiskretionen der Zeitungen gemacht . . ."

In diesem Augenblick sprang der

Regisseur, Marchegeay, ins Kabinett. Seine grünen Augen funkelten, und sein roter Schnurrbart tanzte wie Flammen. Er redete mit großer Geläufigkeit:

„Es geht schon wieder an! ... Lydia, die kleine Statistin, macht auf den Treppen 'n Geschrei wie 'n Iltis. Sie sagt, Delage hat sie vergewaltigen wollen. Es ist wohl das zehnte Mal seit einem Monat, daß sie mit der Geschichte losgeht. Das wird ja zu dumm!"

„Das kann nicht geduldet werden in einem Hause wie dieses", sagte Pradel. „Delage muß Strafe berappen ... Frau Doulce, fahren Sie bitte fort."

„Der Herr Abbé Mirabelle hat mir mit völliger Klarheit auseinandergesetzt, daß der Selbstmord eine Tat der Verzweiflung ist."

Aber Constantin Marc fragte Pradel mit Teilnahme, ob Lydia, die kleine Statistin, hübsch sei.

„In der ‚Nacht des 23. Oktober' haben Sie sie gesehen, sie ist die Frau aus dem Volk, die auf dem Feld von Grenelle von Frau Ravaud Süßigkeiten kauft."

„Mir scheint, es ist ein sehr schönes Mädchen“, sagte Constantin Marc.

„Gewiß“, antwortete Pradel. „Aber sie wäre ein noch schöneres Mädchen, wenn sie nicht Knöchel hätte wie Pfähle.“

Constantin Marc begann wieder nachdenklich:

„Und Delage hat sie vergewaltigen wollen . . . Der Mann weiß, was Liebe ist. Liebe ist ein einfacher, primitiver Vorgang. Es ist Kampf, es ist Haß. Gewalt ist nötig dabei. Liebe mit gegenseitiger Zustimmung ist bloß fad und lästig.“

Und er rief, sehr erregt:

„Delage ist großartig!“

„Verrennen Sie sich nicht“, sagte Pradel. „Diese kleine Lydia lockt meine Schauspieler in ihre Garderobe, dann plötzlich schreit sie Gewalt, damit man ihr Geld gibt . . . Ihr Geliebter hat ihr den Kunstgriff beigebracht, und der schluckt auch das Geld . . . Sie sagten also, Frau Doulce . . .“

„Nach einer langen und anregenden Unterhaltung“, fing Frau Doulce wieder an, „hat

der Herr Abbé Mirabelle mir den Ausblick auf eine günstige Lösung eröffnet. Er hat mir zu verstehen gegeben, um alle Schwierigkeiten zu beheben, würde es genügen, wenn ein Arzt bescheinigte, daß Chevalier nicht bei vollem Verstand und für seine Handlungen nicht verantwortlich war."

„Aber", bemerkte Pradel, „Chevalier war nicht verrückt. Er war bei vollem Verstand."

„Es kommt nicht uns zu, das zu sagen", entgegnete Frau Doulce. „Und was wissen wir auch davon?"

„Nein", sagte Manteuil, „er war nicht bei vollem Verstand."

Pradel zuckte die Achseln.

„Schließlich ist es ja möglich. Narrheit und Vernunft, die bestimmt jeder nach Gutdünken ... Wen könnte man wohl um eine Bescheinigung bitten?"

Frau Doulce und Pradel fielen nacheinander drei Ärzte ein; aber vom ersten konnten sie die Adresse nicht herausbringen; der zweite hatte einen schlechten Charakter,

und man gelangte zu der Erkenntnis, daß der dritte tot sei.

Ranteuil sagte, man müsse sich an Doktor Trublet wenden.

„Das ist ein Gedanke", sagte Prabel. „Wir wollen den Doktor Sokrates um eine Bescheinigung bitten ... Was haben wir für einen Tag? ... Freitag. Da hält er Konsultationen. Wir finden ihn zu Hause."

* * *

Doktor Trublet wohnte in einem alten Hause, ganz oben in der Rue de Seine. Prabel nahm Ranteuil mit, in der Meinung, Sokrates werde einer hübschen Frau nichts abschlagen. Constantin Marc, der in Paris nicht fern von den Schauspielern leben konnte, begleitete sie. Der Fall Chevalier fing an, ihm Spaß zu machen. Er fand ihn komisch, das heißt der Komödianten würdig. Obwohl die Konsultationsstunde vorüber war, war das Wartezimmer des Doktors noch voller Leute, die geheilt werden wollten. Trublet schickte sie weg und empfing die Leute vom Theater in seinem Arbeitszimmer. Er

stand vor einem mit Büchern und Papieren überladenen Tisch. Vor dem Fenster machte ein gegliederter Lehnsessel sich breit, krüppelhaft und zynisch. Der Direktor des Odeon setzte den Gegenstand seines Besuches auseinander und schloß:

„Die kirchliche Feier für Chevalier wird nur dann abgehalten werden, wenn Sie bescheinigen, daß der unglückliche Mensch nicht im Besitze seiner vollen Vernunft war."

Doktor Trublet erklärte, Chevalier könne ganz gut ohne kirchliche Feier auskommen.

„Adrienne Lecouvreur, die mehr wert war als er, ist ohne sie ausgekommen. Fräulein Monime bekam nach ihrem Tode keine Messe, und wie Sie wissen, weigerte man ihr ‚die Ehre, auf einem häßlichen Kirchhof mit allen Lumpen des Stadtviertels zusammen zu verfaulen'. Darum ging's ihr nicht schlechter."

„Es ist Ihnen nicht unbekannt, Doktor Sokrates", erwiderte Pradel, „daß die Schauspieler die religiösesten Menschen sind. Meine Mitglieder wären untröstlich, wenn sie nicht der Messe für ihren Kollegen beiwohnen

könnten. Sie haben sich schon die Mitwirkung mehrerer Gesangskünstler gesichert, und die Musik wird sehr schön werden."

„Das ist ein Grund", sagte Trublet. „Ich sage nichts dagegen. Charles Monselet, der ein geistreicher Mann war, dachte wenige Stunden vor seinem Tode an seine Musikmesse. ‚Ich kenne viele Künstler von der Oper', sagte er, ‚ich bekomme ein Pie Jesu mit Trüffeln.' Aber da diesmal die erzbischöfliche Behörde das geistliche Konzert nicht gestattet, wäre es passend, es auf eine andere Gelegenheit zu verschieben."

„Was mich betrifft", entgegnete der Direktor, „ich habe keinerlei religiöse Gläubigkeit. Aber ich ziehe in Betracht, daß die Kirche und das Theater zwei soziale Großmächte sind, und daß etwas daran liegt, daß sie Freunde und Verbündete sind. Ich verfehle an meinem Teil keine Gelegenheit, das Bündnis zu besiegeln. Nächste Fasten werde ich Durville eine Predigt von Bourdaloue lesen lassen. Ich werde subventioniert: ich muß für das Konkordat sein."

„Und dann, was man auch sagen mag, der Katholizismus ist noch die annehmbarste Form religiöser Gleichgültigkeit."

„Nun also!" wandte Constantin Marc ein, „wenn Sie der Kirche Ihre Ehrerbietung bezeigen wollen, warum schieben Sie ihr, mit Gewalt oder List, einen Sarg zu, den sie nicht will?"

Der Doktor sprach im selben Sinn und sagte schließlich:

„Lieber Pradel, geben Sie sich nicht mit der Sache ab."

Da rief Nanteuil mit glühenden Augen und zischender Stimme:

„Er muß zur Kirche, Doktor; unterzeichnen Sie, was man von Ihnen verlangt, schreiben Sie, daß er seinen Verstand nicht hatte. Ich bitte Sie darum."

In diesem Wunsch war nicht nur Religiosität. Es mischte sich ein geheimes Gefühl hinein und ein dunkler Bodensatz alter Glaubensvorstellungen, ihr selbst unbewußt. Sie hoffte, zur Kirche getragen, mit Weihwasser besprengt, werde Chevalier besänftigt und

ein guter Toter werden und sie nicht mehr peinigen. Dagegen fürchtete sie, daß er, der Segnungen und Gebete beraubt, unaufhörlich um sie her irren werde, verflucht und Unheil stiftend. Und, einfacher, in ihrer Furcht ihn wiederzusehen, wollte sie, auch die Priester sollten sich um seine Beerdigung bekümmern, alle Leute sollten dabei mithelfen, damit er noch mehr begraben sei, soviel wie möglich und ganz und gar begraben. Ihre Lippen bebten; sie rang ihre verschlungenen Hände.

Trublet, als alter Kenner, betrachtete sie mit Interesse. Er hatte Sinn und Geschmack für die weibliche Maschine. Diese da entzückte ihn. Wie er sie beobachtete, glänzte sein plattnäsiges Gesicht vor Vergnügen.

„Beruhigen Sie sich, mein Kind. Es gibt immer noch Mittel, sich mit der Kirche zu verständigen. Was Sie von mir verlangen, gehört nicht zu meinen Befugnissen; ich bin Laienarzt. Aber wir haben heute — Gott sei Dank! — Religionsärzte, die ihre Kranken in die kirchlichen Bäder schicken, und deren be-

sondere Aufgabe es ist, Wunderheilungen festzustellen. Ich kenne einen, der hier in der Gegend wohnt; ich werde Ihnen seine Adresse geben. Suchen Sie ihn auf, im bischöflichen Palast können sie ihm nichts abschlagen. Er wird Ihre Sache in Ordnung bringen."

„Das nicht", sagte Pradel. „Sie haben den unglücklichen Chevalier behandelt. An Ihnen ist es, eine Bescheinung auszustellen."

Romilly stimmte bei:

„Das ist doch klar, Doktor, Sie sind Theaterarzt. Man muß seine schmutzige Wäsche in der Familie waschen."

Und Nanteuil wendete Sokrates einen flehenden Blick zu.

„Aber", sagte Trublet, „was soll ich denn sagen?"

„Das ist sehr einfach", erwiderte Pradel. „Sagen Sie, daß er in einem gewissen Maße unverantwortlich war."

„Sie ersuchen mich schlechthin, zu sprechen wie ein Gerichtsarzt. Das ist von mir zuviel verlangt."

„Glauben Sie denn, Doktor, daß Cheva-

lier im Besitz seiner vollen und ganzen moralischen Verantwortlichkeit war?"

„Ich glaube im Gegenteil, daß er in keinem Grade für seine Handlungen verantwortlich war."

„Nun dann? ..."

„Aber ich glaube auch, daß er darin in keiner Weise von Ihnen, von mir, von allen anderen Menschen verschieden war. Meine Kollegen vom Gericht machen Unterschiede zwischen den individuellen Verantwortlichkeiten. Sie haben besondere Verfahren, um die vollen Verantwortlichkeiten zu erkennen und die, an denen ein oder mehrere Viertel fehlen. Übrigens ist es bemerkenswert, daß sie, um die Verurteilung eines unglücklichen Menschen herbeizuführen, immer eine volle Verantwortlichkeit an ihm finden ... Und ihre eigene, die ist wohl voll — wie der Mond?"

Und Doktor Sokrates entwickelte vor den erstaunten Theaterleuten eine umfassende Theorie der universellen Determinationslehre. Er ging zurück bis zu den Ursprüngen

des Lebens. Und ähnlich dem Silen des Virgil, der, mit dem Saft der Maulbeeren eingeschmiert, sizilischen Hirten und der Najade Aglaë die Entstehung der Welt sang, verbreitete er sich in reichlich fließende Worte:

„Einen Unglücklichen hernehmen, damit er Rechenschaft ablegt über seine Handlungen!... Aber ich bitte: als das Sonnensystem nur erst ein bleicher Nebelstern war, der im Äther einen leichten Kranz bildete von einem Umfang, tausendmal weiter als die Bahn des Neptun, da war es schon eine gute Weile her, daß wir alle unwiderruflich bedingt, begrenzt, bestimmt waren, und daß Ihre Verantwortlichkeit, mein liebes Kind, die meinige, die des Chevalier, die aller Menschen nicht etwa abgeschwächt, sondern im voraus abgeschafft war. Alle unsere Bewegungen, verursacht durch vorhergegangene Bewegungen der Materie, sind den Gesetzen unterworfen, die die kosmischen Kräfte regieren, und der menschliche Mechanismus ist nur ein Einzelfall des Weltall-Mechanismus."

Er zeigte mit der Hand nach einem verschlossenen Schrank:

„Dort hab' ich in Flaschen einiges, damit kann ich den Willen von fünfzigtausend Menschen umformen, abschaffen oder wild machen."

„Das wäre gegen die Spielregeln", wandte Prabel ein.

„Allerdings, das wäre gegen die Spielregeln. Aber diese Substanzen sind ihrem Wesen nach keine Laboratoriumsprodukte. Das Laboratorium kombiniert, es schafft nichts. Diese Substanzen sind über der Natur zerstreut. Im freien Zustand liegen sie um uns her und durchdringen uns, sie bestimmen unseren Willen: sie bedingen unseren freien Willen, der nur die durch Unkenntnis der uns bestimmenden Einflüsse in uns bewirkte Täuschung ist."

„Was sagen Sie?" fragte Prabel, ganz verdutzt.

„Ich sage, der Wille ist eine Täuschung, bewirkt durch die Unkenntnis, in der wir uns über die Ursachen befinden, die uns nötigen,

zu wollen. Was in uns will, sind nicht wir, es sind Myriaden Zellen, von wunderbarer Regsamkeit, die wir nicht kennen, die uns nicht kennen, die voneinander nichts wissen, und die dennoch uns zusammensetzen. Durch ihr Getümmel bringen sie unzählige Strömungen hervor, die wir unsere Leidenschaften nennen, unsere Gedanken, Freuden, Leiden, Wünsche, Befürchtungen und unseren Willen. Wir glauben uns Herr über uns, und schon ein Tropfen Alkohol erregt, um sie darauf zu lähmen, die Elemente, durch die wir fühlen und denken."

Constantin Marc unterbrach den Doktor:

„Um Vergebung! Da Sie von der Wirkung des Alkohols reden, möchte ich diesbezüglich Ihren Rat einholen. Ich trinke ein Gläschen Armagnac nach jeder Mahlzeit. Sagen Sie, das ist doch nicht zuviel?"

„Das ist vielzuviel. Der Alkohol ist ein Gift. Wenn Sie eine Flasche Schnaps im Hause haben, werfen Sie sie nur aus dem Fenster."

Pradel war nachdenklich. Er hielt dafür,

wenn Doktor Sokrates den Willen und die Verantwortlichkeit bei allen Menschen abschaffe, tue er ihm persönlich unrecht.

„Sie mögen sagen, was Sie wollen. Wille und Verantwortlichkeit sind keine Täuschungen. Es sind greifbare, starke Wirklichkeiten. Ich weiß, wozu mein Pachtvertrag mich verpflichtet, und ich zwinge meinem Personal meinen Willen auf."

Und bitter fügte er hinzu:

„Ich glaube an den Willen, an die moralische Verantwortlichkeit, an die Unterscheidung von Gut und Böse. Nach Ihrer Meinung sind das gewiß viehisch dumme Ideen . . ."

„Gewiß", antwortete der Doktor, „das sind viehisch dumme Ideen. Aber sie passen sehr gut zu uns, denn wir sind ja Viecher. Das vergißt man immer. Es sind dumme, erhabene und heilsame Ideen. Die Menschen haben gefühlt, daß sie ohne diese Ideen sämtlich verrückt werden würden. Sie hatten nur die Wahl zwischen Dummheit und Tobsucht. Sie haben vernünftigerweise die

Dummheit gewählt. Das ist die Grundlage der moralischen Ideen."

„Was für ein Paradoxon!" rief Romilly.

Der Doktor fuhr heiter gelassen fort:

„Die Unterscheidung zwischen Gut und Böse ist in den menschlichen Gesellschaften nie aus dem gröbsten Empirismus herausgekommen. Sie ist in rein praktischem Sinn und einfach der Bequemlichkeit wegen aufgestellt. Wir geben uns nicht mit ihr ab, wenn es sich um einen Kristall oder um einen Baum handelt. Wir üben moralische Gleichgültigkeit hinsichtlich der Tiere. Wir üben sie hinsichtlich der Wilden. Das gestattet uns, sie ohne Gewissensbisse auszurotten. Dies nennt man Kolonialpolitik. Es läßt sich auch nicht erkennen, daß die Gläubigen von ihrem Gott eine hohe Sittlichkeit fordern. Auf dem gegenwärtigen Standpunkt der Gesellschaft würden sie nicht gern zulassen, daß er unzüchtig wäre und sich Blößen gäbe mit Weibern; aber sie finden es in Ordnung, daß er rachsüchtig und grausam sei. Die Moral ist die gegenseitige Übereinkunft, zu behalten,

was man hat, Land, Häuser, Möbel, Frauen und unser Leben. Sie schließt in sich bei denen, die sich ihr unterwerfen, keine besondere Anstrengung von Geist oder Charakter. Sie geht hervor aus Instinkt und Roheit. Das geschriebene Gesetz folgt ihr auf dem Fuß und kommt recht gut mit ihr aus. Darum sieht man auch, daß die hochherzigen oder hochgeistigen Männer fast alle der Unfrommheit angeklagt und, wie Sokrates, Sohn des Phänaretes, und Benoît Malon von der Justiz ihres Landes getroffen wurden. Und man kann sagen, daß einer, der nicht wenigstens zu Gefängnis verurteilt wurde, sein Land ziemlich wenig ehrt."

„Es gibt Ausnahmen", sagte Pradel.

„Aber wenige", antwortete Doktor Trublet.

Aber Nanteuil blieb bei ihrer Idee:

„Kleiner Sokrates, Sie können ganz gut bestätigen, daß er verrückt war. Es ist die Wahrheit. Er hatte seinen Verstand nicht. Ich weiß es doch."

„Zweifellos, liebes Kind, war er verrückt. Die Frage ist nur, ob er es mehr war als

die anderen Menschen. Die ganze Geschichte der Menschheit, die voll ist von Martern, Ekstasen und Metzeleien, ist die Geschichte von Unsinnigen und Tobsüchtigen."

„Doktor", fragte Constantin Marc, „sollten Sie zufällig keine Bewunderung hegen für den Krieg? Er ist doch, wenn man es bedenkt, etwas Herrliches. Die Tiere fressen sich einfach untereinander auf. Die Menschen haben sich ausgedacht, sich in Schönheit zu massakrieren. Sie haben gelernt, sich gegenseitig umzubringen in funkelnden Kürassen, unter Helmen, über die sich Federbüsche erheben und von denen rotbemalte Roßmähnen herabfallen. Durch die Verwendung von Artillerie und die Befestigungskunst haben sie Chemie und Mathematik in die notwendige Zerstörungsarbeit eingeführt. Das war ein herrlicher Einfall. Und, da die Ausrottung der Wesen uns nun einmal als einziger Zweck des Lebens erscheint, ist es weise vom Menschen, aus dieser Ausrottung einen Genuß und eine Pracht gemacht zu haben . . . Denn schließlich können Sie nicht leugnen,

Doktor, daß der Mord ein Naturgesetz und folglich göttlich ist."

Worauf Doktor Sokrates erwiderte:

„Wir sind nur unglückliche Tiere, und doch sind wir uns selbst unsere Vorsehung und unsere Götter. Die tiefer stehenden Tiere, deren unvordenkliche Reiche dem unsrigen auf diesem Planeten vorausgegangen sind, haben ihn umgewandelt durch ihr Genie und ihren Mut. Die Insekten haben Wege gegraben, die Erde umgewühlt, die Baumstämme und die Felsen ausgehöhlt, Häuser erbaut, Städte gegründet, den Boden, die Luft und die Gewässer verändert. Die Arbeit der bescheidensten, der Madreporen, hat Inseln und Festlande geschaffen. Jeder materielle Wechsel zeitigt einen moralischen, da ja die Sitten von der Umgebung abhängen. Die Umwandlung, der der Mensch seinerseits die Erde unterzieht, ist sicher tiefer und gleichmäßiger, als die von den anderen Tieren bewirkten Umwandlungen. Warum sollte es die Menschheit nicht erreichen, die Natur so weit zu verändern, daß sie friedlich wird? Warum

sollte es der Menschheit, so winzig sie ist und sein wird, nicht eines Tages gelingen, den Kampf ums Dasein zu beseitigen oder wenigstens zu regeln? Warum sollte sie das Gesetz des Mordens nicht endlich abschaffen? Es läßt sich viel von der Chemie erwarten. Doch stehe ich für nichts. Es ist möglich, daß unsere Rasse in Melancholie, Delirium, Manie, Wahnsinn und Stumpfsinn verharrt bis an ihr klägliches Ende in Eis und Finsternis. Diese Welt ist vielleicht unheilbar schlecht. Jedenfalls werde ich mich in ihr gut unterhalten haben. Man genießt hier ein vorzügliches Schauspiel, und ich fange zu glauben an, daß Chevalier verrückter als die anderen Menschen war, weil er freiwillig seinen Platz verlassen hat."

Ranteuil nahm eine Feder vom Schreibtisch und reichte sie, in Tinte getaucht, dem Doktor.

Er begann zu schreiben:

„Da ich mehrmals gerufen wurde behufs Behandlung des —"

Er unterbrach sich und fragte nach Chevaliers Vornamen.

11*

„Aimé“, antwortete Ranteuil.

„— des Aimé Chevalier, habe ich in seiner Verfassung gewisse Störungen der Sensibilität, des Gesichts und der Bewegungskraft gefunden, die gewöhnlich Zeichen sind für —“

Er holte ein Buch aus einem Fach seiner Bibliothek.

„Es müsse ein großer Zufall sein, wenn ich nicht etwas zur Bekräftigung meiner Diagnose hier in den Lektionen des Professors Ball über die Geisteskrankheiten fände.“

Er blätterte in dem Buch.

„Halt, mein lieber Romilly, da find' ich gleich etwas für den Anfang; in der achtzehnten Lektion, Seite 389: ‚Man trifft viele Irre unter den Schauspielern.‘ Bei dieser Bemerkung des Professors Ball fällt mir ein, daß der illustre Cabanis eines Tages den Doktor Esprit Blanche danach fragte, ob das Theater nicht Geisteskrankheiten verursache.“

„Wirklich?“ fragte Romilly unruhig.

„Daran dürfen Sie nicht zweifeln“, ant-

wortete Trublet. „Aber hören Sie, was Professor Ball auf derselben Seite sagt: ‚Es ist unbestreitbar, daß die Ärzte außerordentlich prädisponiert sind für Geistesstörungen.‘ Und nichts ist richtiger als das. Unter den Ärzten sind die allerprädisponiertesten die Irrenärzte. Es ist oft schwer zu entscheiden, wer der Verrücktere ist, der Verrückte oder sein Arzt. Man sagt auch, daß die Genies zu Verrücktheit neigen. Das ist sicher. Immerhin genügt es, um vernünftig zu sein, nicht, daß man ein Dummkopf ist.“

Er blätterte noch einen Augenblick in den Lektionen des Professors Ball, dann machte er sich wieder ans Schreiben:

„— die gewöhnlich Zeichen sind für maniakalische Erregung, und wenn man in Erwägung zieht, daß der Betreffende neuropathischen Temperamentes war, hat man Anlaß zu glauben, daß seine Konstitution ihn zum Irrsinn führte, der, zufolge den angesehensten Professoren, nur die Übertreibung des gewöhnlichen Charakters des Individuums ist, und es ist somit nicht möglich,

ihm eine volle moralische Verantwortlichkeit zuzusprechen."

Er unterzeichnete und reichte das Papier Prabel:

„So, das ist harmlos und zu leer, um die geringste Lüge zu enthalten."

Prabel erhob sich:

„Sie können glauben, lieber Doktor, daß wir nicht von Ihnen verlangt hätten, Sie sollten lügen."

„Warum? Ich bin Arzt. Ich handle mit Lügen. Ich erleichtere, ich tröste. Kann man trösten und erleichtern, ohne zu lügen?"

Dann, indes er mit Sympathie auf Nanteuil sah:

„Die Frauen und die Ärzte allein wissen, was die Lüge für die Menschen für eine Notwendigkeit und für eine Wohltat ist."

Und wie Prabel, Constantin Marc und Romilly Abschied nahmen:

„Kommen Sie doch durch das Speisezimmer. Ich habe ein kleines Faß alten Armagnac bekommen. Sie sollen mir sagen wie er ist."

Ranteuil war im Arbeitszimmer des Doktors geblieben.

„Kleiner Sokrates, ich hab' 'ne scheußliche Nacht gehabt. Ich hab' ihn gesehen . . ."

„Im Schlaf?"

„Nein, ganz wach."

„Sie wissen gewiß, daß Sie nicht schliefen?"

„Ganz gewiß."

Er dachte daran, sie zu fragen, ob die Vision gesprochen habe. Aber er hielt die Frage auf den Lippen zurück, aus Furcht, einer so empfindlichen Patientin Gehörshalluzinationen zu suggerieren, die er in Anbetracht ihres gebieterischen Charakters sehr viel mehr fürchtete als Gesichtshalluzinationen. Er wußte, wie gefügig Kranke den Befehlen gehorchen, die Stimmen ihnen geben. So verzichtete er darauf, Felicie auszufragen, und folgte dem Einfall, aufs Geratewohl die Gewissensbedenken zu heben, die sie stören mochten. Da er aber die Beobachtung gemacht hatte, daß das Gefühl der moralischen Verantwortlichkeit bei Frauen

gewöhnlich schwach ist, wendete er daran keine große Mühe und begnügte sich, leichthin zu sagen:

„Mein liebes Kind, Sie müssen nicht glauben, Sie seien verantwortlich für den Tod des Unglücklichen. Der Selbstmord aus Leidenschaft ist das notwendige Endergebnis eines pathologischen Zustandes. Jedes Individuum, das Selbstmord begeht, mußte Selbstmord begehen. Sie sind nur der gelegentliche Anlaß eines gewiß beklagenswerten Vorkommnisses, dessen Wichtigkeit man aber nicht übertreiben darf.“

Er meinte, in betreff dieses Punktes sei es genug, und verlegte sich gleich darauf, die Schrecken zu zerstreuen, von denen sie umringt war. Er versuchte, sie durch einfache Gründe zu überzeugen, daß sie Bilder ohne Realität erblicke, bloße Reflexe ihres eigenen Gedankens. Zur Beleuchtung seiner Darlegung erzählte er ihr eine beruhigende Geschichte:

„Ein englischer Arzt“, sagte er, „behandelte eine Dame, sehr gescheit wie Sie, die,

wie Sie, Katzen unter den Möbeln sah und von Gespenstern besucht ward. Er überzeugte sie, daß diese Erscheinungen nichts Wirklichem entsprächen. Sie glaubte es und kam nicht aus der Fassung. Eines Tages, da sie nach langer Zurückgezogenheit wieder in Gesellschaft erschien, sah sie beim Eintritt in einen Salon die Dame des Hauses, die ihr einen Sessel zeigte und sie zum Sitzen einlud. Sie sah auch in dem Sessel einen alten schalkhaften Gentleman. Sie sagte sich, daß von diesen zwei Personen eine notwendig eingebildet sei, entschied sich für die Nichtexistenz des Gentlemen und setzte sich in den Sessel. Als sie auf das Polster stieß, atmete sie auf. Von dem Tage an sah sie kein Phantom mehr, weder von Menschen noch von Tieren. Mit dem alten schalkhaften Gentleman hatte sie sie alle unter sich erdrückt."

Felicie schüttelte den Kopf.

„Das hat damit nichts zu tun."

Sie wollte sagen, ihr Phantom sei kein alter alberner Herr, auf den man sich setzt, sondern er sei ein eifersüchtiger Toter, der sie

nicht ohne Absicht besuchte. Aber sie fürchtete sich, von diesen Dingen zu reden, sie ließ die Arme auf die Knie sinken und schwieg.

Da er sie so bedrückt und trübe sah, stellte er ihr vor, daß diese Gesichtsstörungen weder selten noch besonders ernst seien, und daß sie bald verschwänden, ohne Hinterlassung von Spuren.

„Ich", fügte er hinzu, „habe auch eine Vision gehabt."

„Sie?"

„Ja, ich habe eine Vision gehabt, vor zwanzig Jahren, in Ägypten."

Er bemerkte, daß sie ihn mit Neugier betrachtete, und begann die Erzählung seiner Halluzination, nachdem er alle elektrischen Lampen angezündet hatte, um die Phantome des Schattens auseinanderzutreiben.

„Zur Zeit, als ich in Kairo Arzt war, fuhr ich jedes Jahr im Monat Februar den Nil bis Luksor hinauf, und von da besuchte ich dann mit Freunden die Gräber und Tempel in der Wüste. Diese Ausflüge durch die Sandweiten macht man zu Esel. Das letzte-

mal, daß ich mich nach Lukſor begab, mietete ich einen jungen Eſeltreiber, deſſen weißer Eſel, Rhamſes, ſtärker war als die anderen. Der Eſeltreiber, der Selim hieß, war auch kräftiger, behender und ſchöner als die anderen Eſeltreiber. Er war fünfzehn Jahre alt. Seine ſüßen und wilden Augen glänzten unter einem prachtvollen Schleier langer, ſchwarzer Wimpern; ſein braunes Geſicht war von feſtem, reinem Oval. Er ging barfuß in der Wüſte, und bei ſeinem Schritt dachte man an die Kriegertänze, von denen die Bibel ſpricht. Alle ſeine Bewegungen hatten Anmut; ſeine junge, tieriſche Fröhlichkeit war reizend. Indes er mit der Spitze ſeines Stockes Ramſes' Rückgrat ſtachelte, plauderte er mit mir in einer kurzen, aus Engliſch, Franzöſiſch und Arabiſch gemiſchten Sprechweiſe; er ſprach gern von den Reiſenden, die er geführt hatte, und die er alle für Prinzen und Prinzeſſinnen hielt; befragte ich ihn aber über ſeine Eltern und Kameraden, ſchwieg er, gleichgültig und gelangweilt. Wenn er das Verſprechen eines

guten Bakschisch erbettelte, bekam das Näseln seiner Stimme kosende Biegungen. Er ersann feine Listen und gab Schätze von Bitten aus, um eine Zigarette geschenkt zu bekommen. Da er wahrnahm, daß ich es gern hatte, wenn die Eseltreiber ihre Tiere sanft behandelten, küßte er, wenn ich dabei war, Rhamses auf die Nüstern, und tanzte während der Ruhepausen mit ihm. Er zeigte sich manchmal sinnreich in der Erlangung dessen, was er wünschte. Aber er war nicht weitblickend genug, um je die geringste Erkenntlichkeit zu bezeigen für das, was er erlangt hatte. Gierig nach Piastern, begehrte er noch glühender die Sächelchen, die glänzen und die man verstecken kann, wie goldene Nadeln, Ringe, Manschettenknöpfe, Feuerzeuge aus Nickel; wenn er eine goldene Kette sah, erhellte sich sein Gesicht von einem Leuchten der Lust.

Der folgende Sommer war die härteste Zeit meines Lebens. Eine Cholera-Epidemie war in Unterägypten ausgebrochen. Von früh bis abends lief ich in einer feueratmenden Luft die Stadt ab. Die Sommer in

Kairo sind erdrückend für Europäer. Wir machten die heißesten Wochen durch, die mir noch vorgekommen waren. Eines Tages erfuhr ich, daß Selim dem einheimischen Gericht von Kairo vorgeführt und zum Tode verurteilt sei. Er hatte ein Fellahkind ermordet, ein kleines Mädchen von neun Jahren, um ihm seine Ohrringe zu rauben, und er hatte es in eine Zisterne geworfen. Die Ringe, befleckt mit Blut, waren unter einem großen Stein wiedergefunden, im Tal der Könige. Es waren solche wilden Schmuckstücke, wie die nubischen Nomaden sie mit dem Hammer aus Schillingen oder aus Zweifrankstücken herstellen. Es wurde mir gesagt, Selim würde sicher gehenkt werden, weil die Mutter des kleinen Mädchens den Blutpreis ausschlug. Tatsächlich hat der Khedive nicht das Begnadigungsrecht, und der Mörder kann nach dem muselmanischen Gesetz sein Leben nur dann loskaufen, wenn die Verwandten des Opfers eine Geldsumme zum Ersatz von ihm annehmen. Ich war zu beschäftigt, um an die Sache zu denken. Ich

erklärte mir leicht, daß Selim, verschlagen aber unüberlegt, schmeichlerisch und fühllos, mit dem kleinen Mädchen gespielt, ihr ihre Ringe entrissen, sie getötet und versteckt habe. Bald dachte ich nicht mehr daran. Von dem alten Kairo aus verbreitete sich die Epidemie über die europäischen Viertel. Ich besuchte dreißig bis vierzig Kranke am Tag, und ich machte jedem reichliche Einspritzungen in die Adern. Ich litt an Störungen in der Leber, Anämie verheerte mich, ich fiel um vor Ermüdung. Um meine Kräfte zu schonen, mußte ich mittags ein wenig ruhen. Ich streckte mich nach dem Frühstück im inneren Hof meines Hauses aus, und dort badete ich eine Stunde lang in dem afrikanischen Schatten, der dicht und frisch wie Wasser ist. Eines Tages, da ich dergestalt in meinem Hof auf dem Diwan lag — ich zündete eben eine Zigarette an — da sah ich Selim kommen. Er hob leise mit seinem schönen bronzenen Arm den Vorhang von der Tür und näherte sich mir in seinem blauen Kleid. Er sprach nicht, aber er lächelte sein unschuldiges, wil-

des Lächeln, und seine dunkelroten Lippen legten seine glänzenden Zähne bloß. Seine Augen, im blauenden Schatten der Wimpern, funkelten vor Begierde, wie sie meine auf dem Tisch liegende Uhr betrachteten.

Ich meinte, er sei ausgebrochen. Und das überraschte mich — nicht etwa, weil die Gefangenen scharf bewacht würden in den orientalischen Gefängnissen, wo Männer, Frauen, Pferde und Hunde in schlecht verschlossenen Höfen durcheinander leben, unter der Hut eines mit einem Stock bewaffneten Soldaten. Aber die Muselmanen sind nie versucht, ihr Geschick zu fliehen. Selim kniete mit bittender Anmut nieder, und näherte seine Lippen meiner Hand, um sie nach der alten Sitte zu küssen. Ich schlief nicht und erhielt dafür einen Beweis. Auch dafür ward mir ein Beweis, daß die Erscheinung kurz gewesen war. Als Selim verschwand, bemerkte ich, daß meine brennende Zigarette noch keine Asche hatte."

„War er tot, als Sie ihn gesehen haben?" fragte Nanteuil.

„Das nicht", erwiderte der Doktor. „Ich erfuhr einige Tage darauf, daß Selim in seinem Gefängnis kleine Körbe flechte, oder daß er während langer Stunden mit einem Rosenkranz aus Glaskugeln spiele, und daß er die europäischen Besucher, die von der kosenden Sanftheit seiner Augen überrascht waren, lächelnd um einen Piaster bitte: die muselmanische Justiz ist langsam. Er wurde sechs Monate später aufgehängt. Niemand, auch nicht er selbst, achtete viel darauf. Ich war damals in Europa."

„Und seitdem ist er nicht wiedergekommen?"

„Niemals."

Nanteuil sah ihn enttäuscht an.

„Ich hatte geglaubt, er sei gekommen, als er schon tot war. Aber wenn er im Gefängnis war, da konnten Sie ihn allerdings bei sich zu Hause nicht sehen, und da war's natürlich bloß 'ne Idee."

Der Doktor verstand, was Felicie meinte, und beeilte sich, darauf zu erwidern:

„Liebe kleine Nanteuil, glauben Sie mir:

Die Gespenster der Toten haben nicht mehr Realität als die Gespenster der Lebenden."

Ohne darauf zu achten, was er sagte, fragte sie ihn, ob es wirklich von seinem Leberleiden gekommen sei, daß er eine Vision gehabt habe. Er antwortete, daß nach seiner Meinung der schlechte Zustand seiner Verdauungsorgane, eine weitgehende Ermüdung, eine Neigung zur Kongestion, ihn prädisponiert habe.

„Es war, glaube ich, eine noch unmittelbarere Ursache da. Auf meinem Diwan ausgestreckt, lag ich mit dem Kopf sehr niedrig. Ich hob ihn empor, um eine Zigarette anzuzünden, und ließ ihn gleich wieder fallen. Diese Haltung ist merkwürdig günstig für Halluzinationen. Es genügt manchmal, sich mit dem Kopf hintenüber hinzulegen, um eingebildete Formen zu sehen und eingebildete Töne zu hören. Darum rate ich Ihnen auch, Kind, auf einem Keilkissen und einem dicken Kopfkissen zu schlafen."

Sie fing an zu lachen.

„Wie Mama also! . . . Majestätisch!"

Dann, auf einen anderen Gedanken überspringend:

„Sagen Sie doch, Sokrates, warum haben Sie gerade dies gemeine Individuum gesehen und keinen anderen? Sie hatten ihm einen Esel abgemietet und dachten nicht mehr an ihn. Und er ist gekommen. Das ist doch wirklich komisch."

„Sie fragen mich, warum gerade der und kein anderer. Oft sind unsere Visionen in Verbindung mit unseren geheimen Gedanken und bieten uns ihr Bild; manchmal knüpfen sie gar nicht daran an und zeigen uns ein unerwartetes Gesicht."

Er ermahnte sie von neuem, sich nicht von Phantomen erschrecken zu lassen.

„Die Toten kehren nicht wieder. Wenn einer Ihnen erscheint, seien Sie versichert, daß Sie eine Einbildung Ihres Hirns sehen."

Sie fragte:

„Können Sie mir dafür bürgen, daß es nach dem Tode nichts mehr gibt?"

„Kind, nach dem Tode gibt es nichts, was Sie erschrecken könnte."

Sie stand auf, nahm ihr Täschchen und ihr Manuskript, reichte dem Doktor die Hand:

„Sie, ach Sie glauben an nichts, alter Sokrates."

Im Vorzimmer hielt er sie einen Augenblick fest und empfahl ihr, sich zu schonen, ein ruhiges, der Erholung gewidmetes Leben zu führen, sich Ruhe zu gönnen.

„Wenn Sie glauben, daß das leicht ist in unserem Beruf! . . . Morgen hab' ich eine Foyer-Probe, eine Bühnenprobe, ein Kleid anzuprobieren; heut abend spiel' ich. Und das Leben führ' ich seit mehr als einem Jahr."

X.

Unter der großen Leere, die die hohen Hallen dem Flug der Gebete vorbehielten, wimmelte die buntscheckige Herde der menschlichen Wesen.

Sie waren da, sämtlich, zu Füßen des Katafalks, den Lichter umringten und Blumen bedeckten: Durville, der alte Maury, Delage, Vicar, Destrée, Léon, Clim, Valroche, Aman, Regnard, Pradel und Romilly und

12*

Marchegnay, der Regisseur. Sie waren alle da, Frau Ravaud, Frau Doulce, Ellen Midi, Duvernet, Herschell, Falempin, Stella, Marie-Claire, Louise Dalle, Fagette, Nanteuil, auf die Knie gesunken und schwarz gekleidet wie Elegien. Einige lasen in Meßbüchern. Es waren deren dabei, die weinten. Alle trugen zum Sarge ihres Kameraden wenigstens ihre matten Lider und ihre von der Morgenkälte gebleichte Gesichtsfarbe. Journalisten, Schauspieler, dramatische Autoren, ganze Familien der Handwerker, die vom Theater leben, und eine Menge Neugieriger erfüllten das Schiff.

Die Sänger stießen die kläglichen Schreie des Kyrie eleison aus; der Priester küßte den Altar, wendete sich dem Volke zu und sagte:

„Dominus vobiscum."

Romilly umfaßte das Publikum mit dem Blick:

„Chevalier hat ein gutbesetztes Haus."

„Sieh nur Louise Dalle an", sagte Fagette. „Um wie in Trauer auszusehen, hat sie einen Waterproof aus schwarzem Gummi angezogen."

Ein wenig im Hintergrund hielt sich mit Pradel und Constantin Marc der Doktor Trublet und machte mit leiser Stimme, seiner Gewohnheit entsprechend, seine moralistischen Versuche.

„Beachten Sie“, sagte er, „daß auf dem Altar und um den Sarg herum statt Kerzen kleine Nachtlampen auf Billardqueues angezündet werden, und daß man so dem Herrn Stallaternenöl für jungfräuliches Wachs anbietet. Die frommen Männer, die in dem Heiligtum leben, waren jederzeit geneigt, ihrem Gott solche kleine Betrügereien vorzumachen. Die Wahrnehmung ist nicht von mir; sie ist, glaube ich, von Renan.“

Der zelebrierende Priester rezitierte zur Rechten des Altars, mit leiser Stimme:

„Nolumus autem nos ignorare fratres de dormientibus, ut non contristemini, sicut et caeteri qui spem non habent.“

„Wer übernimmt die Rolle des Florentin?“ fragte Durville Romilly.

„Regnard übernimmt sie: er wird nicht schlechter drin sein als Chevalier.“

Pradel zupfte Trublet am Ärmel.

„Doktor Sokrates, ich bitte Sie, mir zu sagen, ob Sie als Gelehrter, als Physiologe ernste Schwierigkeiten erblicken, die der Unsterblichkeit der Seele im Wege stehen."

Er stellte die Frage als beschäftigter, praktischer Mann, der eine persönliche Auskunft braucht.

„Sie wissen zweifellos, lieber Freund", erwiderte Trublet, „was in dieser Hinsicht der Vogel des Cyrano sagte. Eines Tages hörte Cyrano von Bergerac zwei Vögel auf einem Baum miteinander reden. Der eine sagte: ‚Die Seele der Vögel ist unsterblich.' — ‚Darüber gibt's keinen Zweifel', entgegnete der andere. ‚Aber was sich nicht fassen läßt, ist, daß Wesen, die nicht Schnabel noch Federn haben, die keine Flügel haben und auf zwei Füßen gehen, glauben können, sie hätten wie die Vögel eine unsterbliche Seele.'"

„Gleichviel", sagte Pradel, „wenn ich die Orgel hör', dann krieg' ich's mit der Frömmigkeit."

„Requiem aeternam dona eis, Domine."

Der berühmte Autor der ‚Nacht des 23. Oktober 1812' erschien in der Kirche, und im selben Moment war er überall zugleich, im Schiff unter der Vorhalle und im Chor. Er mußte wie der hinkende Teufel rittlings seine Krücke besteigen und über die Köpfe wegfliegen, um, wie er es tat, in einem Augenzucken von dem Abgeordneten Morlot, der als Freidenker in der Vorhalle blieb, zur unter dem Katafalk knieenden Marie-Claire zu gelangen.

In derselben Sekunde flüsterte er in aller Ohren flinke Worte:

„Pradel, begreifen Sie den Menschen, der seine Rolle hinschmeißt, 'ne ausgezeichnete Rolle, und sich sein Blut abzapft, wie 'n Schlauch? Er schießt sich vor den Kopf, zwei Tage vor der ersten Aufführung. Er nötigt uns, 'ne neue Besetzung vorzunehmen, und bringt uns um acht Tage zurück. Was für 'n Kretin! Er war verteufelt boshaft. Aber das eine muß man ihm lassen: springen konnte er gut, der Racker. Mein guter Romilly, wir machen die Neubesetzung heut

um zwei. Geben Sie acht, daß Regnard die Abschrift seiner Rolle hat und auf Dächer klettern kann. Wenn er uns nur nicht unter den Händen kaputt geht, wie Chevalier! Wenn der sich auch umbrächte! Lachen Sie nicht. Auf gewissen Rollen liegt ein Verhängnis. Zum Beispiel, in meinem ‚Marino Falieri' bricht der Gondolier Sandro sich bei der Generalprobe den Arm. Man gibt mir einen anderen Sandro. Er verstaucht sich bei der ersten Probe den Fuß. Man gibt mir einen dritten, er erwischt den Typhus . . . Kleine Nanteuil, ich vertraue dir eine großartige Rolle zu kreïeren an, wenn du erst im Théâtre Français bist. Aber an diesem Theater lass' ich kein einziges Stück mehr aufführen, das hab' ich geschworen bei allem, was mir heilig ist."

Und gleich darauf zeigte er unter der kleinen Tür, die den Chor auf der Epistelseite abschließt, Kollegen die in die Mauer eingelassene Grabschrift Racines. Als Pariser, der sich für die Altertümer seiner Stadt interessiert, erinnerte er an die Geschichte dieses

Steines. Er sagte, daß der Dichter seinem Wunsche gemäß in Port-Royal-des-Champs begraben worden sei, zu Füßen des Grabes von Herrn Hamon, und daß nach der Zerstörung der Abtei und der Schändung der Gräber der Körper des Messire Jean Racine, Sekretärs des Königs, ordentlichen Edelmannes seiner Kammer, ohne Ehren nach Saint-Etienne-du-Mont übergeführt worden sei. Und er erzählte, wie der Grabstein, der unter dem Helmschmuck und dem Wappen mit dem silbernen Schwan die von Boileau verfaßte und von Herrn Dobart ins Lateinische übersetzte Inschrift trug, als Fliese gedient habe im Chor der kleinen Kirche von Magny-Lessart, wo er im Jahre 1808 aufgefunden worden sei.

„Da ist er!" fügte er hinzu. „Er ist in sechs Stücke zerbrochen, und der Name Racine ist ausgewischt durch die Schuhe der Bauern. Man hat die Bruchstücke wieder hergerichtet und die fehlenden Buchstaben ersetzt."

Über diesen Gegenstand verbreitete er sich mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit und

Fülle; er zog dabei aus seinem erstaunlichen Gedächtnis eine Menge merkwürdiger Tatsachen und amüsanter Geschichtchen; er belebte die Geschichte und brachte Leidenschaft in die Archäologie. Seine Bewunderung und sein Zorn schossen Schlag auf Schlag gewaltsam empor, in der Feierlichkeit des Ortes, mitten durch den Prunk der Zeremonie.

„Das möchte ich wohl wirklich wissen, wer die blöden Schlingel sind, die den Stein hier in die Mauer eingelassen haben. ‚Hic jacet nobilis vir Johannes Racine.' Das ist nicht wahr! Sie strafen die Grabschrift des ehrenwerten Boileau Lügen. Der Körper Racines ist nicht an dieser Stelle. Er ist in der dritten Kapelle links vom Eingang untergebracht. Was für Idioten!"

Und, plötzlich beruhigt, zeigte er den Grabstein Pascals.

„Er stammt aus dem Museum der kleinen Augustiner. Man kann nie genug den Lenoir preisen; unter der Revolution sammelte und erhielt er . . ."

Er hielt aus dem Stegreif einen zweiten

Privatkursus über Lapidar-Archäologie, glänzender als den ersten, machte aus der Geschichte Pascals ein Drama, amüsant und schrecklich, und verschwand. Er war im ganzen zehn Minuten lang in der Kirche geblieben.

Über diesen mit weltlichen Sorgen und profanen Wünschen erfüllten Köpfen grollte das Dies irae ein Unwetter:

Mors stupebit et natura,
Quum resorget creatura
Judicanti responsura.

„Sagen Sie doch, Dutil: wie hat die kleine Nanteuil, die hübsch und gescheit ist, sich mit einem schmierigen Komödianten wie Chevalier abgeben können?"

„Ihre Unkenntnis des Frauenherzens setzt mich in Erstaunen."

„Herschell war hübscher, als ihr Haar schwarz war."

Qui Mariam absolvisti
Et latronem exaudisti
Mihi quoque spem dedisti.

„Ich muß frühstücken gehen."

„Kennen Sie jemand, der den Minister kennt?“

„Mit Durville hat's geschnappt. Er schnauft wie 'n Seehund.“

„Lassen Sie mich doch eine kurze Notiz über Marie Falempin hineinbringen. Sie war in den ‚Drei Schätzen‘ entzückend, ich versichere Sie.“

Inter oves locum presta
Et ab haedis me sequestra,
Statuens in parte dextra.

„Also wegen Ranteuil hat er sich 'n Loch in 'n Dötz geschossen? 'ne kleine Gans, die nicht so viel wert ist wie ihr Hinterer voll warmem Wasser!“

Der zelebrierende Priester goß den Wein und das Wasser in den Kelch und sagte:

„Deus qui humanae substantiae dignitatem mirabiliter condidisti . . .“

„Doktor, hat er sich wirklich umgebracht, weil Ranteuil ihn nicht mehr mochte?“

„Er hat sich umgebracht“, erwiderte Trublet, „weil sie einen anderen liebte. Der Zudrang geschlechtlicher Bilder bringt manch-

mal Manie und Melancholie zum Ausbruch."

„Sie kennen die Komödianten nicht, Doktor Sokrates", sagte Pradel. „Er hat sich umgebracht, um einen Effekt zu machen, sonst wegen gar nichts."

„Nicht nur die Komödianten", sagte Constantin Marc, „fühlen das unwiderstehliche Bedürfnis, um jeden Preis die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Während voriges Jahr bei mir zu Hause in Saint-Bartholomé mit der Maschine gedroschen wurde, steckte ein dreizehnjähriges Kind seinen Arm in das Räderwerk; er wurde bis zur Schulter zermalmt. Der Arzt, der ihm das Glied abgenommen hatte, fragte es, beim Anlegen eines Verbandes, warum es sich so verstümmelt habe. Das Kind gestand, es habe es getan, damit man ihm Aufmerksamkeit schenke."

Inzwischen sah Nanteuil mit trockenen Augen und aufeinandergepreßten Lippen starr auf das schwarze Tuch, das den Sarg bedeckte, und wartete ungeduldig, bis es

genug Weihwasser, Kerzen und lateinische Gebete wären, damit der Tote gut und vergebungsvoll seiner Wege gehe. Sie hatte ihn vergangene Nacht wieder erblickt, und sie meinte, er sei wiedergekommen, weil die Priester noch nicht die Friedensworte über ihn gesprochen hatten. Dann dachte sie daran, daß auch sie eines Tages sterben und wie der Mensch dort in einen Sarg, unter ein schwarzes Tuch, werde gelegt werden; dabei erschauerte sie vor Furcht und schloß die Augen. Der Lebensgedanke war in ihr so mächtig, daß sie sich den Tod als ein grauenhaftes Leben vorstellte. Sie fürchtete zu sterben, und betete um ein langes Leben. Knieend, den Kopf geneigt, indes die üppig weiche Asche ihres leichten Haars ihr in die Stirn fiel, las sie, eine weihelose Büßerin, in ihrem Buch Worte, die sie nicht verstand, und die sie zuversichtlicher stimmten:

„Herr Jesus Christus, Ruhmeskönig, befreie die Seelen aller verstorbenen Gläubigen von den Höllenstrafen und den Tiefen des Abgrundes. Befreie sie aus dem Rachen des

Löwen. Die Hölle möge sie nicht verschlingen, und sie mögen nicht versinken in die Finsternisse; sondern Sankt Michael, der Fürst der Engel, möge sie geleiten zum heiligen Licht, das du Abraham versprochen hast und seiner Nachkommenschaft . . ."

Im Augenblick der Erhebung der Hostie durchdrang die Anwesenden ein undeutliches Gefühl, daß das Mysterium erhabener werde; sie hörten mit Privatunterhaltungen auf und gaben sich einigen Anschein von Sammlung. Und im Schweigen der Orgel, beim Klingeln des Glöckchens, das ein Kind schwang, beugten sich die Köpfe. Dann, nach dem letzten Evangelium, als der Priester, der das Amt beendet hatte, gefolgt von seinen Akolyten, beim Gesange des Libera an den Katafalk trat, da ging durch die Menge eine Bewegung der Erleichterung, und man stieß sich ein wenig, um vor dem Sarge vorbeizuziehen. Die Frauen, deren Frömmigkeit, Traurigkeit und Zerknirschung von ihrer Regungslosigkeit und ihrer knieenden Stellung abhing, wurden durch die Bewegung und die Be-

gegnungen beim Vorübermarsch sofort zu ihren gewohnten Gedanken zurückgeführt. Sie tauschten untereinander und mit den Männern ihre Berufsgespräche aus:

„Ranteuil", sagte Ellen Midi zu Falempin, „kommt ja zur Comédie-Française."

„Nicht möglich!"

„Das Engagement ist unterzeichnet."

„Wie hat sie das fertig gebracht? . . ."

„Sicher nicht mit Komödiespielen", antwortete Ellen und fing eine sehr anstößige Geschichte an.

„Gib acht", sagte Falempin, „sie ist hinter dir."

„Ich seh' sie ganz gut! 'ne Stirn hat sie, daß sie hergekommen ist; das muß man sagen."

Marie-Claire ließ in Durvilles Ohr eine außerordentliche Neuigkeit gleiten.

„Es heißt, er habe sich umgebracht. Das ist aber gar nicht wahr. Er hat sich durchaus nicht umgebracht. Das wird doch schon dadurch bewiesen, daß er kirchlich beerdigt wird."

„Nun dann?“ fragte Durville.

„Herr de Ligny hat ihn bei Ranteuil abgefaßt und hat ihn getötet.“

„Na aber!“

„Ganz gewiß, ich bin gut unterrichtet.“

Die Gespräche wurden lebhaft und vertraulich.

„Da sind Sie ja, Sie Lustgreis!“

„Die Einnahme sinkt schon.“

„Stella hat sich von siebzehn Deputierten empfehlen lassen, neun davon sind bei der Budgetkommission.“

„Ich hatte der Herschell doch gesagt: ‚Der kleine Bocquet ist nichts für Sie. Sie brauchen einen gesetzten Mann.‘“

Als die Bahre auf den Armen der Leichenträger unter dem Portal durchkam, senkten sich die köstlichen Strahlen der Wintersonne auf die Gesichter der Frauen und auf die Rosen des Sarges. Zu beiden Seiten des Vorhofes aufgestellt, suchten einige junge Leute von den Hochschulen nach den berühmten Gesichtern; die kleinen Arbeiterinnen der nahen Werkstätten hielten sich zu Zwei und

zwei umschlungen und bedachten die Toiletten der Schauspielerinnen. Und am Torpfeiler standen aufgepflanzt auf ihren wunden Füßen zwei Vagabunden, gewöhnt an das Leben unter der Weite des sanften oder rauhen Himmels, und langsam drehten sie stumpfe Blicke hin und her — indes ein Gymnasiast trunken die feurigen Haare betrachtete, die auf Fagettes Nacken ihre Flammen wanden.

Sie war vor den Türen stehen geblieben, zu oberst auf den Stufen, und plauderte mit Constantin Marc und einigen Journalisten:

„— Herr von Ligny? Der war ja ständig um mich her, lange bevor er Nanteuil kannte. Er sah mich ganze Stunden lang an, mit Augen voll Leidenschaft, und wagte mir nichts zu sagen. Ich empfing ihn gern, weil er sich sehr anständig benahm. Das muß man ihm lassen: er hat so vorzügliche Manieren. Er verhielt sich so zurückhaltend wie möglich. Schließlich erklärte er mir eines Tages, er sei wütend verliebt in mich. Ich

erwiderte ihm, daß ich, wenn er schon ernsthaft mit mir rede, es ebenso machen wolle; daß es mir wirklichen Kummer bereite, ihn in dem Zustand zu sehen; daß mir die Geschichte jedesmal, wenn sie mir zustoße, lebhaft gegen den Strich gehe; daß ich 'ne gesetzte Frau sei, daß ich mein Leben fertig eingerichtet habe und ihm nicht helfen könne. Er war in Verzweiflung. Er kündigte mir an, er gehe nach Konstantinopel, komme nicht mehr wieder. Er entschloß sich weder zum Bleiben noch zum Gehen. Er ward krank. Nanteuil, die glaubte, ich liebte ihn und wollte ihn behalten, gab sich alle mögliche Mühe, ihn mir wegzunehmen. Sie kam ihm auf unsinnige Weise entgegen. Ich fand sie zuweilen etwas lächerlich, aber wie Sie sich denken können, legte ich ihren Plänen kein Hindernis in den Weg. Herr von Ligny seinerseits — vielleicht wollte er mir Reue oder Ärger beibringen, was weiß ich, vielleicht hoffte er mich eifersüchtig zu machen — er erwiderte Nanteuils Entgegenkommen ganz deutlich. Auf die Art taten sie sich zusammen. Mir war es höchst

13*

angenehm. Nanteuil und ich sind die denkbar besten Freundinnen."

Frau Doulce schritt zwischen der Hecke von Neugierigen langsam die Stufen hinab und gönnte sich den schönen Wahn, die Menge murmeln zu hören: „Das ist die Doulce!"

Sie ergriff Nanteuil im Vorbeikommen, drückte sie an ihr Herz, und in einer schönen Regung christlicher Liebe hüllte sie sie in ihren Mantel, wobei sie unter Schluchzen sagte:

„Versuche zu beten, Kind, und nimm diese Medaille. Sie ist vom Papst gesegnet. Ein Dominikanerpater hat sie mir gegeben."

Frau Nanteuil, etwas außer Atem, aber in Verjüngung begriffen, seit sie wieder liebte, kam zuletzt heraus. Durville drückte ihr die Hand.

„Der arme Chevalier!" murmelte er.

„Er war keine schlechte Natur", erwiderte Frau Nanteuil. „Aber es fehlte ihm an Takt. Ein Mann von Welt bringt sich nicht in dieser Weise um. Der Mensch hatte keine Erziehung."

Der Leichenwagen setzte sich im riesen-

haften Schatten des Pantheon in Bewegung und fuhr die von Buchhandlungen eingefaßte Rue Soufflot hinab. Chevaliers Kollegen, die Beamten des Theaters, der Direktor, Doktor Sokrates, Constantin Marc, einige Journalisten und ein paar Neugierige folgten. Die Geistlichkeit und die Schauspielerinnen nahmen in den Wagen Platz. Trotz der entgegengesetzten Meinung der Frau Doulce folgte Nanteuil mit Fagette in einem gemieteten Coupé.

Das Wetter war schön. Hinter dem Leichenwagen ward vertraulich geplaudert.

„Der Friedhof liegt ja wohl am Ende der Welt!"

„Montparnasse? Höchstens dreißig Minuten."

„Du weißt doch, daß Nanteuil bei der Comédie-Française engagiert ist?"

„Haben wir heute Probe?" sagte Constantin Marc zu Romilly.

„Gewiß, um drei, im Foyer. Wir proben bis fünf Uhr. Heut' abend hab' ich zu spielen; morgen hab' ich zu spielen; Sonntag spiel' ich

in der Nachmittagsvorstellung und abends ...
Wir Schauspieler werden nie fertig, immer müssen wir von vorn anfangen, immer unsere Person einsetzen ..."

Der Dichter Adolphe Meunier legte ihm die Hand auf die Schulter:

„Geht's gut, Romilly?"

„Und Ihnen, Meunier? ... Immer den Stein des Sisyphus vor sich herschieben. Und das wäre noch nichts. Aber der Erfolg hängt nicht von uns allein ab. Wenn das Stück schlecht ist und durchfällt, dann bricht alles, was wir hineingesteckt haben, unsere Arbeit, unser Talent, ein Stück von unserem Leben mit ihm zusammen ... Was ich von solchen Einstürzen schon gesehen habe! Wie oft ist das Stück unter mir hingeschlagen wie 'ne Schindmähre, und hat mich auf die Erde geschmissen! Ah! wenn man nur für seine eigenen Fehler bestraft würde! ..."

„Mein lieber Romilly", entgegnete Meunier lebhaft, „glauben Sie, daß unser Glück, das Glück von uns Dramatikern, nicht ebensosehr von den Schauspielern abhängt wie von

uns selbst? Glauben Sie, daß sie niemals durch Unvorsichtigkeit oder Ungeschick ein Werk zu Boden werfen, das schon einen hohen Aufschwung nahm? Werden nicht auch wir, wie der Legionär Cäsars, von Verwirrung und Angst erfaßt bei dem Gedanken, daß unser Schicksal nicht durch unseren eigenen Wert sichergestellt wird, sondern von denen abhängt, die mit uns kämpfen?"

„So ist mal das Leben!" sagte Constantin Marc. „Bei jedem Unternehmen, immer und überall, zahlen wir für die Fehler der anderen."

„Das ist nur zu wahr", begann wieder Meunier, der gerade sein lyrisches Drama ‚Pandolph und Clarimunde' hatte durchfallen sehen. „Aber diese Unbill empört uns."

„Sie darf uns durchaus nicht empören", entgegnete Constantin Marc. „Es gibt ein geheiligtes Gesetz, das die Welt regiert, dem wir gehorchen müssen, das wir anbeten müssen, das ist die Ungerechtigkeit, die erhabene, die heilige Ungerechtigkeit. Sie wird überall gesegnet unter den Namen Glück,

Vermögen, Genie und Anmut. Es ist Schwäche, sie nicht unter ihrem wahren Namen anzuerkennen und zu verehren."

„Es ist wunderlich, was Sie da sagen!" versetzte der sanfte Meunier.

„Überlegen Sie's", sagte wieder Constantin Marc. „Auch Sie gehören zur Partei der Ungerechtigkeit, da Sie nach Ehren streben, und da Sie Ihre Mitbewerber gehörig niederhalten müssen — ein Wunsch, natürlich, ungerecht und legitim. Kennen Sie etwas Blöderes und Widerwärtigeres als die Leute, die wir nach Gerechtigkeit haben schreien hören? Die öffentliche Meinung, die doch nicht so sehr geistvoll ist, der gesunde Menschenverstand, der doch kein besonders hoher Verstand ist, haben gefühlt, daß sie wider die Natur, die Gesellschaft und das Leben waren."

„Gewiß," sagte Meunier, „aber Gerechtigkeit —"

„Gerechtigkeit ist nur der Traum von ein paar Dummköpfen. Ungerechtigkeit aber ist Gottes eigener Gedanke. Das Dogma von

der Erbsünde allein würde genügen, mich zum Christen zu machen, und das Dogma von der Gnade schließt in sich alle menschlichen und göttlichen Wahrheiten."

„Sie haben den Glauben?" fragte Romilly achtungsvoll.

„Ich habe den Glauben nicht, aber ich möchte ihn haben. Ich betrachte ihn als das wertvollste Gut, dessen man sich auf dieser Welt erfreuen kann. In Saint-Barthólomé gehe ich alle Sonn- und Festtage zur Messe, und ich hab' nicht ein einziges Mal den Pfarrer seine Predigt halten hören, ohne mir zu sagen: ‚Ich gäbe alles was ich habe, mein Haus, meine Felder, meine Wälder, wenn ich so dumm sein könnte wie das Lebewesen da.'"

Michel, der junge Maler mit dem mystischen Bart, sagte zu Roger, dem Dekorationsmaler:

„Der arme Chevalier hatte Einfälle. Aber gut waren sie nicht alle. Eines Abends betrat er strahlend und verklärt das Bierlokal, setzte sich zu uns, wand seinen alten Filz zwischen seinen langen, roten Fingern und rief: ‚Ich

hab' die wahre Manier entdeckt, Dramen zu spielen. Niemand hat bisher Dramen zu spielen verstanden, niemand, verstehen Sie!' Und er erzählte uns seine Entdeckung. „Ich komme aus der Abgeordnetenkammer. Man hatte mich das Amphitheater hinaufklettern lassen. Ich sah die Deputierten wie schwarze Insekten am Boden eines Brunnens herumwimmeln. Plötzlich steigt ein kleiner gedrungener Mann auf die Tribüne. Es sah aus, als trüg' er einen Kohlensack auf dem Rücken. Er sperrte die Ellenbogen auseinander und machte Fäuste. Er war komisch, das weiß Gott! Er hatte einen südfranzösischen Akzent und machte Sprachfehler. Er sprach von den Arbeitern, den Proletariern, der sozialen Gerechtigkeit. Es war prachtvoll; seine Stimme, seine Gebärde griffen einem ans Herz; der Saal wär' beinah' eingestürzt unter dem Beifall. Ich hab' nur gesagt: Was der macht, das werd' ich auf dem Theater machen, und zwar besser. Ich, ein Komiker, werde Dramenrollen spielen. Die großen Dramenrollen müssen, um die richtige

Wirkung zu erzeugen, von einem Komiker gespielt werden, aber von einem, der Seele hat.' Und der arme Bursche glaubte, es habe sich ihm eine neue Kunst offenbart. ‚Man soll sehen', sagte er."

An der Ecke des Boulevard Saint-Michel trat ein Journalist auf Meunier zu:

„Ist es wahr, daß Robert de Ligny rasend verliebt war in Fagette?"

„Wenn er sie liebt, tut er's jedenfalls noch nicht lange. Vor vierzehn Tagen hat er mich im Theater gefragt: ‚Wer ist die kleine Blonde?' Und dabei zeigte er auf Fagette."

„Ich weiß nicht", sagte der Gesellschaftsberichterstatter eines Abendblattes zum Gesellschaftsberichterstatter eines Morgenblattes, „woher unsere Sucht kommt, die Menschheit zu verleumden. Ich erstaune im Gegenteil über die Menge braver Leute, die ich entdecke. Man könnte auf den Gedanken kommen, daß die Menschen sich des Guten, das sie tun, schämen, und daß sie aus dem Versteck heraus aufopfernde, edle Handlungen begehen . . . Sind Sie nicht auch der Meinung?"

„Ich“, antwortete der Gesellschaftsberichterstatter eines Morgenblattes, „jedesmal, wenn ich eine Tür aus Versehen geöffnet habe, ich sag' es im eigentlichen und im bildlichen Sinn, hab' ich eine ungeahnte Schändlichkeit entdeckt. Wenn die Gesellschaft sich plötzlich wendete wie 'n Handtuch, und man die Innenseite sähe, würden wir alle vor Ekel und Schrecken in Ohnmacht fallen.“

„Seinerzeit“, sagte Roger zum Maler Michel, „hab' ich auf dem ‚Hügel‘ Chevaliers Onkel gekannt. Er war Photograph und kleidete sich wie ein Astrologe. Er war ein alter Narr, der immer dem einen Kunden das Bild des anderen schickte. Die Kunden reklamierten ... Aber nicht alle. Manche fanden sich sogar ähnlich.“

„Was ist aus ihm geworden?“

„Er hat falliert und sich aufgehängt.“

Auf dem Boulevard Saint-Michel benutzte Pradel, der neben Trublet ging, nochmals die Gelegenheit, sich über die Unsterblichkeit der Seele und das Geschick des Menschen nach dem Tode zu unterrichten. Er be-

kam nichts heraus, das ihm hinreichend positiv deuchte, und sagte immer wieder:

„Ich möcht' es wohl wissen."

Worauf Doktor Sokrates antwortete:

„Die Menschen sind zum Wissen nicht geschaffen; die Menschen sind zum Verstehen nicht geschaffen. Sie haben nicht, was dazu nötig ist. Ein Menschenhirn ist größer und an Windungen reicher als ein Gorillahirn, aber es besteht zwischen dem einen und dem anderen im Wesen kein Unterschied. Unsere höchsten Gedanken und unsere weitesten Systeme werden immer nur die prachtvolle Verlängerung der Ideen sein, die der Kopf der Affen enthält. Was wir über das Weltall mehr wissen als der Hund, macht uns Spaß und schmeichelt uns; aber an sich ist es wenig, und unsere Illusionen wachsen mit unseren Kenntnissen."

Aber Bradel hörte nicht mehr zu. Er sagte sich im Kopf die Rede vor, die er an Chevaliers Grabe halten sollte.

Als der Leichenzug nach den der Blumen beraubten Rasenstücken einbog, die die Avenue

de l'Observatoire bedecken, ließ der Tramwagen ihn voraus, aus Achtung vor dem Toten.

Trublet griff die Bemerkung auf.

„Die Menschen", sagte er, „achten den Tod, weil sie mit Recht der Meinung sind, daß, wenn das Sterben Achtung einträgt, jeder die Sicherheit hat, daß er wenigstens dadurch zu Achtung kommen wird."

Die Schauspieler unterhielten sich untereinander bewegt von Chevaliers Tod. Mysteriös, mit tiefer Stimme, enthüllte Durville das Drama:

„Es ist kein Selbstmord. Es ist ein Verbrechen aus Leidenschaft. Herr von Ligny hat Chevalier bei Nanteuil überrascht. Er hat sieben Revolverkugeln gegen ihn abgeschossen. Zwei Kugeln haben unseren unglücklichen Kollegen am Kopf und an der Brust getroffen, vier sind vorbeigegangen, und die fünfte hat Nanteuil unterhalb der linken Brust gestreift."

„Nanteuil ist verwundet?"

„Leicht."

„Man wird die Sache unterdrücken, und „Wird Herr von Ligny belangt werden?" das mit Recht. Aber ich bin genau unterrichtet."

Auch die Schauspielerinnen in den Wegen streuten verschiedene Gerüchte aus; die einen glaubten an einen Mord, die anderen an einen Selbstmord.

„Er hat sich mit dem Revolver in die Brust geschossen", versicherte Falempin. „Er war nur verwundet. Wenn man ihm zur rechten Zeit Hilfe geleistet hätte — der Arzt hat's gesagt —, er wäre gerettet worden. Aber sie haben ihn in seinem Blute auf dem Boden liegen lassen.

Und Frau Doulce sagte zu Ellen Midi:

„Mir ist's sehr oft vorgekommen, daß ich an ein Totenbett getreten bin. Dann knie ich nieder und bete. Sogleich fühle ich mich von einer himmlischen Heiterkeit durchdrungen."

„Sie haben Schwein", antwortete ihr Ellen Midi.

Am Ende der Rue Campagne-Première, auf den weiten, grauen Boulevards, empfan-

den alle die Länge des zurückgelegten Weges und die Traurigkeit des Punktes, durch den sie nun kamen. Sie fühlten, hinter diesem Sarg hatten sie die Grenzen des Lebens überschritten und waren nun bei den Toten. Zu ihrer Rechten erstreckten sich Steinmetzen und Grabkränzehandlungen, Auslagen von Blumentöpfen und das wohlfeile Mobiliar der Gräber, Blumenkästen aus Zink, Immortellenkränze aus Zement, Schutzengel aus Gips. Zu ihrer Linken sahen sie hinter der niederen Friedhofsmauer zwischen den nackten Lindenkronen die weißen Kreuze ragen, und überall atmeten sie in dem bleichen Staub den Tod, den regelrechten, von Stadt und Staat verwalteten und durch die Pietät der Familien dürftig verhübschten.

Zwischen den beiden schweren, von geflügelten Sanduhren überragten Steinpfeilern zogen sie hindurch. Der Leichenwagen rückte langsam vor auf dem Sande, der schrie in der Stille. Er schien, inmitten der Häuser der Toten, doppelt so hoch geworden. Die Leute im Zuge lasen auf den Gräbern die be-

rühmten Namen oder betrachteten die Statur eines mit einem Buch in der Hand sitzenden jungen Mädchens. Der alte Maury entzifferte auf den Grabschriften das Alter der Verstorbenen. Die kurzen Lebensläufe und mehr noch die mittleren betrübten ihn wie eine schlimme Vorbedeutung. Wenn er aber auf Tote stieß, die durch hohes Alter ein gutes Beispiel gaben, dann schöpfte er daraus mit Freuden die Hoffnung und Wahrscheinlichkeit eines langen Lebensrestes.

Der Leichenwagen blieb inmitten eines Seitenweges stehen. Die Geistlichkeit und die Frauen stiegen aus. Delage fing aus der Höhe des Trittbrettes die gute Frau Ravaud in seinen Armen auf, die etwas schwerfällig ward, und plötzlich, halb im Scherz, halb im Ernst, stellte er ihr Anträge. Sie war nicht mehr jung; sie hatte ein halbes Jahrhundert Theater hinter sich. Delage mit seinen fünfundzwanzig Jahren fand sie grauslich alt. Und, indes er ihr immerfort ins Ohr flüsterte, gab er sich selbst einen Stoß, setzte sich die Sache in den Kopf, fing an, es ehrlich zu

meinen, begehrte sie wirklich, aus perverser Neugier, aus Lust daran, etwas Außerordentliches zu tun, und weil er sicher war, er werde es können, vielleicht aus Berufssinn, als hübscher Bursche, und endlich, weil er, der erst verlangt hatte, was er nicht wollte, nun anfing zu wollen, was er verlangt hatte. Frau Ravaud entwischte, empört und geschmeichelt.

Und der Sarg ging auf Männerarmen durch einen engen, von Zwergzypressen eingefaßten Weg, unter Gebetgesumm:

„In paradisum deducant te Angeli, in tuo adventu suscipiant te Martyres et perducant te in civitatem sanctam Jerusalem, Chorus Angelorum te suscipiat et cum Lazaro, quodam paupere, aeternam habeas requiem."

Bald gab es keinen gebahnten Weg mehr. Hinter dem bebenden Sarg, dem Priester und den Chorknaben, mußte man sich zerstreuen, über liegende Steine wegsteigen und zwischen Grabsteinen und Obelisken hindurchschlüpfen. Man verlor den Toten und fand ihn wieder. Nanteuil setzte Eifer daran, ihn zu verfolgen, unruhig, stoßweise, mit ihrem Buch in der

Hand, und dabei machte sie ihren Rock los, der sich an Gittern festhalte, und streifte die trockenen Kränze, die auf ihrem Kleid Immortellenköpfe hinterließen. Endlich rochen die zuerst Angelangten den scharfen Duft der frischen Erde, und sahen von der Höhe der benachbarten Grabsteine die Grube, in die der Sarg hinabgelassen ward.

Die Schauspieler hatten die Kosten des Begräbnisses reichlich bestritten; sie hatten sich zusammengetan, um ihrem Kollegen soviel Erde zu kaufen, als er brauchte, zwei Meter, mit einer Konzession für fünf Jahre. Romilly hatte im Namen der Mitglieder des Odeon, bei der Verwaltung 300 Franken, genauer 301 Franken 80 Centimes, eingezahlt. Er hatte sogar den Plan für ein Denkmal gezeichnet, eine abgebrochene Säule, an der komische Masken hingen. Aber in dieser Beziehung hatte man noch keine Entscheidung getroffen.

Der zelebrierende Geistliche segnete die Grube. Und der Priester und die Knaben murmelten abwechselnd:

14*

„Requiem aeternam dona ei, Domine.“

„Et lux perpetua luceat ei.“

„Requiescat in pace.“

„Amen.“

„Anima eius et animae omnium fidelium defunctorum, per misericordiam Dei, requiescant in pace.“

„Amen.“

„De profundis . . .“

Jeder kam und sprengte Weihwasser auf den Sarg. Ranteuil überwachte alles, die Gebete, die Schaufeln Erde, die Besprengungen; dann kniete sie abseits auf eine Grabecke und sagte mit Inbrunst her: „Vater unser, der du bist im Himmel . . .“

Pradel stand am Rand der Grube und sprach. Er verwahrte sich dagegen, als wollte er eine Rede halten. Aber das Odeontheater könne nicht ohne Worte des Abschieds einen von allen geliebten jungen Künstler scheiden lassen.

„Ich will somit im Namen der großen, herzlich verbundenen Schauspielerfamilien die Worte sprechen, die in allen Herzen sind . . .“

In fachmäßigen Haltungen um den Redner gruppiert, hörten die Schauspieler mit tiefer Kundigkeit zu. Sie waren beim Zuhören in Tätigkeit, sie hörten mit dem Ohr, mit dem Mund, mit dem Auge zu, mit den Armen, den Beinen. Sie hörten jeder in seiner Weise zu, mit Adel, Naivität, Schmerz oder Empörung, je nach ihrem Fach.

Nein, der Direktor des Theaters würde nicht ohne ein Wort des Abschieds den tapferen Schauspieler scheiden lassen, der in seiner nur zu kurzen Laufbahn mehr als Hoffnungen erweckt hatte.

„Chevalier, ungestüm, ungleich, unruhigen Geistes, teilte seinen Schöpfungen einen eigenartigen Charakter mit, eine Physiognomie, durch die sie sich von anderen unterschieden. Vor ganz wenigen Tagen, ich könnte sagen: vor ganz wenigen Stunden haben wir ihn in einer Episodenfigur ein machtvolles Relief aufdrücken gesehen. Der illustre Autor des Stückes war betroffen dadurch. Chevalier war dicht am Erfolg. In ihm brannte das heilige Feuer. Man hat

sich nach der Ursache seines so entsetzlichen Endes gefragt. Suchen Sie nicht. Chevalier starb an seiner Kunst: am Fieber der dramatischen Kunst. Er starb verzehrt von der Flamme, die uns alle langsam aufzehrt. Ach, das Theater, von dem das Publikum nur das Lächeln und Tränen, süß wie Lächeln, sieht, ist ein eifersüchtiger Herr, der von seinen Dienern unbedingte Hingabe und die schmerzlichsten Verzichte heischt, und der manchmal Menschenopfer verlangt. Leb wohl, Chevalier, im Namen aller deiner Kameraden, Leb wohl!"

Die Schnupftücher trockneten die Tränen. Die Schauspieler weinten aufrichtig; sie weinten über sich.

Als sich alle verlaufen hatten, überschaute Doktor Trublet, der mit Constantin Marc allein noch auf dem Friedhof war, die Menge der Gräber.

„Sie erinnern sich wohl", sagte er, „eines Gedankens von August Comte: ‚Die Menschheit besteht aus Toten und Lebenden. Die Toten sind bei weitem zahlreicher.'? Gewiß,

die Toten sind bei weitem zahlreicher. Durch ihre Menge und die Größe der geleisteten Arbeit sind sie die mächtigeren. Sie allein regieren; wir gehorchen ihnen. Unsere Herren liegen unter diesen Steinen. Hier ist der Gesetzgeber, der das Gesetz gemacht hat, dem ich heute unterstehe, der Baumeister, der mein Haus gebaut hat, der Dichter, der die Truggestalten schuf, die mich noch verwirren, der Redner, der uns schon vor unserer Geburt überredete. Hier sind all die Werkmeister unserer wahren oder falschen Kenntnisse, unserer Vernunft und unserer Narrheiten. Da sind sie, die unbeugsamen Vorgesetzten, denen niemand den Gehorsam weigert. In ihnen ist die Kraft, die Folge und die Dauer ... Was bedeutet ein Geschlecht Lebender im Vergleich mit den zahllosen Geschlechtern der Toten? Was bedeutet unser Eintagswille vor ihrem tausendmal hundertjährigen? Uns empören gegen sie, können wir's denn? Wir haben nicht einmal Zeit genug, ihnen ungehorsam zu werden!"

„Endlich kommen Sie darauf, Doktor Sokrates!" rief Constantin Marc; „Sie verzichten auf den Fortschritt, auf die neue Gerechtigkeit, auf den Weltfrieden, auf die Gedankenfreiheit, Sie unterwerfen sich der Tradition . . . Sie geben Ihre Zustimmung zu dem alten Irrtum, zu der guten Unwissenheit, zu der ehrwürdigen Ungerechtigkeit unserer Väter. Sie kehren zur französischen Tradition heim, Sie unterwerfen sich der althergebrachten Übung, der Autorität der Vorfahren."

„Woher kriegen Sie die Übung und die Tradition?" fragte Trublet; „woher kriegen Sie die Autorität? Es gibt unversöhnliche Traditionen, verschiedene Übungen, entgegengesetzte Autoritäten. Die Toten legen uns nicht einen bestimmten Willen auf. Sie unterwerfen uns vielen widersprechenden Willen. Die auf uns lastenden Meinungen der Vergangenheit sind ungewiß und wirr. Sie erdrücken uns, und dabei zerstören sie einander. All diese Toten haben wie wir in Wirrnis und Widerspruch gelebt. Zu seiner

Zeit hat jeder auf seine Weise, in Haß oder in Liebe, den Traum des Lebens geträumt. Träumen nun wir ihn, mit Wohlwollen und Freude womöglich, und gehen wir zum Frühstück. Ich werde Sie zu einer kleinen Kneipe in der Rue Vavier führen, zu Clémence, die nur ein Gericht kocht, aber ein wunderbares Gericht: den Cassoulet von Castelnaudary, nicht zu verwechseln mit dem Cassoulet, wie er in Carcassonne gemacht wird, der ein gewöhnlicher Hammelschlegel mit Bohnen ist. Der Cassoulet von Castelnaudary enthält gebeizte Gänseschlegel, vorher abgesottene Bohnen, Speck und ein Würstl. Wenn er gut sein soll, muß er lange auf langsamem Feuer gekocht haben. Clémences Cassoulet kocht seit zwanzig Jahren. Sie gibt in die Pfanne bald wieder Gans oder Speck dazu, bald eine Wurst oder Bohnen, aber es ist immer derselbe Cassoulet. Die Grundlage bleibt; und diese altertümliche, kostbare Grundlage gibt dem Gericht das Aroma, das man in den Bildern der alten venezianischen Meister auf dem bern-

fleinschimmernden Fleisch der Frauen findet. Kommen Sie, Sie sollen ihn probieren, den Cassoulet der Clémence."

XI.

Nachdem sie ihr Gebet verrichtet hatte, sprang Nanteuil, ohne Pradels Rede anzuhören, in einen Wagen, um zu Robert de Ligny zu fahren, der vor dem Bahnhof Montparnasse auf sie wartete. Inmitten der Vorübergehenden gaben sie sich die Hand und sahen sich sprachlos an. Fester als je fühlten sie sich miteinander verbunden. Robert liebte sie.

Er liebte sie, ohne es zu wissen. Sie war für ihn, wie er glaubte, nur ein Vergnügen in der unendlichen Reihe der möglichen Vergnügungen. Aber das Vergnügen hatte für ihn Felicies Gestalt angenommen, und wenn er über die zahllosen Frauen, die er sich in der weiten Folge seines erst jüngst begonnenen Lebens versprach, genauer nachgedacht hätte, würde er erkannt haben, daß es jetzt lauter Felicies waren. Er hätte

wenigstens bemerkt, daß er, ohne die Absicht, ihr treu zu sein, gar nicht daran dachte, sie zu betrügen, und daß er, seit sie sich ihm gegeben hatte, keine andere begehrt hatte. Er bemerkte es nicht.

Diesmal jedoch, wie er sie auf diesem bewegten, alltäglichen Platz sah, nicht mehr im luftatmenden Schatten der Nacht, noch unter jenen kosenden Lichtern des Alkovens, die ihrer nackten Form das köstlich Ungewisse einer Milchstraße verliehen, sondern beim harten Schein eines alles überschwemmenden Tages, in den peinlichen Helligkeiten einer ruhm- und schattenlosen Sonne, die unter dem Schleier die von Tränen versengten Lider verriet, die perlmutterblassen Wangen und die zerknitterten Lippen, da fühlte er, er finde an diesem Fleisch ein Gefallen, geheimnisvoll und tief.

Er fragte sie nach nichts. Sie sagten sich zärtliche Worte. Und da sie großen Hunger hatte, führte er sie zum Frühstück in ein bekanntes Restaurant, dessen Name in goldenen Lettern an einem der alten Häuser des

Platzes glänzte. Sie ließen sich in einem Wintergarten auftragen, wo Felsen, ein Wasserbecken und ein Baum von grün umrankten Spiegeln vervielfältigt wurden. Vor dem weißen Tischtuch, beim Durchgehen der Speisekarte, plauderten sie mit mehr Sichgehenlassen als bisher. Er sagte ihr, daß die Erregungen und Scherereien der letzten drei Tage ihn nervös gemacht hätten, aber jetzt denke er nicht mehr daran, und es wäre albern, sich um die Geschichte noch zu kümmern. Sie sprach ihm von ihrer Gesundheit, klagte, sie schlafe nicht oder höchstens schlecht, und habe auch Träume. Aber was sie sah in ihren Träumen, sagte sie nicht, und vermied es, von dem Toten zu reden. Er fragte sie, ob sie nicht einen anstrengenden Vormittag gehabt habe, und warum sie bis zum Friedhof mitgegangen sei, was keinen Zweck habe.

Nicht imstande, ihm die Tiefen ihrer den Riten, den Sühnopfern und den Beschwörungen unterworfenen Seele zu erklären, schüttelte sie den Kopf wie um zu sagen: „Ging nicht anders“

Indes an den Nachbartischen die Gäste ihre Mahlzeiten beendeten, plauderten sie, bis sie bedient wurden, lange, und beide mit gesenkter Stimme.

Robert hatte sich zugesagt, er hatte sich geschworen, Felicie nie vorzuwerfen, daß sie Chevalier zum Liebhaber gehabt habe, oder darüber auch nur eine einzige Frage an sie zu richten. Und doch, infolge eines dumpfen Grolles, infolge einer wieder aufsteigenden Übellaunigkeit, infolge natürlicher Neugier, und auch weil er sie zu sehr liebte, um an sich zu halten, sagte er mit einer Stimme, die bitter klang:

„Früher warst du mit dem zusammen."

Sie schwieg und leugnete nicht. Nicht daß sie fühlte, es sei nun unnötig, zu lügen. Im Gegenteil, sie war gewohnt, das Blaue vom Himmel zu leugnen, und sicher hatte sie zu viel Sinn für die Natur der Männer, um nicht zu wissen, daß es in der Liebe keine noch so grobe Lüge gibt, die sie nicht glauben könnten, wenn sie Lust haben. Aber gegen ihre Natur und Gewohnheit log sie diesmal

nicht. Sie fürchtete, den Toten zu beleidigen. Sie meinte, ihn verleugnen, hieße ihm Unrecht tun, ihm sein Teil abknappen, ihn reizen. Sie schwieg und fürchtete dabei, sie werde ihn kommen sehen und sich auf den Tisch stützen mit seinem stehenden Lachen und seinem durchlöcherten Kopf, und sie werde ihn mit seiner klagenden Stimme sagen hören: „Felicie, du hast unser kleines Zimmer in der Märtyrerstraße doch nicht vergessen! . . .“

Was er seit seinem Tode für sie geworden war, das hätte sie nicht sagen können, so sehr war er außerhalb dessen, was sie glaubte, und ihrer Vernunft entgegen, und so alt, lächerlich und ausrangiert deuchten ihr die Worte, die es ausgedrückt hätten. Aber aus etwas von fernher Ererbtem oder vielmehr aus einigen in ihrer Kindheit vernommenen Erzählungen schöpfte sie die wirre Empfindung, als sei er unter der Zahl jener Toten, die ehemals die Lebenden quälten und die Priester exorzisierten: denn beim Gedanken an ihn begann sie instinktiv das Zeichen des Kreuzes zu

machen und brach es nur ab, um nicht lächerlich auszusehen.

Wie Ligny sie traurig und verstört sah, warf er sich seine harten, zwecklosen Worte vor, und im selben Augenblicke, wo er sie sich vorwarf, fügte er ebenso harte und zwecklose hinzu:

„Du hattest mir doch gesagt, es sei nicht wahr!"

Sie antwortete mit Inbrunst:

„Ich wollte, siehst du, es sollte nicht wahr sein."

Sie setzte hinzu:

„Ach! Liebling du, seit ich dein bin, das kann ich dir versichern, da hab' ich keinem anderen gehört. Ich hab' kein Verdienst dabei: mir wär's unmöglich."

Wie die jungen Tiere, brauchte sie Munterkeit. Der Wein, der wie flüssiger Bernstein in ihrem Glase blinkte, war eine Lust für ihre Augen, und mit sinnlichem Behagen netzte sie sich mit ihm die Zunge. Sie bekundete Interesse für die aufgetragenen Gerichte, besonders für die Kartoffelbälle, die goldenen Ampeln

glichen. Dann beobachtete sie die Esser an den Tischen im Saal und machte sich über sie lustig; sie legte ihnen, auf ihr Gesicht hin, lächerliche Gefühle oder groteske Leidenschaften bei. Sie bemerkte die übelwollenden Blicke, die ihr die Frauen zuwarfen, und die Anstrengungen, die die Männer machten, um ihr schön und ansehnlich vorzukommen. Und sie stellte eine allgemeine Überlegung an:

„Robert, hast du bemerkt, daß die Leute nie natürlich sind! Sie sagen nie etwas, weil sie's denken. Sie sagen es, weil sie glauben, grad das müßte man sagen. Wegen der Gewohnheit sind sie furchtbar langweilig. Und es ist äußerst selten, daß man einen natürlichen Menschen findet. Du, du bist natürlich."

„Poseur glaub' ich allerdings nicht zu sein."

„Du posierst grad wie die anderen. Aber du posierst in deinem Genre. Ich seh ganz gut, wenn du mich verblüffen willst . . ."

Sie sprach ihm von sich selbst, und durch ihren unwillkürlichen Gedankengang zum Drama von Neuilly zurückgeführt, fragte sie:

„Deine Mutter hat dir nichts gesagt?"

„Nein."

„Sie muß es aber doch erfahren haben ..."

„Wahrscheinlich."

„Stehst du dich gut mit ihr?"

„Jawohl."

„Sie soll noch sehr schön sein, deine Mutter. Ist das wahr?"

Er antwortete nicht und suchte das Gespräch abzulenken. Er mochte nicht, daß Felicie ihm von seiner Mutter sprach oder sich um seine Familie bekümmerte. Herr und Frau von Ligny genossen das höchste Ansehen in der Pariser Gesellschaft. Herr von Ligny, Diplomat von Herkunft und Beruf, war an sich sehr achtbar. Er war es sogar schon vor seiner Geburt gewesen, dank der diplomatischen Dienste, die seine Vorfahren Frankreich geleistet hatten. Sein Urgroßvater hatte die Abtretung von Pondichéry an England unterzeichnet. Frau von Ligny lebte mit ihrem Mann ganz vorschriftsmäßig. Aber ohne irgendwelches Vermögen machte sie ein großes Haus, und ihre Toiletten waren einer von

Frankreichs letzten Ruhmestiteln. Zu ihrem vertrauten Verkehr gehörte ein ehemaliger Botschafter. Der Greis, sein Alter, seine Stellung, seine Meinungen, seine Titel, sein großes Vermögen machten dieses Verhältnis achtbar. Frau von Ligny hielt sich die Damen der Republik vom Leibe und gab ihnen, wenn's ihr gefiel, Anstandslehren. Sie hatte von der Meinung der feinen Welt nichts zu fürchten. Robert wußte, daß die Leute der Gesellschaft ihr Achtung zollten. Aber er fürchtete immer, Felicie möchte, wenn sie von ihr sprach, es nicht mit aller nötigen Zurückhaltung tun. Er hatte Angst, da sie nicht zur Gesellschaft gehörte, könnte sie sagen, was man nicht sagen durfte. Er irrte sich: Felicie kannte Frau von Lignys Privatleben nicht; und wenn sie es gekannt hätte, würde sie es nicht mißbilligt haben. Die Dame flößte ihr naive Neugier ein und mit Furcht gemischte Bewunderung. Wenn ihr Geliebter mit ihr von seiner Mutter nicht reden wollte, sah sie darin Adelshochmut und sogar ein Zeichen der Nichtachtung, die ihren Stolz als freies Mädchen und Plebe-

jerin empörten. Sie sagte scharf: „Ich kann doch wohl zu dir von deiner Mutter reden.“ Das erste Mal hatte sie hinzugefügt: „Meine ist noch ebenso gut.“ Aber sie hatte bemerkt, daß das gewöhnlich sei, und sagte es nicht mehr.

Jetzt war der Saal leer.

Sie sah nach der Uhr und fand, daß es drei war.

„Ich muß laufen. Heut nachmittag ist Probe vom ‚Gitter‘. Constantin Marc muß schon im Theater sein . . . Das ist auch 'n komischer Kerl. Er erzählt, im Vivarais schmeißt er alle Weiber um. Und dabei ist er so schüchtern, daß er mit Fagette und Falempin nicht mal zu sprechen wagt. Vor mir ist er bange. Das macht mir Spaß.“

Sie war so müde, daß sie nicht den Mut zum Aufstehen hatte.

„Es ist merkwürdig! Überall heißt es, ich sei im Théâtre Français engagiert. Es ist gar nicht wahr. Es ist nicht mal die Rede davon... Das ist gewiß, daß ich nicht in alle Ewigkeit bleiben kann, wo ich bin. Auf die

15*

Dauer würde man da drinnen ganz dumm werden. Aber eilen tut's nicht. Ich hab' im ‚Gitter' eine große Rolle zu kreieren. Nachher kann man zusehen. Was ich verlange für mein Teil, das ist Komödie spielen. Ich hab' nicht Lust ins Français einzutreten, um dort nichts zu tun."

Plötzlich starrte sie mit grauenerfüllten Augen gradaus, warf sich zurück, erblaßte und stieß einen gellen Schrei aus. Dann gingen ihre Lider heftig auf und nieder, und sie murmelte, sie erstické.

Robert öffnete ihr das Korsage und befeuchtete ihr die Schläfen mit etwas Wasser.

Sie sagte:

„Ein Priester! Ich hab' einen Priester gesehen ... Er war im Chorhemd ... Seine Lippen bewegten sich und gaben keinen Laut von sich ... Er hat mich angesehen."

Er suchte sie zu beruhigen:

„Aber Liebling, wie soll denn ein Priester, ein Priester im Chorhemd, durch das Restaurant kommen."

Sie hörte folgsam und ließ sich überreden.

„Du hast recht, du hast recht, ich weiß ja."

Sehr rasch verflüchtigten sich in ihrem Köpfchen die Trugbilder. Sie war zweihundertdreißig Jahre nach dem Tode Descartes' geboren, von dem sie nie hatte reden hören, und der sie dennoch den Gebrauch der Vernunft gelehrt hatte, wie Doktor Sokrates gesagt hätte.

* * *

Um sechs Uhr empfing Robert sie, als sie aus der Probe kam, unter den Arkaden und fuhr mit ihr im Wagen fort.

Sie fragte:

„Wohin fahren wir?"

Er zögerte etwas.

„Du willst wohl nicht wieder da draußen in unser Haus?"

Sie entsetzte sich:

„Ah! nein, bitte sehr! Niemals!"

Er antwortete, das habe er sich gedacht, und er werde etwas anderes suchen: eine kleine Parterrewohnung in Paris; inzwischen und für heute wollten sie sich mit einer Unterkunft begnügen, wie sie sie eben fänden.

Sie sah ihn an, mit starren, schweren Augen, zog ihn heftig an sich und versengte ihm Ohr und Hals mit dem Hauch ihrer Begierde. Dann lösten ihre Arme sich ab, sie sank kraftlos und traurig neben ihn zurück.

Als die Droschke hielt:

„Du wirst mir nicht bös sein, nicht, Robert, wegen dessen, was ich dir jetzt sag': heute nicht . . . morgen . . ."

Sie hatte es nötig gefunden, dem eifersüchtigen Toten dies Opfer zu bringen.

XII.

Tags darauf führte er sie in ein möbliertes Zimmer; er hatte ein gewöhnliches aber freundliches ausgesucht, im ersten Stock eines Hauses, das auf die Anlagen hinausging, nahe bei der Bibliothek. Mitten in den Anlagen erhob sich, gestützt von kräftigen Nymphen, die Schale eines Brunnens. Die von Lorbeer und kleinen Rüstern eingehegten Wege waren menschenleer, und von dem wenig besuchten Platz aus hörte man das riesenhafte und beruhigende Gemurmel der

Stadt. Die Probe war sehr spät ausgewesen. Als sie das Zimmer betraten, begann die Nacht, die in dieser Zeit der Schneeschmelze schon langsamer kam, die Tapeten zu verdüstern. Die großen Spiegel am Schrank und Kamin füllten sich mit ungewissen Lichtern und mit Schatten.

Sie zog ihre Pelzjacke aus, ging ans Fenster, sah zwischen den Vorhängen hindurch und sagte:

„Robert, die Stufen der Freitreppe sind naß."

Er erwiderte, eine Freitreppe sei gar nicht da, sondern das Trottoir und der Fahrdamm, dann wieder ein Trottoir und das Gitter der Anlagen.

„Du bist ja Pariserin, du kennst doch den Platz. In der Mitte, zwischen den Bäumen, steht ein Monumentalbrunnen mit Riesenweibern, die keine so hübschen Brüste haben wie du."

In seiner Ungeduld half er ihr, ihr Tuchkleid aufzumachen. Aber er fand die Spangen nicht und kratzte sich an den Nadeln.

Er sagte:

„Ich bin ungeschickt."

Sie erwiderte lachend:

„Das ist gewiß, daß du nicht so geschickt bist wie Frau Michon! . . . Es ist nicht so sehr Ungeschicklichkeit, aber du bist bange, daß du dich stichst. Die Männer sind feige. Während die Frauen, die müssen sich wohl daran gewöhnen, was auszuhalten . . . 's ist auch wahr! 'ne Frau, der tut fast immer was weh."

Er bemerkte nicht, daß sie blaß war, mit einem Schattenkreis um die Augen. Er begehrte sie zu sehr und sah sie nicht mehr:

Er sagte:

„Sie empfinden den Schmerz stark, sie empfinden aber auch die Lust stark . . . Kennst du Claude Bernard?"

„Nein!"

„Das war ein großer Gelehrter. Er hat gesagt, er zögere nicht, der Frau die Vorherrschaft auf dem Gebiet der physischen und moralischen Sensibilität zuzuerkennen."

Nanteuil, ihr Korsett aufknüpfend:

„Wenn er damit hat sagen wollen, daß die Frauen alle was fühlen, dann ist er 'n großer Schafskopf. Man hätt' ihm Fagette ins Haus schicken sollen, dann hätt' er sehen können, ob es leicht ist, aus ihr irgend was 'rauszukriegen auf dem Gebiet — wie nennt er das? — der physischen und moralischen Sensibilität."

Und mit sehr sanftem Stolz fügte sie hinzu:

„Das mußt du nur wissen, mein Robert, Frauen wie ich, gibt's nicht haufenweis."

Wie er sie in seine Arme zog, machte sie sich los:

„Du hältst mich auf."

„Dann, sitzend und über sich selbst gebeugt, um sich die Schuhe aufzubinden:

„Weißt du was? Doktor Sokrates hat mir neulich erzählt, daß er 'ne Erscheinung gehabt hat. Er hat einen Eseltreiber gesehen, der ein kleines Mädchen ermordet hatte. Heut nacht hab' ich von der Geschichte geträumt, nur wußte ich im Traum niemals, ob der Eseltreiber ein Mann oder eine Frau sei. Was das für'n wüster Traum war! . . . Da

wir vom Doktor Sokrates reden, rat' mal, von wem er der Liebhaber ist ... Von der Dame, die die Leihbibliothek in der Rue Mazarine hat. Sie ist nicht mehr ganz jung, aber sehr gescheit. Glaubst du, daß er sie betrügt? ... Ich zieh' die Strümpfe aus, das geht besser."

Sie erzählte ihm eine Theatergeschichte:

„Ich glaub' entschieden, ich bleib' nicht lang im Odeon."

„Warum?"

„Gleich sollst du's sehen. Heut' vor der Probe hat Pradel zu mir gesagt: ‚Meine kleine Nanteuil, wir haben nie was miteinander gehabt. Es ist doch lächerlich ...' Er ist sehr nett gewesen, aber er hat mir zu verstehen gegeben, daß wir einer zum anderen in einer schiefen Lage seien, die nicht immer so wieter dauern könne ... Denn weiß du, Pradel betreibt die Sache nach der Regel. Früher suchte er sich unter seinen weiblichen Mitgliedern welche aus. Er hatte seine Günstlinge, aber da wurde geschimpft. Der guten Verwaltung des Theaters wegen nimmt er sie

jetzt alle, selbst die, die ihm nicht gefallen, selbst die, die ihm zuwider sind. Günstlinge gibt's nicht mehr. Alles geht glatt. Ah! der Mann ist ein wirklicher Direktor!"

Da Robert im Bett zuhörte und nichts sagte, ging sie hin und schüttelte ihn:

„Dir wär's wohl gleich, wenn ich mit Prabel was anfinge?"

„Nein, mein Liebling, das wäre mir gar nicht gleich. Aber was ich dazu sagen würde, das würde ihn nicht abhalten."

Über ihn gebeugt, erteilte sie ihm, in Form von Drohungen und Strafe, feurige Liebkosungen, und sie rief ihm zu:

„Liebst du mich denn nicht, daß du nicht eifersüchtig bist? Ich will, du sollst eifersüchtig sein."

Dann, ganz plötzlich, trat sie von ihm weg, und indes sie auf ihrer linken Schulter das Hemd zurückhielt, das bis unter die rechte Brust geglitten war, säumte sie vor dem Toilettentisch und fragte beunruhigt:

„Robert, hast du auch nichts aus dem anderen Zimmer hierher gebracht?"

„Nichts."

Da glitt sie, sanft, furchtsam, ins Bett. Aber kaum war sie darin ausgestreckt, stützte sie sich ins Kopfkissen und mit gestrecktem Hals, den Mund halb offen, horchte sie. Es schien ihr, sie höre das leichte Geräusch von Schritten im Sande, das sie in dem Hause am Boulevard de Villiers gehört hatte. Sie lief ans Fenster, erblickte den Judasbaum, den Rasen, das Gitter. Sie wußte, was sie noch weiter sehen werde, und wollte den Kopf in den Händen verstecken. Aber sie konnte die Arme nicht aufheben, und Chevaliers Gesicht tauchte vor ihr auf.

XIII.

Sie kam mit einem hitzigen Fieber nach Haus zurück. Robert speiste in seiner Familie und erstieg wieder seine Speicherwohnung. In dem Zustand, worin Nanteuil ihn zurückgelassen hatte, war er geärgert und sehr schlechter Laune.

Sein Hemd und sein Frack, vom Kammerdiener aufs Bett ausgebreitet, sahen aus, als

erwarteten sie ihn in häuslicher, dienstbereiter Haltung. Er begann sich anzukleiden mit einer Lebhaftigkeit, worin etwas Wut war. Er hatte es eilig, wegzukommen. Er öffnete sein ovales Fenster, hörte dem Lärm der Stadt zu und sah über den Dächern den Schein, den Paris in den Himmel warf. Er atmete all das Liebesfleisch ein, das während dieser Winternacht in den Theatern und den vornehmen Restaurants, den Café-Konzerten und den Bars zusammengepfercht war.

Aus Gereiztheit, weil Felicie seine Begierde enttäuscht hatte, war er entschlossen, sich anderweitig zu befriedigen, und da es ihn nirgends besonders hinzog, glaubte er sich nur in der Wahl behindert; aber bald merkte er, daß er zu gar keiner der Frauen Lust hatte, die er kannte, und daß er nicht einmal zu den Unbekannten Lust hatte. Er schloß das Fenster und setzte sich vors Feuer.

Es war ein Koksfeuer: Frau von Ligny, die Mäntel zu 25 000 Franken trug, sparte an Essen und Feuerung. Sie litt nicht, daß in den Schlafzimmern Holz gebrannt wurde.

Er dachte über seine Verhältnisse nach, um die er sich bisher wenig gekümmert hatte, an die Laufbahn, in die er eingetreten war und die er dunkel vor sich liegen sah. Der Minister war mit seiner Familie sehr befreundet. Er war ein Gebirgler aus den Cevennen, genährt mit Kastanien, und seine Augen blinkten geblendet vor den blumengeschmückten Tafeln. Zu schlau jedoch und zu geschickt, um sich nicht über die alte Aristokratie, die ihn bei sich empfing, die Überlegenheit harter Willensäußerungen und hochmütiger Verweigerungen vorzubehalten. Vigny kannte ihn und erwartete keine Gunst von ihm. Darin war er scharfsichtiger als seine Mutter; denn die traute sich einige Macht zu über den kleinen schwarzen, behaarten Mann, den sie jeden Donnerstag vom Salon bis zu Tisch in ihre herrischen Röcke tauchte. Er hielt ihn für unverbindlich. Und dann lag zwischen ihnen etwas vor. Robert hatte das Pech gehabt, seinem Minister im nahen Verhältnis zu einer Person vorauszugehen, die dieser bis zur Albernheit liebte, der Frau von Neuilles, einer galanten Frau.

Und er glaubte zu sehen, daß der kleine behaarte Mann etwas ahnte und ihn schief ansah. Schließlich hatte er sich am Quai d'Orsay auch die Meinung gebildet, daß die Minister niemals viel können noch wollen. Aber er übertrieb sich das nicht und hielt es für sehr wohl möglich, sich dem Kabinett zuteilen zu lassen. Bisher war dies sein Wunsch gewesen. Er legte großen Wert darauf, Paris nicht zu verlassen. Dagegen hätte seine Mutter vorgezogen, daß er nach dem Haag ginge, wo ein dritter Sekretärsposten frei war. Jetzt entschloß er sich auf einmal zum Haag. „Ich werde reisen", sagte er sich. „Je eher, je besser." Nachdem er den Entschluß gefaßt hatte, prüfte er die Beweggründe. Erstens war es ausgezeichnet für seine Zukunft. Dann war der Posten im Haag angenehm. Ein Kollege, der ihn bekleidet hatte, rühmte die köstliche Heuchelei der kleinen schlafenden Hauptstadt, wo alles für das Behagen des diplomatischen Korps hergerichtet und abgekartet war. Er zog sogar in Betracht, daß der Haag die erhabene Wiege eines neuen Völkerrechts sei,

und er ging soweit, den Grund hervorzuholen, daß er seiner Mutter eine Freude machen würde. Wonach er denn bemerkte, daß er bloß wegen Felicie fort wollte.

Er hegte über sie Gedanken, die nicht wohlwollend waren. Er kannte sie als lügnerisch und feige, als bösartig gegen ihre Freundinnen. Er hatte den Beweis, daß sie die schmierigsten Mimen liebte oder sich wenigstens mit ihnen abfand. Er war nicht sicher, daß sie ihn nicht betrog; nicht, daß er in dem Leben, das sie führte, irgend etwas Verdächtiges entdeckt hätte, sondern weil er, seiner Vernunft folgend, an allen Frauen zweifelte. Er stellte sich alles Schlimme vor, das er von ihr wußte, und überzeugte sich, daß sie ein gemeines kleines Vieh sei; und da er fühlte, er liebe sie, meinte er, er liebe sie bloß, weil sie hübsch sei. Dieser Grund schien ihm gut, aber bei näherem Zusehen bemerkte er, daß er nichts erklärte; daß er dieses Mädchen liebte, nicht weil sie sehr hübsch war, sondern weil sie hübsch in einer gewissen Weise war, in einer Weise, die auf ihn zugeschnitten war; daß er

sie wegen dessen liebte, was in ihr Seltenes und Unvergleichliches war, kurz, weil sie ein wunderbares Ding aus Kunst und Lust, ein lebendes Kleinod von unschätzbarem Werte war. Da fühlte er sich schwach und weinte; er weinte über seine verlorene Freiheit, sein gefangengenommenes Denken, seine getrübte Seele, sein Fleisch und Blut, die einem kleinen schwachen und treulosen Wesen untertan waren.

Er hatte solange den roten Koks im Gitter des Kamins angeschaut, bis er sich die Augen verbrannt hatte. Vor Schmerz machte er sie zu und sah unter seinen geschlossenen Lidern Neger, die sich tummelten in obszönem und blutigem Tumult. Während er suchte, aus welcher in seinen Knabenjahren gelesenen Reisebeschreibung diese Schwarzen stammten, sah er sie abnehmen, zu unwahrnehmbaren Punkten einschrumpfen und verschwinden in einem roten Afrika, das nach und nach die Wunde darstellte, die er beim Schein eines Streichholzes in der Nacht des Selbstmordes erblickt hatte. Er dachte:

„Der dumme Chevalier. Ich dachte wirklich nicht an ihn."

Plötzlich erschien auf diesem Grund von Blut und Flammen Felicies straff zurückgeworfene Gestalt, und er fühlte, wie in ihm eine schmerzhafte, heiße Begierde sich reckte.

XIV.

Er besuchte sie am folgenden Tag in der kleinen Wohnung am Boulevard Saint-Michel. Das war sonst nicht seine Gewohnheit. Er traf nicht sehr gern mit Frau Nanteuil zusammen, die zwar sehr höflich und sogar unterwürfig gegen ihn war, die ihn aber langweilte und störte.

Eben sie empfing ihn in dem mäßigen Salon. Sie dankte ihm für die Teilnahme, die er Felicies Gesundheit entgegenbringe, unterrichtete ihn davon, daß das arme Kind gestern abend aufgeregt und leidend gewesen sei, daß es ihr aber besser gehe.

„Sie arbeitet in ihrem Zimmer an ihrer Rolle. Ich werd' ihr melden, daß Sie da sind.

Sie wird recht froh sein, Sie zu sehen, Herr von Ligny. Sie weiß, daß Sie ihr gut sind. Und die wahren Freunde sind selten, besonders in der Welt des Theaters."

Robert beobachtete Frau Nanteuil mit einer Aufmerksamkeit, die er ihr noch nie gewährt hatte. Er suchte in ihr das Gesicht zu erkennen, das ihre Tochter später haben würde. Er ließ sich gern im Vorübergehen von den Gesichtern der Mütter etwas über die Töchter wahrsagen. Und diesmal entzifferte er hartnäckig die Züge und Formen dieser Dame, wie eine interessante Prophezeiung. Er las nichts darauf, das von schlechter Vorbedeutung gewesen wäre, und nichts von guter. Frau Nanteuil, fett, den Teint gut ausgeruht, mit frischer Haut, war nicht unangenehm, wohl eingepackt war sie in den weichen Teig ihrer Fleischmengen. Aber ihre Tochter sah ihr gar nicht ähnlich.

Wie er sie so ruhig und gelassen sah, sagte er:

„Sie sind wohl nicht nervös?"

„Ich bin's nie gewesen. Meine Tochter

16*

artet nicht nach mir. Sie ist ganz das Abbild ihres Vaters. Er war zart, ohne daß er eine schlechte Gesundheit hatte. Er ist an einem Sturz mit dem Pferde gestorben . . . Sie nehmen doch wohl eine Tasse Tee, Herr von Ligny."

Felicie trat ein. Sie trug die Haare auf den Schultern ausgebreitet und war eingehüllt in einen weißwollenen Schlafrock, der durch einen dicken Knotenstrick in Posamentierarbeit sehr lose in der Taille zusammengehalten wurde, und sie schlürfte in roten Pantoffeln; sie sah aus wie ein Kind. Wenn der Hausfreund Tony Meyer, der Bilderhändler, sie in dieser Kleidung von etwas mönchischem Anstrich sah, nannte er sie Bruder Ange de Charolais, weil er an ihr eine Ähnlichkeit fand mit dem Porträt von Nattier, das Fräulein von Charolais im Franziskanerhabit darstellt. Robert verharrte in Überraschung und Schweigen vor diesem Mädel.

„Es ist nett von Ihnen", versetzte sie, „daß Sie sich nach mir erkundigen. Ich danke Ihnen. Es geht mir besser."

„Sie arbeitet viel, sie arbeitet zu viel", sagte Frau Nanteuil. „Ihre Rolle im ‚Gitter' greift sie an."

„Aber nein, Mama."

Man sprach vom Theater, und das Gespräch war dürftig.

Als einmal Schweigen herrschte, fragte Frau Nanteuil Herrn de Ligny, ob er noch immer alte Modenkupfer sammle.

Felicie und Robert sahen sie an, ohne zu begreifen. Sie hatten ihr früher mal was von Modenkupfern gesagt, um Stelldicheins zu erklären, die sie nicht hatten geheimhalten können. Aber daran dachten sie nicht mehr. Seitdem war, wie der alte Autor sagt, ein Stück vom Mond in ihre Liebe gefallen; nur Frau Nanteuil in ihrer tiefen Achtung vor Fiktionen erinnerte sich:

„Meine Tochter hat mir gesagt, Sie hätten viele von solchen alten Stichen, und sie fände darin Ideen für ihre Kostüme."

„Ganz recht, gnädige Frau, ganz recht."

„Kommen Sie, Herr von Ligny", sagte Felicie. „Ich möchte Ihnen einen Entwurf

zeigen für ein Kostüm der Cécile de Roche-
maure."

Und sie zog ihn in ihr Zimmer.

Es war ein kleines Zimmer mit geblümten Papiertapeten, an Möbeln hatte es einen Spiegelschrank, zwei Roßhaarstühle und ein eisernes Bett mit weißer Pikeedecke, und darüber ein Weihbecken und einen Buchsbaumzweig.

Sie gab ihm einen langen Kuß auf den Mund.

„Ich hab' dich lieb, du!"

„Ist es auch sicher?"

„O ja! Und du?"

„Ich lieb' dich auch. Ich hätte nicht geglaubt, daß ich dich so lieben würde."

„Dann ist's also hinterher gekommen."

„Es kommt immer hinterher."

„Das ist wahr, was du da sagst, Robert. Vorher weiß man ja nicht."

Sie schüttelte den Kopf.

„Gestern war ich recht krank."

„Bist du bei Trublet gewesen? Was hat er dir gesagt?"

„Er hat gesagt, ich brauche Ruhe, muß mich stillhalten . . . Liebling, wir müssen noch vierzehn Tage vernünftig sein. Ärgert's dich?"

„Jawohl."

„Mich ärgert's ja auch. Aber was willst du? . . ."

Er ging zwei-, dreimal um das Zimmer, in die Winkel spähend. Sie betrachtete ihn mit etwas Unruhe, sie war bange, er möchte sie ausfragen über ihre paar lumpigen Schmucksachen und Nippes, bescheidene Geschenke, deren Herkunft man aber nicht immer erklären kann. Man sagt natürlich, was man will, aber man kann sich vergaloppieren, Unannehmlichkeiten haben, und das ist es wahrhaftig nicht wert. Sie lenkte seine Aufmerksamkeit ab.

„Robert, mach' meinen Handschuhkasten auf."

„Was ist denn in deinem Handschuhkasten?"

„Die Veilchen, die du mir das letztemal gegeben hast. Mein Liebling, verlaß mich

nicht. Geh nicht von mir! ... Wenn ich denke, daß du von einem Tag zum anderen weggehen kannst in fremde Länder, nach London, nach Konstantinopel, dann werd' ich verrückt."

Er beruhigte sie, sagte ihr, man habe daran gedacht, ihn nach dem Haag zu schicken. Er werde aber nicht hingehen, er werde sich dem Kabinett des Ministers zuteilen lassen.

„Versprichst du's mir?"

Er versprach es aufrichtig. Und sie ward sehr fröhlich.

Sie zeigte ihm den kleinen Spiegelschrank:

„Siehst du, Liebling, da studier' ich meine Rolle. Als du kamst, arbeitete ich an meiner Szene im vierten Akt. Ich benutz' es, daß ich allein bin, um den richtigen Ton herauszukriegen. Ich trachte, breit und aus einem Stück zu sprechen. Wenn ich auf Romilly hörte, würd' ich die Wirkungen zerteilen, und es würde kleinlich wirken. Ich hab' zu sagen: ‚Ich aber fürchte Sie nicht.' Das ist der große Effekt in der Rolle. Weißt du, wie Romilly

will, daß ich sage: ‚Ich aber fürchte Sie nicht.‘ Ich will's dir vormachen. Ich halt' die Hand unter die Nase, spreize die Finger und sag' bei jedem Finger ein Wort, jedes für sich, in einem eigenen Ton, mit einer besonderen Physiognomie: ‚Ich — aber — fürchte — Sie — nicht‘, als ob ich Marionetten spielen ließe! Noch ein bißchen, und ich würde jedem Finger ein Papierhütchen aufsetzen. Fein ist das, geistreich ist das, was?“

Dann, die Haare aufnehmend und ihre mutige Stirn freilegend:

„Ich werd' dir zeigen, wie ich es mache.“

Jäh verklärt und vergrößert, sagte sie mit einer Miene voll naiven Stolzes und unschuldiger Ruhe:

„Ich aber fürchte Sie nicht. Warum sollte ich Sie fürchten! Sie haben mich in Ihrem Netz zu fangen gedacht und sind nun mein auf Gnade und Ungnade. Sie sind ein Ehrenmann. Jetzt, da ich unter Ihrem Dach bin, werden Sie zu mir sagen, was Sie dem Ritter d'Amberre, Ihrem Feinde, gesagt haben, als er dieses Gitter durchschritten hatte. Sie wer-

den zu mir sagen: ‚Sie sind zu Hause, befehlen Sie‘.“

Sie hatte die geheimnisvolle Gabe, Seele und Gesicht zu wechseln. Ligny war unter dem Zauber der schönen Lüge.

„Du bist erstaunlich!“

„Hör' nur, mein Köterchen. Ich werd' 'ne große Schleiertuchhaube aufhaben mit Spitzen, die mir in Stufen auf die Backen 'runtersteigen. Denn in dem Stück, weißt du, bin ich ein junges Mädchen aus der Revolution. Und ich muß machen, daß man das fühlt. Ich muß die Revolution in mir haben, du verstehst?“

„Kennst du die Revolution?“

„Jawohl! ... Natürlich weiß ich nicht die Zahlen. Aber ich hab' das Gefühl von der Zeit damals. Für mich besteht die Revolution darin, daß man 'ne stolze Brust unter einem gekreuzten Fichu hat und die Knie recht frei in einem gestreiften Rock; und daß man ein bißchen Hitze in den Backen hat. So!“

Er fragte sie über das Stück aus. Und er merkte, daß sie es nicht kannte. Sie hatte nicht nötig, es zu kennen. Sie ahnte, sie fand

mit dem Instinkt alles heraus, was sie brauchte.

„Bei den Proben geb' ich keine von meinen Wirkungen an. Alles behalt' ich fürs Publikum. Romilly wird sich gelb ärgern . . . Wie sie sich alle giften werden... Ach, Liebling, Fagette wird 'ne Krankheit davon kriegen!"

Sie setzte sich auf einen schlechten, kleinen Stuhl. Ihre Stirn, eben noch marmorweiß, war nun rosig; sie sah wieder wie ein Gassenmädel aus.

Er trat zu ihr, er sah ihr in das reizende Grau der Augen, und wie gestern abend vor dem Koksfeuer dachte er daran, daß sie lügnerisch und feige und bösartig gegen ihre Freundinnen sei; aber er dachte mit Nachsicht daran. Er dachte daran, daß sie die schmierigsten Mimen liebte oder sich wenigstens mit ihnen abfinde; aber er dachte daran mit sanftem Mitleid. Er erinnerte sich alles Schlimmen, das er von ihr wußte, doch ohne Bitterkeit. Er fühlte, daß er sie liebe, daß er's weniger darum tue, weil sie hübsch war, als darum, weil sie auf seine Weise so hübsch war,

daß er sie schließlich darum liebe, weil sie ein lebendes Kleinod und ein unvergleichliches Ding aus Kunst und Lust war. Er sah ihr in das reizende Grau der Augen, in die Pupillen, in denen unter einem lichten Wasser etwas schwamm wie astrologische Zeichen. Er sah sie mit einem Blick an, so tief, daß sie fühlte, wie seine Klinge ihr durch und durch ging. Und mit der Gewißheit, er habe in ihr klargesehen, sagte sie zu ihm, Aug' in Aug', und hielt dabei seinen Kopf fest zwischen ihren beiden Händen:

„Also ja! ich bin 'ne gemeine Komödiantin; aber ich hab' dich lieb, und aufs Geld pfeif' ich. Und viele gibt's nicht, die so viel taugen wie ich. Und das weißt du ganz gut."

XV.

Sie sahen sich alle Tage im Theater und machten Spaziergänge zusammen.

Nanteuil spielte fast jeden Abend und arbeitete mit Feuereifer an ihrer Cécile. Sie fand allmählich ihre Ruhe wieder, verbrachte weniger erregte Nächte, nötigte ihre Mutter

nicht mehr, ihr beim Einschlafen die Hand zu halten, und erstickte nicht mehr unter Alpdrücken. So vergingen vierzehn Tage. Dann, während sie eines Morgens vor ihrem Toilettentisch saß und sich die Haare kämmte — sie brachte ihren Kopf, denn es war dunkles Wetter, dem Spiegel nahe: da sah sie darin nicht ihr eigenes Gesicht, sondern das des Toten. Ein blutiges Rinnsal lief aus einem Mundwinkel; er lachte und schaute sie an.

Da entschloß sie sich, zu tun, was sie für nützlich und gut hielt. Sie nahm einen Wagen und besuchte ihn. Auf der Fahrt über den Boulevard Saint Michel hatte sie bei ihrer Blumenhändlerin einen Strauß Rosen gekauft. Sie brachte sie ihm. Sie kniete nieder vor dem kleinen schwarzen Kreuz, das den Ort bezeichnete, wohin man ihn gelegt hatte. Sie sprach zu ihm. Und bat ihn, vernünftig zu sein, sie in Ruh' zu lassen. Sie bat ihn um Verzeihung dafür, daß sie ihn früher hart behandelt habe. Man versteht einander nicht immer im Leben. Jetzt mußte er aber alles einsehen und verzeihen. Was hatte er davon,

wenn er sie quälte! Sie hatte ja keinen sehnlicheren Wunsch als ihn in gutem Andenken zu behalten. Sie würde ihn von Zeit zu Zeit besuchen. Aber er solle es aufgeben, sie zu verfolgen und zu erschrecken.

Sie gab sich Mühe, ihm zu schmeicheln und durch sanfte Worte einzuschläfern.

„Ich begreife, daß du dich hast rächen wollen. Das ist natürlich. Aber im Grunde bist du nicht schlimm. Sei nicht mehr böse. Mach' mich nicht mehr bange. Komm nicht mehr. Ich werd' dafür herkommen, oft werd' ich herkommen. Ich werd' dir Blumen bringen."

Wohl hatte sie Lust, ihn zu beschwindeln, ihn durch falsche Versprechungen einzuwiegen, ihm zu sagen: „Bleib da, benimm dich nicht mehr unruhig, bleib da, und ich schwör' dir, nichts mehr zu tun, was dir mißfällt, ich versprech' dir, deinem Willen zu gehorchen." Aber sie wagte auf einem Grabe nicht zu lügen, und sie war sicher, es wäre vergeblich, die Toten wüßten alles.

Ein wenig müde, setzte sie noch einige

Augenblicke, doch lässiger, ihre Beschwörungen und Gebete fort, und sie bemerkte: das Grauen, das Gräber ihr verursachten, diesmal empfand sie es nicht und war vor dem Toten nicht bange. Sie suchte nach dem Grund dafür und bekam heraus, daß er sie nicht erschreckte, weil er nicht da war.

Und sie sann:

„Er ist nicht da; nie ist er da; er ist überall, nur nicht da, wo man ihn hingelegt hat. Er ist in den Straßen, in den Häusern, in den Zimmern."

Und sie erhob sich verzweifelt mit der frisch erlangten Gewißheit, sie werde ihm überall begegnen, außer auf dem Friedhof.

XVI.

Nach vierzehn Tagen Wartezeit drängte Ligny sie, das frühere Leben wieder aufzunehmen. Der Termin, den sie selbst gestellt hatte, war da. Er wollte nicht länger warten. Sie litt ebensosehr wie er darunter, daß sie sich ihm nicht mehr gewährte. Aber sie fürchtete, sie würde wieder den Toten erscheinen

sehen. Sie erfand ungeschickte Ausflüchte, um die Stelldicheins zu verschieben, und dann gestand sie, sie fürchte sich. Er verachtete sie, weil sie so wenig Vernunft und Mut bewies. Er fühlte nicht mehr, daß sie ihn liebe, und sagte ihr harte Worte. Und er verfolgte sie unablässig mit seiner Begierde.

Da kamen dann die herben Tage und die unerquicklichen Stunden. Da sie mit ihm unter kein Dach mehr zu gehen wagte, stiegen sie in eine Droschke, und nachdem sie lange in den Grenzbezirken der Stadt umhergerollt waren, stiegen sie aus auf trüben Avenuen, drangen unter dem bissigen Ostwind darin ein, weit ausschreitend, wie gepeitscht vom Atem eines unsichtbaren Zornes.

Einmal doch war der Tag so mild, daß er sie mit seiner Milde durchdrang. Sie gingen Seite an Seite die verödeten Gänge des Wäldchens entlang. Die Knospen, die zu schwellen begannen an der Spitze der feinen, schwarzen Zweige, bildeten auf den Bäumen, unter dem rosigen Himmel, violette Wipfel. Zu ihrer Linken erstreckte sich die mit Gruppen

kahler Bäume übersäte Wiese, und man sah die Häuser von Auteuil. Die langsamen geschlossenen Kupees der Greise kamen auf der Straße vorbei, und die Ammen schoben Kinderwagen. Ein Automobil durchschoß mit seinem Gesumm das Schweigen des Wäldchens.

„Magst du solche Maschinen?" fragte Felicie.

„Ich find' sie bloß bequem."

Tatsächlich war er nicht Chauffeur. Er fand an keinem Sport Gefallen und gab sich nur mit Frauen ab.

Sie zeigte nach einer Droschke, die sie eben überholt hatte.

„Robert, hast du gesehen?"

„Nein."

„Da saß Jeanne Perrin drin mit einem Weib."

Und da er gelassene Gleichgültigkeit zur Schau trug, sagte sie ihm im Ton eines Vorwurfes:

„Du bist wohl wie Doktor Sokrates; du findest das natürlich?"

Der See schlief klar und ruhig zwischen

seinen dunklen Fichtenmauern. Sie schlugen rechts den Pfad ein, der am Ufer hinführt, wo die weißen Gänse und Schwäne ihr Gefieder glätten.

Bei ihrem Näherkommen schoß eine Entenflottille, wie lebende Boote, mit Hälsen wie Schiffsschnäbel auf sie los.

Felicie sagte ihnen im Ton des Bedauerns, sie könne ihnen nichts geben.

„Als ich klein war", fügte sie hinzu, „nahm Papa mich Sonntags zu den Tieren mit und ließ mich ihnen Brot geben. Das war meine Belohnung, wenn ich die ganze Woche gut gelernt hatte. Papa war gern auf dem Land. Er mochte gern Hunde, Pferde, alle Tiere. Er war sehr sanft, sehr gescheit. Er arbeitete viel. Aber das Leben ist schwer für einen Offizier, der kein Vermögen hat. Er litt darunter, daß er's nicht machen konnte wie die reichen Offiziere, und dann vertrug er sich nicht mit Mama. Er ist nicht glücklich gewesen im Leben, der Papa. Er war oft traurig. Er sprach wenig, und ohne zu sprechen, verstanden wir zwei uns. Er hatte mich sehr lieb...

Mein Robert, später, 's ist noch lange, lange hin, dann hab' ich ein Häuschen auf dem Lande. Und wenn du dann hinkommst, mein Liebling, findest du mich im kurzen Rock, wie ich meinen Hennen Korn gebe."

Er fragte sie, wie sie auf den Gedanken gekommen sei, zur Bühne zu gehen.

„Ich wußte genau, ich würde mich nicht verheiraten, da ich ja keine Mitgift hatte. Und wenn ich meine großen Freundinnen in Modengeschäften oder bei Telegraphenämtern sah, kriegte ich keine Lust, es auch so zu machen. Schon als ganz Kleines fand ich's hübsch, Schauspielerin zu sein. In der Pension hatte ich am Nikolausabend in einem kleinen Stück mitgespielt. Das hatte mir Spaß gemacht. Die Vorsteherin sagte, ich spielte nicht gut; aber das sagte sie, weil Mama ihr drei Monate schuldig war. Schon mit fünfzehn hab' ich ernstlich ans Theater gedacht. Ich bin ins Konservatorium gegangen. Ich hab' gearbeitet, viel gearbeitet. Aufreibend ist unser Beruf. Aber wenn man Erfolg hat, das frischt einen wieder auf."

17*

Auf der Höhe des Inselhäuschens fanden sie die Fähre am Pfahlwerk vor Anker liegen.

Er sprang hinein und zog Felicie mit.

„Die großen Bäume sind schön, sogar ohne Blätter", sagte sie. „Aber ich glaube, in dieser Saison sei der Pavillon geschlossen."

Der Fährmann erwiderte, daß an schönen Wintertagen die Spaziergänger gern nach der Insel führen, weil man es dort ruhig habe, und daß er gerad' eben wieder zwei Damen hinübergebracht habe.

Ein Kellner, der in der Einsamkeit der Insel wohnte, servierte ihnen Tee in einem ländlichen Zimmer, möbliert mit zwei Stühlen, einem Tisch, einem Piano und einem Diwan. Die Täfelung war schimmelig, die Parkettstücke aus den Fugen. Sie betrachtete aus dem Fenster den Rasen und die hohlen Bäume.

„Was ist denn das", fragte sie, „für eine dicke dunkle Kugel in der Pappel?"

„Mistel, mein Liebling."

„Man könnt' es für ein Tier halten, das um den Zweig herumgeknäult liegt, und das ihn anfrißt. Es ist unangenehm anzusehen."

Sie legte den Kopf auf die Schulter ihres Freundes und sagte schmachtend:

„Ich hab' dich lieb."

Er zog sie auf den Diwan. Sie fühlte, wie er, zu ihren Füßen hingleitend, mit Händen, die vor Ungeduld ungeschickt waren, über sie hintastete, und sie ließ ihn gewähren, schlaff, entmutigt, in der Voraussicht, es werde vergeblich sein. Die Ohren klangen ihr wie ein Glöckchen. Das Klingen hörte auf, und sie vernahm zu ihrer Rechten eine seltsame, helle, eisige Stimme sagen: „Ich verbiete euch, einander zu gehören." Es deuchte ihr, die Stimme spreche von oben, aus einem Schein, aber sie wagte nicht den Kopf zu wenden. Es war eine unbekannte Stimme. Unwillkürlich, und ohne es sich klarzumachen, suchte sie sich s e i n e r Stimme zu erinnern und bemerkte, daß sie ihren Klang vergessen hatte, daß sie ihn nie werde wiederfinden können. Sie dachte: „Das ist vielleicht die Stimme, die er jetzt hat." Erschrocken zog sie hastig ihren Rock wieder über die Knie. Aber vom Schreien hielt sie sich zurück und sprach

auch nicht von dem, was sie eben vernommen hatte, aus Furcht, für verrückt gehalten zu werden, und weil sie denn doch unterschied, daß es nicht wirklich war.

Ligny zog sich von ihr zurück.

„Wenn du mich nicht mehr willst, sag es offen. Mit Gewalt werd' ich dich nicht nehmen."

Sie saß, den Oberkörper gerade aufgerichtet und mit zusammengepreßten Knien, und sagte:

„Solange wir in der Menge sind, solange um uns her viele Leute sind, verlangt's mich nach dir, will ich dich haben; und sobald wir allein sind, fürcht' ich mich."

Er antwortete mit einer billigen und boshaften Spötterei:

„Ah! wenn du, um dich aufzuregen, ein Publikum brauchst! . . ."

Sie stand auf und trat wieder vors Fenster. Eine Träne rann ihr über die Wange. Sie weinte lange schweigend. Dann rief sie ihn lebhaft herbei:

„Sieh mal!"

Und sie zeigte ihm Jeanne Perrin, die mit einer jungen Frau auf der Wiese herumging. Sie hielten sich umschlungen, gaben einander Veilchen zu riechen und lächelten.

„Sieh! Die da ist glücklich und hat ihre Ruh."

Und Jeanne Perrin ging, den Frieden langer Gewohnheiten auskostend, dahin, gesättigt und mit Ruhe, und verriet nicht einmal Stolz auf ihren seltsamen Geschmack.

Felicie sah ihr zu mit einer Neugier, die sie sich selbst nicht eingestand, und beneidete sie um ihre Ruhe.

„Die fürchtet sich nicht."

„Laß sie doch. Was tut sie uns?"

Und er faßte sie heftig um die Taille.

Sie machte zusammenschauernd sich los. Schließlich, enttäuscht, betrogen, gedemütigt, geriet er in Zorn, nannte sie eine dumme Person, schwor, daß er ein so lächerliches Benehmen sich nicht länger gefallen lassen werde.

Sie antwortete darauf nichts und begann wieder zu weinen.

Erbittert durch diese Tränen sprach er hart zu ihr:

„Da du mir das, was ich von dir haben will, nicht mehr geben kannst, ist es überflüssig, daß wir uns wiedersehen. Wir haben uns nichts mehr zu sagen. Übrigens seh' ich wohl, daß du mich nicht mehr liebst. Und du würdest es auch zugeben, wenn du einmal die Wahrheit sagen könntest: du hast nie jemand geliebt als den elenden Komödianten."

Da brach sie in Zorn aus und stöhnte vor Verzweiflung:

„Du Lügner du! Das ist ja abscheulich, was du da sagst. Du siehst, daß ich weine, und tust was du kannst, damit ich noch mehr ausstehen soll. Meine Liebe zu dir benutzt du dazu, mich unglücklich zu machen. Das ist feige! Also nein, ich lieb' dich nicht mehr. Geh! ... Es ist eigentlich wahr, was tun wir hier? Wollen wir uns unser Leben lang so wütend ansehen, so verzweifelt und erbost? Meine Schuld ist es nicht ... Ich kann nicht, ich kann nicht. Verzeih mir, Liebling, du meine Liebe. Ich lieb' dich, ich bin ja selig bei

dir, ich will dich. Aber jag' ihn weg, tu es. Du bist ein Mann, du weißt, wie man's anfangen muß. Jag' ihn weg. Du, nicht ich, hast ihn umgebracht. Du. Bring ihn doch ganz um . . . Ich werd' verrückt, o Gott! ich werd' verrückt."

* * *

Tags darauf kam Ligny darum ein, als dritter Sekretär nach dem Haag geschickt zu werden. Er ward acht Tage später ernannt und reiste sogleich, ohne Felicie wiedergesehen zu haben.

XVII.

Frau Nanteuil dachte nur an ihre Tochter. Ihr Verhältnis mit Tony Meyer, dem Kunsthändler aus der Rue de Clichy, ließ ihr Muße und das Herz frei. Sie traf im Theater einen Fabrikanten von elektrischen Apparaten, noch jung, der über seinen Geschäften stand und äußerst häßlich war, Herrn Bondois. Er war verliebten Temperaments und schüchtern von Natur, und da die schönen und jungen Frauen

ihm Furcht erregten, hatte er sich daran gewöhnt, nur die anderen zu begehren. Frau Nanteuil war noch sehr angenehm. Aber eines Abends, da sie schlecht gekleidet war und nicht gut aussah, bot er sich an. Sie nahm ihn an, um dem Haushalt ein wenig aufzuhelfen, und damit es ihrer Tochter an nichts fehle. Ihr Opfermut trug ihr das Glück ein. Herr Bonbois liebte sie und widmete sich ihr mit Feuer. Nachdem es sie erst gewundert hatte, machte es sie dann glücklich und ruhig; es schien ihr natürlich und gut, geliebt zu werden, und sie brauchte nicht zu glauben, daß für sie die Zeit vorbei sei, wenn ihr das Gegenteil bewiesen ward.

Sie hatte stets eine wohlwollende Gesinnung, einen umgänglichen Charakter und eine gleichmäßige Laune bekundet. Aber noch nie hatte sie in ihrem Hause so glückliche Gaben und so anmutige Einfälle zur Erscheinung gebracht. Sanft mit anderen und sich selbst, im Lauf der wechselnden Stunden dem Lächeln treu, das ihre schönen Zähne bloßlegte und Grübchen in ihre fetten Wangen grub,

dem Leben dankbar für das, was es ihr schenkte, blühend, weil erschlossen, in schöner Fülle, war sie Freude und Jugend des Hauses.

Während Frau Manteuil nur lachende, helle Gedanken faßte und aussprach, ward Felicie düster, mürrisch und verdrießlich. Falten gruben sich in ihr hübsches Gesicht; ihre Stimme kreischte. Sie hatte die Stellung, die Herr Bonbois in ihrer Familie einnahm, sofort erkannt und sei es, daß sie es lieber gehabt hätte, ihre Mutter hätte nur für sie gelebt und geatmet, sei es, daß sie in ihrer Kinderliebe litt, weil sie sie weniger achten mußte, sei es, daß sie ihr ein Vergnügen neidete, sei es, daß sie nur das Unbehagen spürte, das uns die Lebensdinge verursachen, wenn sie zu nahe bei uns geschehen: alle Tage, mit Vorliebe während der Mahlzeiten, warf Felicie in sehr klaren Anspielungen und schlecht verschleierten Ausdrücken Frau Manteuil den neuen Hausfreund vor, und Herrn Bonbois selbst bezeigte sie, jedesmal wenn sie ihn traf, einen lauten Widerwillen und eine ausgiebige Abneigung. Frau Manteuil empfand darüber

nur leichte Betrübnis, und sie entschuldigte ihre Tochter im Anbetracht dessen, daß das Kind noch gar keine Lebenserfahrung habe. Und Herr Bondois, dem Felicie übermenschlichen Schrecken einflößte, gab sich Mühe, sie durch Zeichen seiner Achtung und durch kleine Geschenke zu besänftigen.

Sie war gewalttätig, weil sie litt. Die Briefe, die sie aus dem Haag bekam, reizten ihre Liebe und machten sie schmerzhaft. Sie dörrte aus, beherrscht von brennenden Bildern. Wenn sie ihren abwesenden Freund zu deutlich sah, schwirrte ihr's in den Schläfen, ihr Herz schlug heftig, dann verdichtete sich ein schwerer Schatten in ihrem Kopf; das ganze Empfindungsvermögen ihrer Nerven, die ganze Wärme ihres Blutes, alle Kräfte ihres Wesens kamen in ihr in Fluß und stiegen hinab, um sich als Begierde anzusammeln in den Tiefen ihres Fleisches. Dann sann sie nur noch darauf, wieder zu Ligny zu gelangen. Ihn allein wollte sie, und sie wunderte sich selbst über den Widerwillen, den sie gegen jeden anderen als ihn empfand. Denn sie

hatte nicht immer einen so ausschließlichen Trieb gehabt. Sie gab sich das Versprechen, sogleich hinzugehen und Bombois um Geld zu bitten und mit dem Zuge nach dem Haag zu fahren. Und sie tat es nicht. Was sie abhielt, war weniger der Gedanke, sie könnte das Mißfallen ihres Geliebten erregen, der die Reise unstatthaft gefunden hätte, als eine unbestimmte Furcht, den eingeschlafenen Schatten aufzuwecken.

Sie hatte ihn seit Signys Abreise nicht wiedergesehen. Aber in ihr und um sie her gingen noch beängstigende Dinge vor. Auf der Straße lief ein Pudel hinter ihr her, der plötzlich auftauchte und plötzlich zerging. Eines Morgens, da sie im Bett lag, sagte ihre Mutter ihr: „Ich geh' zur Modistin“, und ging hinaus. Zwei oder drei Minuten darauf sah Felicie sie das Zimmer wieder betreten, wie wenn sie etwas darin vergessen hätte. Aber die Erscheinung näherte sich ohne Blick, ohne Worte, ohne Laut, und verschwand, wie sie ans Bett stieß.

Sie hatte noch beunruhigendere Sinnes-

täuschungen. Eines Sonntags gab sie bei der Nachmittagsvorstellung in „Athalie" die Rolle des jungen Zacharias. Da sie sehr hübsche Beine hatte, gefiel ihr die Verkleidung, und es war ihr auch sehr recht, zeigen zu dürfen, daß sie Verse sprechen könne. Aber sie bemerkte, daß im Parkett ein Priester in Soutane saß. Es war nicht das erste Mal, daß ein Geistlicher einer frühen Vorstellung dieser der Heiligen Schrift entnommenen Tragödie beiwohnte. Dennoch empfing sie davon einen unangenehmen Eindruck. Wie sie auftrat, sah sie deutlich Louise Dalle, den Turban der Josabeth auf dem Kopf, vor dem Souffleurkasten einen Revolver laden. Sie hatte genug entschiedene Urteilskraft und genug Geistesgegenwart, um das unsinnige Gesicht abzuwehren, das auch verschwand. Aber ihre ersten Verse sagte sie mit erloschener Stimme.

Sie spürte Brennen im Magen. Sie litt an Atemnot; oft ergriff ohne Grund eine unsägliche Angst all ihr Inneres, ihr Herz schlug einen wahnsinnigen Takt, und sie fürchtete sich zu sterben.

Doktor Trublet behandelte sie aufmerksam und vorsichtig. Sie sah ihn oft im Theater, und manchmal ging sie zur Konsultation in das alte Wohnhaus an der Rue de Seine. Sie mußte nie im Wartezimmer sitzen; der Diener ließ sie sofort in den kleinen Speisesaal treten, wo im Schatten arabische Fayencen blinkten, und sie kam stets zuerst daran. Eines Tages erreichte es Sokrates, ihr die Art begreiflich zu machen, wie die Bilder sich im Hirn bilden, und daß diese Bilder nicht immer äußeren Gegenständen entsprechen, oder ihnen wenigstens nicht immer genau entsprechen.

„Halluzinationen", sagte er, „sind meistens nur falsche Wahrnehmungen. Man sieht, was ist, aber man sieht es schlecht, und man macht aus einem Federbett einen gesträubten Kopf, aus einer roten Nelke den Rachen eines Ungeheuers, aus einem Hemd ein Gespenst im Leichentuch. Nichtssagende Irrtümer."

Sie fand in diesen Gründen die Kraft, ihre Gesichte von Hunden, Katzen oder lebenden und wohlbekannten Personen zu verachten und zu vertreiben. Aber sie fürchtete, den

Toten wiederzusehen. Und die in dunklen Falten ihres Gehirns eingenisteten mystischen Schrecken waren stärker als die Darlegungen des Gelehrten. Man konnte ihr viel sagen, die Toten kämen nie wieder, sie wußte ja doch das Gegenteil.

Sokrates empfahl ihr auch diesmal wieder, sich Zerstreuungen zu gönnen, mit Freunden zusammenzukommen, vorzugsweise mit angenehmen, und als ihre zwei tückischsten Feinde den Schatten und die Einsamkeit zu fliehen.

Und er fügte folgende Vorschrift hinzu:

„Vor allem gehen Sie den Personen und Dingen aus dem Wege, die möglichenfalls irgendeine Beziehung zu dem Gegenstand Ihrer Gesichte haben."

Es ward ihm nicht klar, daß das unmöglich war. Und Monteuil ward es auch nicht klar.

„Machen Sie mich wirklich gesund, bester Sokrates?" sagte sie und wandte ihm ihre hübschen grauen Augen zu, die voll Bitten waren.

„Sie werden sich selber gesund machen, Kind. Sie werden gesund werden, weil Sie

arbeitsam, vernünftig und mutig sind ... Jawohl, Sie sind beides auf einmal, furchtsam und tapfer. Sie sind bange vor der Gefahr, aber zum Leben haben Sie das Herz. Sie werden gesund werden, weil Sie mit Krankheit und Leiden nicht in Sympathie sind. Sie werden gesund werden, weil Sie gesund werden wollen."

„Sie glauben, man wird gesund, wenn man will?"

„Wenn man auf eine gewisse, sehr innerliche, tiefe Art will, wenn unsere Zellen in uns wollen, wenn unser Unbewußtes will; wenn man mit dem dumpfen, reichen, vollen Willen des kraftvollen Baumes will, der im Frühling wieder grünen will."

XVIII.

In jener Nacht konnte sie nicht einschlafen, sie warf sich im Bett herum und deckte sich bloß. Sie fühlte, der Schlummer war noch fern, er kam wohl erst mit den ersten Strahlen voller tanzender Staubpünktchen, die der Morgen durch die Spalten der Vorhänge schießt.

Die Nachtlampe, deren kleines glühendes Herz durch ihr porzellanenes Fleisch hindurchleuchtete, war ihr eine mystische und vertraute Gefährtin. Felicie hob halb die Lider und trank mit einem Blick den weißen milchigen Schein, der sie beruhigte. Dann schloß sie die Augen wieder und sank zurück in die tumulterfüllte Langeweile der Schlaflosigkeit. Auf Augenblicke kam ihr ein Satz ihrer Rolle ins Gedächtnis, mit dem sie keinerlei Sinn verband, und der sie nicht losließ. „Unsere Tage sind, was wir aus ihnen machen." Und ihr Geist arbeitete sich damit ab, immerfort vier oder fünf Gedanken umzuwenden.

„Morgen muß ich zu Frau Royaumont gehen und mein Kleid anprobieren. Gestern bin ich mit Fagette in Jeanne Perrins Garderobe gewesen. Sie zog sich an und hat ihre behaarten Beine sehen lassen, als ob sie stolz darauf wäre. Häßlich ist sie nicht, die Jeanne Perrin; sie hat sogar einen schönen Kopf; aber ihren Ausdruck mag ich nicht. Wie kommt Frau Colbert dazu, zweiunddreißig Franken von mir zu verlangen? Vierzehn

und drei, siebzehn, und neun, sechsundzwanzig. Ich schuld' ihr nur sechsundzwanzig Franken. ,Unsere Tage sind, was wir aus ihnen machen.' Ist mir heiß!"

Mit einem Ruck ihrer geschmeidigen Hüften warf sie sich herum, und ihre nackten Arme breiteten sich aus, um die Luft zu umfangen wie einen feinen, frischen Körper.

„Es kommt mir vor, als ob's hundert Jahre her ist, daß Robert fort ist. Es ist schlimm von ihm, daß er mich allein gelassen hat. Ich hab' Sehnsucht nach ihm."

Und im Bett zusammengeknäult, rief sie sich mit Kunst ins Gedächtnis, wie es gewesen war, wenn sie einander fest an sich gedrückt hielten. Sie rief ihn:

„Mein Kätzchen! Mein kleiner Wolf!"

Sogleich fingen die Gedanken in ihrem Kopf ihren ermüdenden Rummel wieder an.

„,Unsere Tage sind, was wir aus ihnen machen. Unsere Tage sind, was wir aus ihnen machen. Unsere Tage . . .' Vierzehn und drei, siebzehn, und neun, sechsundzwanzig. Ich hab' wohl gesehen, daß Jeanne Perrin

18*

absichtlich ihre langen Männerbeine zeigte, ganz dunkel von Haaren. Ob es wahr ist, was gesagt wird, daß Jeanne Perrin den Weibern Geld gibt? Morgen um vier muß ich mein Kleid anprobieren. Was Schreckliches ist es, daß Frau Royaumont nie die Ärmel ordentlich montieren kann. Ist mir heiß! Sokrates ist ein guter Arzt. Aber manchmal macht er sich einen Spaß daraus, die Leute zum Narren zu halten."

Auf einmal dachte sie an Chevalier und fühlte etwas wie seinen Einfluß, was sich an den Wänden des Zimmers hinschlich. Sie meinte den Schein der Nachtlampe dadurch verdunkelt zu sehen. Es war weniger als ein Schatten, und doch war's beängstigend. Der Gedanke durchfuhr sie plötzlich, daß dies ungreifbare Etwas von den Bildnissen des Toten ausgehe. Sie hatte keins von ihnen in ihrem Schlafzimmer behalten. Aber in der Wohnung waren noch welche vorhanden, die sie nicht vernichtet hatte. Sie rechnete sorgfältig nach und fand heraus, es müßten noch drei da sein: eines, sehr jung, auf wolkigem

Hintergrund; ein zweites, lachend und familiär, rittlings auf einem Stuhl; ein drittes als Don César de Bazan. In der Hast, sie zu vernichten, sprang sie aus dem Bett, zündete eine Kerze an und schlich, mit nachschleifenden Pantoffeln, im Hemd, in den Salon, bis an den Tisch aus Veilchenholz mit der Phönixpalme darauf, hob die Decke empor und kramte in der Schieblade. Sie enthielt Spielmarken, Leuchtereinsätze, ein paar von Möbeln abgefallene Holzstücke, zwei oder drei Anhängsel vom Kronleuchter und einige Photographien, unter denen sie nur einen einzigen Chevalier fand, den jüngsten, auf wolkigem Hintergrund.

Nach den beiden anderen suchte sie in einem kleinen Möbel in der Machart des Boulle, das den Raum zwischen den Fenstern schmückte und die chinesischen Lampen trug. Dort schliefen mattgemachte Glasglocken, Lampenschirme, Kristallschalen mit vergoldeter Bronze verziert, ein Streichholzbehälter aus bemaltem Porzellan, geschmückt mit einem Hunde und an einer Trommel ein-

geschlummerten Rinde, aus dem Leim gegangene Bücher, zerfetzte Partituren, zwei zerbrochene Fächer, eine Flöte und ein kleiner Haufen Photographien im Visitkartenformat. Sie entdeckte dabei einen zweiten Chevalier, den Don César de Bazan. Der letzte war nicht darunter. Sie fragte sich vergeblich, wo man ihn wohl habe hinstecken können. Fruchtlos kramte sie in Schachteln, Schalen, Topfhüllen, in dem Musikregal. Und indes sie es mit Feuereifer suchte, wuchs das Bildnis in ihrer Phantasie und nahm deutliche Gestalt an, erreichte natürliche Größe, bekam eine spöttische Miene und verhöhnte sie. Ihr Kopf war glühend heiß, ihre Füße eisig, und sie fühlte die Furcht ihr in die Magenhöhle fallen. Im Begriff, es aufzugeben und den Kopf im Kissen zu verstecken, erinnerte sie sich, daß ihre Mutter in ihrem Spiegelschrank Photographien aufhob. Sie faßte wieder Mut. Leise betrat sie das Zimmer der schlafenden Frau Nanteuil, schlich lautlosen Trittes an den Schrank, öffnete ihn langsam ohne Geräusch, und untersuchte, auf einem Stuhl stehend, das

oberste, mit alten Pappschachteln bepackte Fach. Sie stieß auf ein Album, das aus dem zweiten Kaiserreich stammte und seit zwanzig Jahren nicht geöffnet war. Sie stöberte in Haufen von Briefen, in Packen Stempelpapieren, und Pfandscheinen. Aufgeweckt vom Licht der Kerze und von dem Mäusegeräusch, das die Sucherin machte, fragte Frau Nanteuil:

„Wer ist da?“

Gleich darauf erblickte sie auf einem Stuhl gehißt, in langem Nachthemd, eine dicke Haarflechte im Rücken, den kleinen Hausgeist.

„Bist du es, Felicie? Du bist doch nicht krank? . . . Was machst du da?

„Ich suche etwas.“

„In meinem Schrank?“

„Ja, Mama.“

„Willst du wohl zu Bett gehen! Du kriegst noch den Schnupfen . . . Sag' mir wenigstens, was du suchst. Wenn's die Schokolade ist, die liegt auf dem mittleren Fach neben der silbernen Zuckerdose.“

Aber Felicie hatte ein Pack Photographien ergriffen und blätterte es hastig durch. Unter ihren ungeduldigen Fingern zogen Frau Doulce vorbei, bedeckt mit Spitzen; Fagette, glanzvoll und die Haare verzehrt von Licht; Tony Meyer, mit nahe beieinanderliegenden Augen und einer Nase, die auf die Lippen fiel; Pradel, mit blühendem Bart; Trublet, kahl und plattnäßig; Herr Bondois, furchtsamen Auges und mit grad hinausragender Nase über einem dichten Schnurrbart. Obwohl der Sinn ihr nicht danach stand, sich um Herrn Bondois zu kümmmern, schenkte sie ihm, wie er vorbeikam, einen feindlichen Blick und ließ ihm auf gut Glück einen Tropfen von der Kerze auf die Nase fallen.

Frau Nanteuil war vollends wachgeworden und wunderte sich:

„Felicie, was hast du nur so in meinem Schrank herumzuwühlen?"

Felicie, die endlich die so lange gesuchte Photographie in der Hand hielt, antwortete nur durch einen wilden Freudenschrei und flog von dem Stuhl fort, unter Mitnahme

ihres Toten und, aus Versehen, auch des Herrn Bondois.

In den Salon zurückgekehrt, kauerte sie sich vor dem Kamin und machte ein Papierfeuer, dahinein warf sie Chevaliers drei Photographien. Sie sah zu, wie sie aufflammten, und als die drei Karten, gekrümmt und geschwärzt, ohne Form und Stoff davongeflogen waren, da atmete sie voll auf. Diesmal glaubte sie wirklich, dem eifersüchtigen Toten das, was seine Erscheinungen nährte, entzogen und sich von der Bedrängnis befreit zu haben.

Als sie ihren Leuchter wieder ergriff, sah sie Herrn Bondois, dessen Nase unter einem weißen Wachsklex verschwunden war. Sie wußte nicht, was sie mit ihm anfangen sollte und warf ihn lachend in den Kamin, worin es noch loderte.

In ihr Zimmer zurückgekehrt, stellte sie sich vor den Spiegel und zog das Hemd eng um sich herum, damit die Formen sich abzeichneten. Ein Gedanke, der ihr manchmal den Kopf kreuzte, hielt sich diesmal etwas länger als gewöhnlich darin auf. Sie sagte zu sich selbst:

„Warum sieht man so aus, mit einem Kopf, Armen, Beinen, Händen, Füßen, einer Brust, einem Bauch? Warum so und nicht anders? 's ist komisch!"

In diesem Augenblick erschien die menschliche Gestalt ihr willkürlich, verzwickt, seltsam. Aber ihr Erstaunen verging rasch. Und wie sie sich betrachtete, gefiel sie sich. Sie fand überhaupt an sich selbst lebhaften und tiefgehenden Geschmack. Sie legte ihre Brüste frei, hielt sie behutsam auf den hohlen Händen, betrachtete sie im Spiegel so zärtlich, als seien sie nicht ein Stück von ihr, sondern gehörten ihr wie zwei beseelte Wesen, wie ein Taubenpaar.

Nachdem sie ihnen zugelächelt hatte, legte sie sich wieder zu Bett. Beim Erwachen zu später Morgenstunde verging ihr eine Sekunde mit Staunen darüber, daß sie allein im Bett lag. Im Traum verdoppelte sie sich manchmal, und unter der Berührung durch ihr eigenes Fleisch träumte ihr, sie empfinge die Liebkosungen einer Frau.

XIX

Die Generalprobe des ‚Gitters' war für zwei Uhr angesagt. Schon um ein Uhr hatte Doktor Trublet seinen gewohnten Platz in Nanteuils Garderobe eingenommen.

Felicie, die sich unter Frau Michons Händen befand, warf ihrem Doktor vor, daß er ihr nichts sagte. Aber sie selbst, beschäftigt, wie sie war, und im Geist ganz bei der Rolle, die sie spielen sollte, hörte nicht zu. Sie wiederholte die Weisung, daß man niemand in die Garderobe lassen solle. Doch empfing sie mit Vergnügen Constantin Marc, denn mit ihm, so fand sie, kam sie gut aus.

Er war sehr erregt. Um seine Verwirrung zu verbergen, tat er, als könne er ruhig von seinen Wäldern im Vivarais sprechen, und fing Jagderlebnisse und Bauerngeschichten an, die er dann nicht beendete.

„In mir bubbert's", sagte Nanteuil. „Und Sie, Herr Marc, fühlen Sie keine Stöße im Magen?"

Er verwahrte sich dagegen, als spürte er irgendwelche Erregung. Sie drang in ihn:

„Gestehen Sie nur, Sie möchten, daß es vorbei wäre."

„Nun also, da Ihnen daran liegt, vielleicht wär's mir lieber, es wäre vorbei."

Worauf Doktor Sokrates einfach und mit ruhiger Stimme die forschenden Worte an ihn richtete:

„Meinen Sie nicht, daß, was sich vollenden soll, sich schon vollendet hat, und von jeher vollendet ist?"

Und ohne eine Antwort abzuwarten, fügte er hinzu:

„Wenn die Erscheinungen der Welt nacheinander zu unserer Kenntnis gelangen, dürfen wir nicht daraus schließen, daß sie in Wirklichkeit nacheinander stattfinden, und noch weniger Grund haben wir zu glauben, daß sie sich in dem Augenblick vollziehen, wo wir sie wahrnehmen."

„Augenscheinlich", sagte Constantin Marc, der nicht zugehört hatte.

„Das Weltall", so redete der Doktor fort, „erscheint uns unaufhörlich unfertig, und wir hegen die Täuschung, als vollende es sich unaufhörlich. Da wir die Erscheinungen nacheinander wahrnehmen, glauben wir, daß sie tatsächlich aufeinander folgen. Wir bilden uns ein, daß die, die wir nicht mehr sehen, vorüber sind, und daß die, die wir noch nicht sehen, künftig sind. Aber es lassen sich Wesen denken, derartig angelegt, daß sie das, was für uns Vergangenheit und Zukunft ist, gleichzeitig entdecken. Es lassen sich welche denken, die die Erscheinungen in rückwärtsschreitender Reihe wahrnehmen und sie von unserem Künftigen zu unserem Vergangenen sich abrollen sehen. Lebewesen, die anders als wir über den Raum verfügen und zum Beispiel imstande sind, sich mit größerer Schnelligkeit zu bewegen als das Licht, würden sich von der Folge der Erscheinungen eine von der, die wir haben, sehr verschiedene Vorstellung machen."

„Wenn mir bloß Durville heute auf der Bühne keinen Streich spielt!" rief Felicie, in-

des Frau Michon ihr unterm Rock die Strümpfe anzog.

Constantin Marc versicherte ihr, Durville denke gar nicht daran, und bat sie, sich nicht zu beunruhigen.

Und der Doktor Sokrates nahm seine Beweisführung wieder auf.

„Wir selbst, wenn wir in einer hellen Nacht den Blick auf die Ähre der Jungfrau richten, die auf dem Wipfel einer Pappel zittert, wir sehen dann gleichzeitig, was war, und was ist. Und man kann ebenso sagen, daß wir sehen, was ist, und was sein wird. Denn wenn der Stern, so wie er uns erscheint, mit Bezug auf den Baum das Vergangene ist, ist der Baum mit Bezug auf den Stern das Zukünftige. Und doch: der Stern, der von fern uns sein kleines Feuergesicht zeigt, nicht wie es heute ist, sondern wie es zur Zeit unserer Jugend, vielleicht sogar vor unserer Geburt war, und die Pappel, deren junge Blätter in der frischen Abendluft zittern, verbinden sich in uns im selben Zeitpunkt und sind uns einer und der andere zugleich gegenwärtig.

Wir sagen von einer Sache, daß sie in der Gegenwart ist, wenn wir sie deutlich wahrnehmen. Wir sagen, daß sie in der Vergangenheit ist, wenn wir nur noch ein undeutliches Bild von ihr haben. Mag eine Sache seit Millionen Jahren vollendet sein, wenn wir den stärksten bei uns möglichen Eindruck von ihr empfangen, wird es für uns keine vergangene Sache sein: sie wird uns gegenwärtig sein. Die Reihenfolge, in der Dinge durch die Abgründe des Weltalls rollen, ist uns unbekannt. Wir kennen nur die Reihenfolge unserer Wahrnehmungen. Zu glauben, die Zukunft sei nicht, weil wir sie nicht kennen, das heißt glauben, ein Buch sei unvollendet, weil wir es nicht ausgelesen haben."

Hier hielt der Doktor einen Augenblick inne. Und Nanteuil hörte in der Stille ihr Herz schlagen. Sie rief:

„Nur weiter, bester Sokrates, nur weiter, bitte. Wenn Sie wüßten, wie Sie mir wohltun mit dem Reden! . . . Sie können sich denken, daß ich auf kein Wort aufpasse von

allem, was Sie sagen. Aber wenn ich Sie so fernliegende Dinge reden höre, das lenkt mich ab; dabei fühl' ich, daß es doch noch mehr gibt als mein Auftreten; dabei kann ich nicht in das schwarze Loch einsinken ... Sagen Sie ganz gleich was, aber schweigen Sie nicht still ..."

Der weise Sokrates hatte den guten Einfluß, den seine Worte auf die Schauspielerin üben würden, wahrscheinlich vorausgesehen; er fuhr in seiner Rede fort:

„Das Weltall kommt mit solcher Schicksalsnotwendigkeit zustande wie ein Dreieck, von dem eine Seite und zwei Winkel gegeben sind. Den künftigen Dingen ist's vorausbestimmt, wie sie enden sollen; also sind sie schon beendet. Sie sind, wie wenn sie schon da wären. Sie sind schon da. Sie sind so sehr da, daß wir sie zum Teil schon kennen. Und wenn dieser Teil winzig ist im Vergleich mit ihrer Riesenmenge, steht er doch in sehr schätzbarem Verhältnis zu dem Teil, den wir von den schon vollendeten Dingen kennen können. Wir dürfen wohl sagen, daß für uns

die Zukunft nicht viel dunkler ist als die Vergangenheit. Wir wissen, daß Geschlechter auf Geschlechter folgen werden, in Arbeit, Freude und Leiden. Ich erweitere meinen Blick bis über die Dauer des Menschengeschlechts hinaus. Ich sehe die Gestirne langsam im Himmel ihre Formen ändern, die unwandelbar scheinen; ich sehe den Wagen sein uraltes Gespann ausspannen, den Harnisch des Orion zerbrechen, Sirius verlöschen. Wir wissen, daß die Sonne morgen aufgehen wird, und daß sie noch lange in dichten Wolken oder leichtem Dunst alle Morgen aufgehen wird."

Adolph Meunier trat rücksichtsvoll auf den Zehen ein.

Der Doktor drückte ihm die Hand:

„Guten Tag, Herr Meunier. Wir sehen den neuen Mond des nächsten Monats. Wir sehen ihn nicht so deutlich wie den neuen Mond von heute nacht, weil wir nicht wissen, in welchem grauen oder rötlichen Himmel er seinen Hintern, wie bei 'nem alten Kupfertopf, auf meinem Dach sehen lassen wird, zwischen spitz behuteten, romantisch bekappten

Schornsteinen, unter den Blicken verliebter Kater. Wären wir aber wissend genug, um diesen Aufgang des nächsten Mondes in seinen geringsten Umständen, die alle notwendig sind, vorauszukennen, dann würden wir uns von der Nacht, die ich meine, eine ebenso klare Vorstellung machen, wie von der, in der wir sind: eine wie die andere wären uns gleich gegenwärtig."

„Unsere Kenntnis der Tatsachen ist der einzige Grund, der uns dazu bewegt, an ihre Wirklichkeit zu glauben. Wir kennen gewisse künftige Tatsachen. Wir müssen sie also für wirklich halten. Und wenn sie wirklich sind, sind sie verwirklicht. So ist's also glaubhaft, mein lieber Constantin Marc, daß Ihr Stück schon aufgeführt ist, seit tausend Jahren oder seit einer halben Stunde, was durchaus aufs selbe herauskommt. Es ist zu glauben, daß wir alle schon lange tot sind. Denken Sie sich's, und Sie werden ruhig sein."

Constantin Marc, der den Gründen sehr schlecht gefolgt war und kein Gefühl dafür hatte, wieso sie hierher gehörten und worauf

sie passen sollten, antwortete etwas ärgerlich, das alles stehe im Bossuet.

„Im Bossuet!" rief empört der Doktor. „Seien Sie so gut und finden Sie bei ihm irgend etwas dergleichen. Bossuet besaß gar keine Philosophie."

Nanteuil wandte sich dem Doktor zu. Sie hatte eine große Haube aus Schleiertuch auf, mit hohem, runden Kopfstück. Auf dem Kopf war sie mit einem breiten blauen Band festgeknüpft, und die in Stockwerken herabsteigenden Spitzen beschatteten ihr Stirn und Wangen. Sie hatte sich in eine Rotblonde umgewandelt. Rötliche Haare fielen ihr in Locken auf die Schultern. Über ihrem Busen kreuzte sich ein Brusttuch aus Musselin, das in einem breiten violetten Gürtel stak. Ihr weißer, rotgestreifter Rock, der wie eingeweicht von der etwas hochsitzenden Taille herabfloß, ließ sie sehr lang erscheinen. Und sie tauchte vor einem auf wie ein Traumgesicht.

„Delage", sagte sie, „spielt einem auch gemeine Streiche: wissen Sie, was er Marie-

19*

Claire für einen gespielt hat? Sie spielten beide in den ‚Gelehrten Frauen'. Auf der Bühne hat er ihr ein Ei in die Hand gegeben. Den ganzen Akt lang hat sie's nicht loswerden können."

Der Inspizient rief, und sie ging hinunter, gefolgt von Constantin Marc. Sie vernahmen das Geräusch im Saal, das Getöse des Ungeheuers, und ihnen war's, als zögen sie hinein in den feurigen Rachen des apokalyptischen Tieres.

* * *

Das ‚Gitter' ward gut aufgenommen. Da es zu Ende der Saison kam und auf lange Dauer nicht hoffen konnte, fand es bei allen Gnade. Gegen Mitte des ersten Aktes spürte man Stil drin, Poesie und hier und da etwas Dunkles. Da verschonte man es denn, tat so, als gefiele es einem, wollte es verstanden haben. Man ließ ihm hingehen, daß es nicht recht dramatisch war. Es war literarisch, und diesmal ließ man die Gattung gelten.

Constantin Marc kannte noch niemand in Paris. Er hatte drei oder vier Gutsbesitzer aus dem Vivarais ins Theater kommen lassen; sie stachen rot aus dem Parkett hervor in ihren weißen Halsbinden, rollten runde Augen und wagten nicht zu klatschen. Da er keine Freunde hatte, dachte niemand daran, seinem Erfolg zu schaden. In den Wandelgängen spielte man ihn sogar als Mann von Talent gegen andere aus. Gleichwohl sehr erregt, irrte er von Loge zu Loge oder sank hinten in der Proszeniumsloge des Direktors nieder. Er war in Unruhe wegen der Kritiker.

„Beruhigen Sie sich", sagte ihm Romilly. „Sie werden von Ihrem Stück das Gute oder Böse sagen, das sie von Pradel denken. Und in diesem Augenblick denken Sie von ihm mehr Böses als Gutes."

Adolph Meunier benachrichtigte ihn mit blassem Lächeln, das Haus sei günstig gestimmt, und die Kritiker fänden den Stil des Stückes sehr sorgfältig. Als Gegengabe erwartete er einige verbindliche Worte über „Pandolph und Clarimunde". Aber Constan-

tin Marc dachte nicht daran, daß er sie ihm sagen müsse.

Romilly schüttelte den Kopf.

„Auf Abschlachtungen müssen Sie gefaßt sein. Herr Meunier kennt das. Die Presse ist gegen ihn barbarisch ungerecht gewesen."

„Ach", seufzte Meunier, „man kann über uns nie so viel Schlimmes sagen, wie man über Shakespeare und Molière gesagt hat."

Nanteuils Erfolg war groß und ward wohl auch durch lärmende Hervorrufe, mehr jedoch durch die leisere und tiefergehende Zustimmung feinfühliger Liebhaber gekennzeichnet. Sie hatte Vorzüge herausgekehrt, die man an ihr noch nicht kannte, Reinheit der Sprechweise, vornehme Haltung, eine keusche und stolze Anmut.

Während des letzten Zwischenaktes richtete auf der Bühne der Minister Glückwünsche an sie. Das war ein Zeichen, daß der Saal günstig gestimmt war: denn Minister äußern nie eigene Meinungen. Hinter dem Großmeister der Universität drängte sich eine schmeichlerische Menge von Beamten, Gesellschafts-

menschen und Theaterschriftstellern. Die Arme nach ihr ausgestreckt wie Pumpen, drückten sie ihr alle auf einmal ihre Bewunderung aus. Und Frau Doulce, erstickt durch ihre Zahl, ließ an den Knöpfen der Männeranzüge Fetzen ihrer zahllosen baumwollenen Spitzen.

Der letzte Akt war Ranteuils Triumph. Sie bekam Besseres vom Publikum als Weinen und Aufschreie. Sie erlangte von allen Augen die feuchten und doch tränenlosen Blicke, von allen Brüsten das tiefe, fast stumme Gemurmel, das allein die Schönheit entreißt.

Sie fühlte, daß sie in einem Augenblick unermeßlich gewachsen war, und wie der Vorhang gefallen war, murmelte sie:

„Diesmal ist es soweit!"

Sie kleidete sich eben aus in ihrer Garderobe, die voll war mit Orchideen, Rosenbuketts und Fliedersträußen, da brachte man ihr eine Depesche. Sie öffnete sie. Es war ein Telegramm aus dem Haag, das die Worte enthielt:

„Schließe mich von Herzen sicherem Triumphe an. Robert."

Im Augenblick, da sie mit Lesen fertig war, trat der Doktor Trublet in ihre Garderobe.

Sie warf ihm ihre vor Ermüdung und Freude glühenden Arme um den Hals, zog ihn an ihre feuchte Brust und drückte auf dieses nachdenkliche Silengesicht einen vollen Kuß ihres trunkenen Mundes.

Sokrates, der ein Weiser war, empfing diesen Kuß als ein Geschenk des Schicksals, wohl wissend, daß es nicht für ihn war, sondern daß er dem Ruhm und der Liebe geweiht war.

Nanteuil merkte selbst, daß sie in ihrer Trunkenheit ihre Lippen vielleicht mit einem zu heißen Hauch geladen habe, denn sie sagte und warf dabei ihre Arme ins Leere:

„Meinetwegen! Ich bin so glücklich!“

XX.

Zu Ostern erhöhte ein beträchtliches Ereignis ihre Freude. Sie ward bei der Comédie Française engagiert. Ohne davon zu reden, bemühte sie sich seit einiger Zeit darum. Ihre Mutter hatte ihr bei ihren Schritten geholfen.

Frau Nanteuil war liebenswürdig, seit sie geliebt ward. Jetzt trug sie vorn gerade Korsetts und hatte Unterröcke an, die sie überall zeigen konnte. Sie verkehrte in den Ministerialbureaus, und man glaubt, daß sie den Werbungen eines stellvertretenden Bureauvorstandes bei den Schönen Künsten in sehr gefälliger Art nachgab. Wenigstens behauptete Pradel es.

Ganz froh bewegt rief er aus:

„Sie ist nicht wiederzuerkennen, die Mama Nanteuil! Sie ist nachgerade sehr begehrenswert, und ich mag sie lieber als ihr kleines Luder von Tochter. Sie hat 'nen besseren Charakter."

Wie die anderen hatte Felicie Nanteuil die Comédie Française verschmäht, verachtet, schlecht gemacht. Sie hatte wie die anderen gesagt: „Ich hab' wenig Lust, in das Haus einzutreten." Und als sie zu dem Hause gehörte, frohlockte sie vor Freude und Stolz. Was ihr Vernügen verdoppelte, war, daß sie in der ‚Schule der Frauen' debütieren sollte. Schon arbeitete sie an der Rolle der Agnes

mit einem alten unbekannten Lehrer, den sie schätzte, weil er alle Überlieferungen besaß, mit Herrn Maxime. Sie spielte des Abends Cécile im ‚Gitter' und lebte in einem Arbeitsfieber, da empfing sie einen Brief, womit Robert de Ligny ihr anzeigte, er komme nach Paris zurück.

Während seines Aufenthaltes im Haag hatte er einige Versuche gemacht, die ihm die Stärke seiner Liebe zu Felicie bewiesen hatten. Er hatte Frauen gehabt, die als angenehm und hübsch galten. Aber weder Frau Bumbernoot aus Brüssel, groß und frisch, noch die Schwestern van Cruysen, Modistinnen auf dem Vyver, noch Suzette Berger von dem Folies Marigny, die auf einer Tournee durch Nordeuropa begriffen war, hatten ihm im Vergnügen das Gefühl der Vollständigkeit verschafft. Bei ihnen hatte er sich nach Felicie gesehnt und entdeckt, daß er von allen Frauen nur noch sie begehrte. Ohne Frau Bumbernoot, die Schwestern van Cruysen und Suzette Berger hätte er nie den ganzen Wert erkannt, den Felicie Nanteuil für ihn hatte. Wenn

man sich an Worte hält, wird man sagen, er habe sie hintergangen. Das ist der Ausdruck dafür. Es gibt noch andere, die aufs selbe hinauskommen und weniger fein sind. Aber wenn man genauer hinsieht, hatte er sie nicht hintergangen. Er hatte sie gesucht, er hatte außerhalb ihrer selbst gesucht und hatte erfahren, daß er sie nur in ihr finden werde. In seiner überflüssigen Vernünftigkeit empfand er darüber beinahe Zorn und Schrecken, in Unruhe darüber, daß er künftig die Menge seiner Begierden an so wenig Gegenständliches binden sollte und an einen einzigen, zerbrechlichen Ort. Und er liebte Felicie um so mehr, da er sie mit einiger Wut und einigem Haß liebte.

Gleich am Tage seiner Ankunft verabredete er sich mit ihr in einer Junggesellenwohnung, die ein reicher Kollege vom Ministerium des Auswärtigen ihm geliehen hatte. Sie lag an der Avenue de l'Alma im Erdgeschoß eines einladenden Hauses und bestand aus zwei kleinen Zimmern, tapeziert mit Sonnen, mit braunen Herzen und goldenen Petalen, die

gleichmäßig, ruhig und ohne Schatten die froh gestimmten Wände hinanstiegen. Die blaßgrünen Möbel von modernem Stil, geschmückt mit Blütenstengeln, folgten in ihren Umrissen den weichen Windungen der Binsen und hatten etwas von der Sanftmut von Wasserpflanzen. Der Toilettenspiegel neigte sich leicht hernieder in seinem Rahmen aus zwiebelartigen Pflanzen und biegsamen Formen, die in geschlossene Blumenkronen ausliefen, und in diesem Rahmen hatte das Glas die Frische des Wassers. Eine weiße Bärenhaut lag lang zu Füßen des Bettes.

„Du! du! . . . Das bist du! . . .“

Sie konnte nichts weiter sagen.

Sie sah, daß er leuchtende und von Begierde schwere Augen hatte, und während sie ihn ansah, legte sich ihr eine Wolke immer dichter vor die Augen. Das feine Feuer in ihrem Blut, das Brennen in ihren Lenden, der warme Hauch ihrer Brust, die rauchende Glut ihrer Stirn kamen ihr zusammen in den Mund, und sie drückte lang ausgehalten auf die Lippen ihres Geliebten einen Kuß, der er-

füllt war von all diesen Flammen und frisch wie eine Blume im Tau.

Sie fragten einander nach zwanzig Dingen auf einmal und wirrten ihre Fragen durcheinander.

„Hast du dich gelangweilt, als du von mir fort warst, Robert?“

„Du debütierst also bei der Comédie?“

„Ist der Haag hübsch?“

„Ja, eine kleine friedliche Stadt. Rote, graue, gelbe Häuser mit Treppengiebeln, grünen Läden, Geranium an den Fenstern.“

„Was hast du dadrin angefangen?“

„Nichts von Belang ... Ich ging um den Vyver herum.“

„Du hast aber doch nichts mit Frauen gehabt?“

„O nein, wie sollte ich! ... Wie bist du hübsch, Liebling! Bist du nun wieder gesund?“

„Ja, ja, ich bin wieder gesund.“

Und auf einmal flehend:

„Robert, ich hab' dich lieb. Verlaß mich nicht. Wenn du mich verließest, einen anderen nähm' ich ganz sicher nicht. Und was sollte

dann aus mir werden? Du weißt, ich kann nicht ohne Liebe existieren."

Er antwortete ihr heftig, in rauhem Ton, er liebe sie nur zu sehr, er denke nur an sie.

„Ich versimple dabei!"

Diese rauhe Art versetzte sie in Entzücken und beruhigte sie gründlicher als es die matte Sanftmut von Schwüren und Versprechungen getan haben würde. Sie lächelte und begann freigebig sich auszukleiden.

„Wann trittst du zuerst auf bei der Comédie?"

„Diesen Monat."

Sie öffnete ihr Täschchen, zog nebst ihrem Reispuder ihre Rolle hervor und reichte sie Robert. Was sie an diesem Papier zu bewundern nicht müde ward, war, daß es die Überschrift der Comédie trug, mit dem Datum, weit zurückliegend und erhaben, ihrer Gründung.

„Du siehst. Ich debütiere als Agnes in der ‚Schule der Frauen'."

„Das ist eine hübsche Rolle."

„Na und ob!"

Und indes sie sich auszog, kamen ihr Verse auf die Lippen, und sie murmelte sie:

„‚Ich war verwundet?‘ frag’ ich ganz erschrocken.
‚Und wie verwundet!‘ sagt sie, ‚ei Gott straf’!
Der Herr ist’s, der sie vom Balkon gesehn.‘
‚Und wer,
Ruf ich, ‚ist schuld? Ließ ich von ungefähr
Etwas hinunterfallen, das ihn traf?‘“

„Du siehst, magerer bin ich nicht geworden . . .“

„‚Nein,‘ sagt sie, ‚nur Ihr Blick hat ihn getroffen,
Und nur von diesem welkt er hin.‘“

„Eher dicker, aber nicht sehr.“

„Drauf ich: ‚Du lieber Gott, ich will nicht hoffen,
Daß ich mit bösem Blick behaftet bin.‘“

Er hörte die Verse mit Vergnügen an. Wenn er nicht viel mehr Kenntnis der älteren Literatur hatte, und nicht viel mehr französische Überlieferung im Leibe als seine jungen

Zeitgenossen, so hatte er doch mehr Geschmack und lebhaftere Interessen. Und wie alle Franzosen liebte er Molière, verstand und fühlte ihn bis in die Tiefe.

„'s ist wundervoll", sagte er. „Jetzt komm."

Sie ließ ihr Hemd herabgleiten mit ruhiger, wohltuender Anmut. Aber weil sie begehrt werden wollte, und aus Liebe zum Spiel, begann sie die Erzählung der Agnes:

„Auf dem Balkon im Kühlen saß ich stickend,
Da sah ich einen jungen hübschen Mann
Dort unterm Baum vorbeigehn; mich erblickend —"

Er rief sie, zog sie an sich. Sie entglitt seinen Armen, trat unter den Toilettenspiegel, und davorstehend, fuhr sie fort zu sprechen und zu spielen:

„Hielt er mit einem Bückling an."

Sie bog das Knie, das erstemal leicht, dann ein wenig tiefer, dann machte sie, das linke Bein vorgestellt, das rechte Bein zurückwerfend, eine tiefe Verbeugung:

„Ich, um an Höflichkeit ihm nicht zu weichen,
Gab meinerseits das Kompliment ihm wieder . . .“

Er rief sie dringender. Aber sie machte eine zweite Verbeugung und hielt die Tempi mit belustigender Genauigkeit ein. Und sie ließ nicht mehr ab zu rezitieren, noch Verbeugungen zu machen an den Stellen, wo Text und Überlieferung sie angeben.

„Drauf neigt' er sich zum zweiten Male nieder,
Und ohne Säumen ich desgleichen.
Dann, wie er mir den dritten Gruß bezeugte,
Sandt' ich ihm ebenfalls den dritten Gruß . . .“

Sie führte alle Bühnenbewegungen im Ernst aus, gewissenhaft und mit dem Bemühen, es gut zu machen. Ihre Haltungen, von denen einige aus dem Konzept brachten, weil ein Rock nötig gewesen wäre, um sie zu erklären, waren fast alle hübsch und alle interessant, insofern sie in einem jungen Körper unter weicher Hülle feste Muskeln andeuteten und bei jeder Bewegung ineinandergreifende

Wohlklänge enthüllten, die man für gewöhnlich nicht wahrnimmt.

Indem sie ihre Nacktheit mit wohlanständigen Haltungen und naiven Mienen bekleidete, verwirklichte sie durch Glück und Laune ein künstlerisches Kleinod, eine Allegorie der Unschuld im Geschmack des Correggio oder des Clodion. Und in diesem beseelten Figürchen erklang köstlich rein der Vers des hohen Lustspieles. Robert, entzückt wider Willen, ließ sie zu Ende spielen. Was ihn besonders belustigte, war, daß das Öffentlichste von allem, eine Theaterszene, ihm so in privater, heimlicher Weise dargebracht ward. Und bei der Betrachtung des zeremoniösen Gebarens dieses völlig nackten Mädchens gönnte er sich auch das Vergnügen, herauszufinden, womit man in den besten Gesellschaften Würde herstellt.

„Er ging und kam zurück mit raschem Fuß,
Wobei er immer rascher sich verbeugte,
Und ich, die aus dem Aug' ihn nicht verlor,
Erwiderte mit Knixen wie zuvor ..."

Indes bewunderte sie im Spiegel ihre frisch erschlossenen Brüste, ihre bewegliche Taille, ihre etwas schmächtigen Arme, rund und dünn auslaufend, ihre feinen Beine, ihre schönen glatten Knie, und wie sie das alles der edlen Kunst des Schauspieles dienen sah, belebte sie sich, steigerte sich; eine leichte Röte, wie Schminke, färbte ihre Wangen.

„Und hätt' es fortgesetzt noch lange Zeit,
Wär' mittlerweile nicht die Nacht erschienen;
Ich wollte doch den Vorwurf nicht verdienen,
Daß er mich überträf' an Höflichkeit . . ."

Er rief vom Bett aus, wo er aufgestützt lag:

„Jetzt komm!"

Da, ganz belebt und purpurn gerötet:

„Und ich, glaubst du denn, ich lieb' dich nicht! . . ."

Sie warf sich neben ihren Freund. Hingegeben und geschmeidig legte sie den Kopf hintenüber und bot den Küssen ihre von schattigen Wimpern verschleierten Augen und ihren leicht offenen Mund, worin ein feuchter Blitz blinkte.

20*

Plötzlich richtete sie sich in den Knien auf. Ihre starren Augen waren voll eines unsäglichen Grauens. Ihrer Kehle entfuhr ein rauher Schrei; ihm folgte eine Klage, sanft und lang wie ein Orgelton. Sie wies mit dem Finger, und wandte dabei den Kopf weg, auf das weiße Fell zu Füßen des Bettes.

„Da! da! . . . Da liegt er krumm wie'n Flintenhahn, mit einem Loch im Kopf . . . Er sieht mich an und lacht, mit Blut im Mundwinkel . . ."

Ihre Augen, weit offen, rollten ganz weiß. Ihr Körper krümmte sich zum Bogen, und als er sich wieder zurückbringen ließ, sank sie hin wie tot.

Er netzte ihr die Schläfen mit kaltem Wasser und rief sie wieder zum Leben. Mit kindlicher Stimme klagte sie, sie sei in allen Gelenken zerbrochen. Sie fühlte Brennen in den Handhöhlen, blickte hin und sah, daß die Faust aufgeschnitten war und blutete.

Sie sagte:

„Meine Nägel sind mir in die Hand gedrungen. Voll Blut sind meine Nägel, sieh nur!"

Sie dankte ihm zärtlich für die Pflege, die er ihr hatte angedeihen lassen, und bat sanft um Entschuldigung, daß sie ihm soviel Unannehmlichkeiten verursache.

„Deswegen bist du wohl nicht gekommen, was?"

Sie versuchte zu lächeln und blickte um sich.

„'s ist hübsch hier."

Ihr Blick fiel auf die Rolle, die geöffnet auf dem Nachttisch lag, und sie seufzte:

„Was hilft's mir, daß ich 'ne große Künstlerin bin, wenn ich nicht glücklich bin?"

Ohne es zu wissen, wiederholte sie Wort für Wort, was Chevalier gesagt hatte, als sie ihn von sich gestoßen hatte.

Dann hob sie ihren Kopf, er war noch schwer, vom Kissen auf, das er ausgehöhlt hatte, wendete ihrem Geliebten ihre traurigen Augen zu und sagte ergebungsvoll:

„Wir haben uns tüchtig lieb gehabt, wir zwei. 's ist aus. Wir werden uns nie mehr haben, nie mehr . . . Er will nicht!"

Ende

Gedruckt von der Buchdruckerei
Dr. Reinhold & Co. in Leipzig.



